40. Jahrg. / November 1925 / 3. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing

Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark



Inhalt des Novemberheftes:

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

Selbständige Textbilder:

Geschäftliche Anzeigen:

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg/Thür. ⋆ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe. Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. **Ch. Wiedemann.** ADT

Clarens-Montreux **Töchter-Pensionat Villa Rurik.** Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden-A. ⋆ **Töchterheim Anna Krause**
Werderstr. 44 a. d. Lukaskirche. Fernruf: 41225
Wissenschaftl. Fortbildg. I. R. Neuzeitl. körperl. Ausbildg. Allererste Empfehl.

Dresden-A. Goethestr. 12 **Sophie Voigts Töchterheim**
verbund. mit **höh. Koch-, Haushaltgs.- u. Gewerbeschule.** Fortbildg. in Wissensch. u. Musik. Beste Verpfl. Eig. Villa. Prospekt.

Eisenach ⋆ **Töchterheim Brons,** **Haushaltungsschule.**
Hainweg 22.
Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.**

Eisenach Bismarckstrasse 14. **Töchterheim Feodora**
staatlich anerkannt. Prospekt und Arbeitsplan von Vorsteherin Fr. **M. Bottermann.** ADT

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Lausanne- Signal, Schweiz. ⋆ **Grand Verger.**
Erstklass. Mädchenpensionat. Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger** et **Vine.**

Montreux-Clarens
Virginia College, **Töchterpens. I. Rang.**
Komf. einger. Villen in herrl. Lage am See, mitten in Gärten, m. Tennis, Seebäd. etc. Wintersport. Erste Prof. f. Engl., Franz., Italien., Musik, Malen, Handarbeit, auf Wunsch Haushalt. Studienreisen, sowie Gebirgsaufenth. Illustr. Prosp. 1 Mark.

Teufen (Schweiz) St. Gallen Appenzell **Prof. Busers Voralpines Töchterinstitut I. Ranges** mit Fortbildungs-, Handels-, Hauswirtschafts- und Gymnasial-Abteilung. — Körperkultur. Erholung. Familienleben Eigene Landwirtschaft. **Spezialabteilung f. Mädchen unter 13 Jahren.**

Thale a. Harz ⋆ **Töchterheim Lohmann.**
Gedieg. wissenschaftl., hauswirtschaftl. u. gesellschaftl. Fortbildg. Herrliche Waldlage am Fusse der Rosstrappe. Näh. Prospekt.

Weimar ⋆ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park. Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss** u. Frau.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

RACKOW-Schulen

Begründet zu Berlin 1867. — Bisherige Besucherzahl 211000. **Berlin W.,** Wilhelmstr. 49, **Berlin C.,** Alexanderstr. 50, **Charlottenburg,** Tauentzienstr. 1, **Dresden,** Altmarkt 15, **Frankfurt a. M.,** Zeil 121, **Hamburg,** Glockengiesserwall 19, **Hannover,** Sophienstr. 6, **Köln,** Agrippastr. 13 (Rohloff), **Magdeburg,** Bismarckstr. 4, **Stettin,** Bismarckstr. 6 (Janke)
Jahres- u. Halbjahrs-Lehrgänge z. Vorbereitung f. den allgemeinen u. höheren kaufmänn. Beruf.
Kürzere Lehrgänge in einzelnen Fächern (Klassen-, Privatzirkel- u. Einzelunterricht): **Buchhaltung, deutsch. und fremdsprachl. Schriftverkehr, Stenographie, Maschinenschreiben usw.** Prospekt und Auskunft frei.
Rackows kaufmännische Privatschulen

Düsseldorf ⋆ **Pädagogium Dr. Crull.**
Ausgeb. Privatoberrealschule, gymn. u. realg. Nebenklassen. Sexta —Oberprima. Kleine Klassen. Indiv Unterricht. Arbeitsstunden.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Abteilungen:
- A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
- B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
- C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
- D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsk. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Neuzeitliche
Ingenieur-Ausbildung
Technikum Hainichen i. Sachsen

Halle/S. **Dr. Harangs**
Höhere Lehranstalt. Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

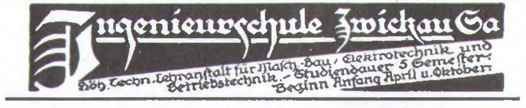
Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim).
Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine gymn. u. real. Klassen: **Sexta-Reifeprüfg.** Reife f. OII u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

Erziehungsheime der Hoffbauer-Stiftung Potsdam-Hermannswerder 15
Säuglingsheim, Kindergarten, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univ.-Reife). **Frauenschule** mit staatlichen Berechtigungen.

„Das **Schülerheim**" der Staatl. Oberrealschule i. E. (ehemalige Jacobsonschule) zu **Seesen a/Harz** nimmt Schüler v. Sexta bis Oberprima auf. Besond. wohnl. Einrichtungen f. Schüler d. Oberstufe. Auskünfte durch d. Direktor d. Staatl. Oberrealschule i. E.



Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Bad Reichenhall ⋆ **Haus Erika**
(Bayer. Hochgebirg). In hervorragender Lage. Zentralheizung. Sorgfältig gepflegte Küche.

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Nehmen Sie Biomalz

wenn Sie Ihre Gesundheit und ein gutes, blühendes Aussehen erhalten wollen. Ihre Nerven erholen sich, Ihre Arbeitskraft hebt sich. Sie leisten mehr in Ihrem Beruf, Biomalz kräftigt und erfrischt den ganzen Körper ungemein. Schlaffe, welke Züge verschwinden,

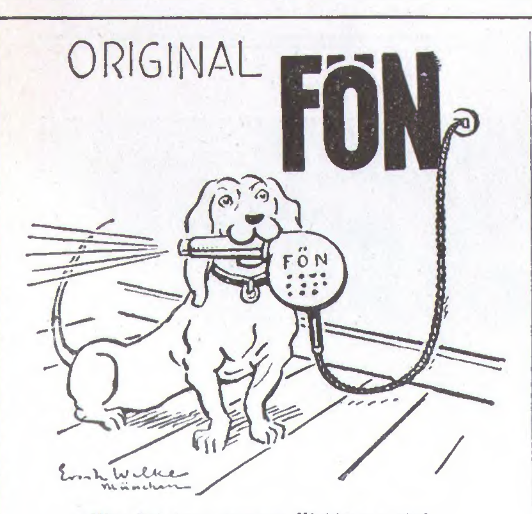
die Gesichtsfarbe wird frischer

und rosiger, der Teint reiner. Bei mageren, in der Ernährung heruntergekommenen Personen macht sich eine Hebung des Appetits, des Gewichts und infolgedessen eine mäßige Rundung der Formen bemerkbar, ohne daß überflüssiger und lästiger Fettansatz die Schönheit der Formen beeinträchtigt.

Biomalz ist allen durch Ueberarbeitung, Krankheit, Nervosität geschwächten Personen zu empfehlen. Von Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Preis einer Dose 1,90 Mk., mit Lecithin 5 Mk., mit Eisen (zur Stärkung für Blutarme und Bleichsüchtige) 2,20 Mk., mit Kalk extra (zur Stärkung für Lungenleidende) 2,50 Mk. Man verlange nur das echte Biomalz, nichts anderes, angeblich „Ebensogutes". Achte genau auf das Etikett. Druckschriften versenden wir auf Wunsch umsonst und postfrei.

Neu: Biomalz-Schokolade, je 100-Gramm-Tafel 60 Pf. und Biomalz-Bonbons, bestes Linderungsmittel bei Husten und Heiserkeit, vorzüglicher Geschmack, je Beutel 30 Pf.

Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 62.



Was fiel denn unserem Waldmann ein?
Er möchte gern ein Windhund sein!

„Das Lustige Fön-Buch" ist erschienen.
Das billigste und lustigste Bilderbuch für jung und alt mit vielen Beiträgen erster Künstler. Preis 80 Goldpfg., einzusenden in Marken oder auf Postscheckkonto Berlin 11560. Auch in sämtlichen Buchhandlungen zu haben.



So siegt der schwächste Jockey ohne Frage!
„Fön" ist dein Freund in jeder Lebenslage.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke „FÖN". Hunderttausende in Benutzung. ★ Überall erhältlich.

★ ★ ★

Zur Körper- und Schönheitspflege:

»Sanax-Vibrator« und »Penetrator«
D. R. P. • Elektr. Vibrations-Massage-Apparate

★ ★ ★

»Radiolux« und »Radiostat«
(D. R. P.) erdschlussfrei
Hochfrequenzapp. für Glimmlichtbestrahlung



SANOTHERM
Schutzmarke Dreimännerbild

Sanotherm-Heizkissen
mit dem praktischen Separatschalter.
Unentbehrlich zur Krankenpflege.
Auch dem Gesunden gewährt es grösste Behaglichkeit an kalten Tagen, bei kalten Füssen und als Bettwärmer. ★ Ueberall erhältlich!
Fabrik: „Sanitas", Berlin N 24



PERSIL
macht die Wäsche blütenweiss und gibt ihr köstlich frischen Duft!
Nur in Originalpaketen, niemals lose
F. Scherz


DIE STIMME SEINES HERRN



Schönheit und Kraft

erstere als Attribut der Frau, letztere als das des Mannes, sind kaum vorstellbar ohne volles, schönes Haar. Das zeigen schon die herrlichen Kunstwerke aller Zeiten. Leider aber ist dieser wertvolle Schmuck nicht mehr in gleichem Maße wie früher selbstverständlich. Das ständige Tragen einer Kopfbedeckung, Ueberanstrengung und Aufregungen im Beruf, Nervosität und anderes führen oft zu vorzeitigem Haarausfall. Glücklicherweise kann man diesem Mangel heute abhelfen, nachdem der bekannte Ernährungsphysiologe Geheimrat Prof. Dr. N. Zuntz das spezifische Haarnährmittel „Humagsolan" gefunden hat. Weit über 2000 Aerzte des In- und Auslandes, darunter bedeutende Forscher und Universitätsprofessoren, haben schriftlich bestätigt, daß sie mit Humagsolan zum Teil überraschende Erfolge erzielt haben. Die Fattinger-Werke A.-G., Berlin NW 7 versenden auf Wunsch kostenlos und postfrei aufklärende Schriften über das Wesen und die Wirkung des Humagsolan. Humagsolan in Originalpackungen, ausreichend für den Bedarf eines bzw. zweier Monate, ist in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften zu haben. Wenn Sie also volleres Haar haben wollen oder gar bemerken, daß Ihr Haar ausfällt, spröde wird und seinen Glanz verliert, ernähren Sie es rechtzeitig mit



N.G.-Busch

Punktisken

die wissenschaftlich und technisch vollkommenen

Augengläser

Stellen die volle Sehschärfe wieder her

Erhältlich in allen optischen Fachgeschäften

Aufklärende Druckschriften durch die Fabrikanten:

Nitsche u. Günther A.-G. Optische Werke — Emil Busch A.-G. Optische Industrie

Rathenow



J. A. HENCKELS ZWILLINGSWERK SOLINGEN

FABRIK FEINSTER STAHLWAREN

mit der bekannten Zwillingsmarke  Volle Gewähr für jedes Stück

Hauptniederlage: BERLIN W. 66, LEIPZIGER STRASSE 117/118

Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I

Die Weltmarke

DIVINIA

unerreicht

— PARFÜM — SEIFE — BRILLANTINE
— PUDER — KOPFWASSER — BADESALZ —

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE I/B.

Divinia-Parfüm: von Mk. 3.— an; Seife: Mk. 2.50; Puder: Mk. 3.—;
Divinia-Kopfwasser: von Mk. 3.— an; Brillantine: Mk. 2.50; Badesalze: Mk. 2.—





Die Feinak-Kunstsprechmaschine

in Schatullen- oder Schrankform verdankt ihre allgemeine Beliebtheit und weite Verbreitung der reinen, weichen und naturgetreuen Tonwiedergabe, welche durch die nach den neuesten Errungenschaften der Technik hergestellte Resonanzeinrichtung und Tonführung erzeugt wird. — Fordern Sie Katalog, Preisliste und Zahlungsbedingungen von der Fabrik

Aktiengesellschaft für Feinmechanik, München 23, Feilitzschstr. 2-4.


Hildebrand
Kakao Schokolade


Mit wuchtigen Klängen kämpft
DER ECHTE STEINWAY
unter den Händen unserer großen Pianisten die brandenden Tonfluten des modernen Orchesters nieder. In den engeren Räumen des Kammermusiksaales fügt er sich schmiegsam dem Reigen der Streichinstrumente ein.
Flügel und Pianinos auch mit „WELTE-MIGNON“ und „PIANOLA“.
Trotz steigender Rohstoffnotierungen und erhöhter Arbeitslöhne sind unsere herabgesetzten Preise noch in Kraft.
STEINWAY & SONS
Ausstellungsräume:
BERLIN / FRIEDRICH EBERT-STRASSE 6
HAMBURG / JUNGFERNSTIEG 34
Vertreter an allen größeren Plätzen der Welt.

Zitza

Vollmilch · Sahne

Thusnelda-Kakao · Thusnelda Extra fein · Thusnelda Zart · Thusnelda Napolitains

ZITZA-WERKE ✶ ZEITZ

DIE FREUDE DER HAUSFRAU

ist die Freude und der Frieden des Hauses.

GÖPPINGER METALLWAREN

sind eine tägliche Freude der Hausfrau.





WÜRTTEMBERGISCHE
METALLWARENFABRIK

Zweigniederlassung
GÖPPINGEN

Zu beziehen durch alle besseren Haushaltungsgeschäfte

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg/Thür. ⋆ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe. Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. **Ch. Wiedemann.** ADT

Clarens-Montreux **Töchter-Pensionat Villa Rurik.** Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden-A. **Töchterheim Anna Krause**
Werderstr. 44 a. d. Lukaskirche. Fernruf: 41225 ⋆ Wissenschaftl. Fortbildg. I. R. Neuzeitl. körperl. Ausbildg. Allererste Empfehl.

Dresden-A. Goethestr. 12 **Sophie Voigts Töchterheim**
verbund. mit **höh. Koch-, Haushaltgs.- u. Gewerbeschule.** Fortbildg. in Wissensch. u. Musik. Beste Verpfl. Eig. Villa. Prospekt.

Eisenach ⋆ **Töchterheim Brons,** **Haushaltungsschule.**
Hainweg 22. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.**

Eisenach Bismarckstrasse 14. **Töchterheim Feodora**
staatlich anerkannt. Prospekt und Arbeitsplan von Vorsteherin Fr. **M. Bottermann.** ADT

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Lausanne- **Signal,** Schweiz. ⋆ **Grand Verger.**
Erstklass. Mädchenpensionat. Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger et Vine.**

Montreux-Clarens
Virginia College, **Töchterpens. I. Rang.**
Komf. einger. Villen in herrl. Lage am See, mitten in Gärten, m. Tennis, Seebäd. etc. Wintersport. Erste Prof. f. Engl., Franz., Italien., Musik, Malen, Handarbeit, auf Wunsch Haushalt. Studienreisen, sowie Gebirgsaufenth. Illustr. Prosp. 1 Mark.

Teufen (Schweiz) St. Gallen Appenzell **Prof. Busers Voralpines Töchterinstitut I. Ranges**
mit Fortbildungs-, Handels-, Hauswirtschafts- und Gymnasial-Abteilung. — Körperkultur. Erholung. Familienleben
Eigene Landwirtschaft. **Spezialabteilung f. Mädchen unter 13 Jahren.**

Thale a. Harz ⋆ **Töchterheim Lohmann.**
Gedieg. wissenschaftl., hauswirtschaftl. u. gesellschaftl. Fortbildg. Herrliche Waldlage am Fusse der Rosstrappe. Näh. Prospekt.

Weimar ⋆ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park.
Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss** u. Frau.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

RACKOW-Schulen

Begründet zu Berlin 1867. — Bisherige Besucherzahl 211000.
Berlin W., Wilhelmstr. 49, **Berlin C.,** Alexanderstr. 50, **Charlottenburg,** Tauentzienstr. 1, **Dresden,** Altmarkt 15, **Frankfurt a. M.,** Zeil 121, **Hamburg,** Glockengiesserwall 19, **Hannover,** Sophienstr. 6, **Köln,** Agrippastr. 13 (Rohloff), **Magdeburg,** Bismarckstr. 4, **Stettin,** Bismarckstr. 6 (Janke)
Jahres- u. Halbjahrs-Lehrgänge z. Vorbereitung f. den allgemeinen u. höheren kaufmänn. Beruf.
Kürzere Lehrgänge in einzelnen Fächern (Klassen-, Privatzirkel- u. Einzelunterricht): **Buchhaltung, deutsch. und fremdsprachl. Schriftverkehr, Stenographie, Maschinenschreiben usw.** Prospekt und Auskunft frei.
Rackows kaufmännische Privatschulen

Düsseldorf ⋆ **Pädagogium Dr. Crull.**
Ausgeb. Privatoberrealschule, gymn. u. realg. Nebenklassen. Sexta —Oberprima. Kleine Klassen. Indiv. Unterricht. Arbeitsstunden.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Abteilungen:
- A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
- B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
- C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
- D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsk. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Neuzeitliche
Ingenieur-Ausbildung
Technikum Hainichen i. Sachsen

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

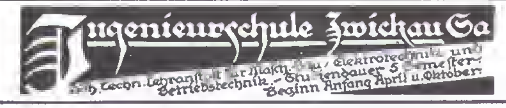
Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim).
Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine gymn. u. real. Klassen: **Sexta-Reifeprüfg.** Reife f. OII u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

Erziehungsheime der Hoffbauer-Stiftung
Potsdam-Hermannswerder 15
Säuglingsheim, Kindergarten, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univ.-Reife).
Frauenschule mit staatlichen Berechtigungen.

„Das **Schülerheim**" der Staatl. Oberrealschule i. E. (ehemalige Jacobsonschule) zu **Seesen a/Harz** nimmt Schüler v. Sexta bis Oberprima auf. Besond. wohnl. Einrichtungen f. Schüler d. Oberstufe. Auskünfte durch d. Direktor d. Staatl. Oberrealschule i. E.



Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Bad Reichenhall ⋆ **Haus Erika**
(Bayer. Hochgebirg). In hervorragender Lage. Zentralheizung. Sorgfältig gepflegte Küche.

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.
Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall**, Geheimer Sanitätsrat.

Bayreuth **Kurhaus Mainschloss**
Sanatorium für Nerven- und innere Leiden; physik.-diät. Kuranstalt. Hofrat **Dr. Würzburger.**

Berlin · Kuranstalten Westend vorm. Dr. Weiler — Dr. Schlomer's Kuranstalten f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spez.: **Psychotherapie.** Morph.-, Alkoholentzieh.-Kuren etc. Sehr komf. Haus, gr. Park.

Bad Blankenburg Thüringerwald **Waldsanatorium Schwarzeck.**
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Braunlage im Oberharz. **Sanatorium Dr. Barner**
Das ganze Jahr geöffnet. Tel.: 8 u. 12. Sanitätsrat **Dr. Barner. Dr. Fritz Barner.**

Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei **Baden-Baden**
Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Phys.-diätet. Heilanstalt f. Leicht- u. Schwerkranke. Prospekte. Tel. 2150. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanator. Tannenhof**
für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffwechselleiden. Rekonvalesz.

Bad Gernrode—Suderode a. Harz
Dr. Facklams Sanatorium f. Nervenleidende.
Alle modernen Heilmethoden. **Dr. Kaltenbach,** Nervenarzt.

Kuranstalt GLOTTERBAD, Oberglottertal, südl. bad Schwarzwald. Physikal.-diätet. Kurmittel. Eig. grosse Waldungen u. Landwirtsch. 127 ha. Ärzte: Dr. Hoffner, Geh. Hofrat Dr. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanat.). Prospekte durch die Direktion.

Kurfürstenbad „Godesberg"
FÜR INNERE UND NERVENLEIDEN.
San.-Rat **Dr. Staehly.** Direktor **Butin.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun. u. **Dr. G. W. Unna**

Bad Harzburg **Sanatorium Sophienhöhe**
für Nervenkranke, innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt **Dr. Görlitz.**

Hedemünden a. d. Werra **Sanatorium**
für Nervenkranke. Prof. Dr. Eichelberg.

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Dr. Ferd. Wahrendorff'sche **Kuranstalt Ilten** b. Hannover, für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschloss. Häus. Gross. eig. Landwirtsch. m. Beschäftigungsmögl. Mod. Therapie. Vier Ärzte. Näh. durch Anfragen. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle b. Cassel **Sanatorium**
für Nerven- u. Gemütskranke. Entziehungskuren.
Dr. Otto Brunner. Dr. Gustav Brunner.

Bad Neuenahr · Sanatorium Dr. Ernst Rosenberg
für Mag.-, Darm-, Gallen-, Nier.-, Zuck.- etc. Kranke. Alle Ernähr.-Kuren. Insulinbehandlg. Das ganze Jahr geöffn. Unbeh. Einreise.

Haus Rockenau **bei Eberbach/Baden.** Telegr.: Sanatorium Eberbach/Baden. Telephon: Eberbach 4.
Nervenkranke, Neuralgien, Erschöpfungszustände, Entziehungskuren, d. h. rationelle Behandlung aller Krankheiten, welche zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch von **Morphium** und anderen narkot. Mitteln, **Alkohol, Schlafmitteln** etc. führten. Offene Anstalt. **Dr. Fürer.**

Rockwinkel · Sanat. f. Nerven- u. Gemütskranke
bei Bremen. Aufnahme von Dauerpensionären
Entziehungskuren. Fernspr.: Oberneuland 51. Dr. **Benning.**

Schierke **Sanatorium Schierke im Harz**
(das ganze Jahr geöffnet). Ärztl. Leitung: Dr. H. Laufer, kaufm. Leitung: Th. Johannsen. Näh. Prosp. Fernsprecher 29, 30, 62.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat **Dr. E. Kremser.**

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Sanatorium Theresienhof b. Goslar a. Harz
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Sanatorium Wehrawald
b. Todtmoos, bad Schwarzw., 861 m ü. M. Höchstgel. Privatheilanst. Deutschlands f. **Lungenkranke.** Leit. Arzt: **Dr. K. Kaufmann.**

Wiesbaden **Sanatorium Dr. Arnold**
für Magen-, Darm-, Zucker-, Stoffwechsel- und innere Kranke. Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffn. **Dr. med. Julius Arnold.**

Woltorf (Braunschweig) **Heilanstalt**
Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke Prospekte. Fernsprecher Peine 288. Leitende Aerzte: **Dr. Alber, Dr. Kruse.**

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's
Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium,** höh. Schule mit Internat f. Kn u. Mädch. **Jugendheim,** ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

Kindersanatorium Zell-Ebenhausen · Isartal b München 700 m hoch
Klinisch geleitete Kuranstalt für erholungbedürftige und chronisch kranke Kinder. Unterricht. Prof. **Dr. Erich Benjamin.**



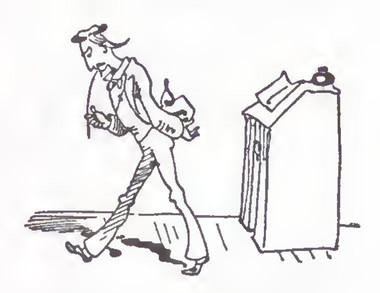




Gefahren und Heilung (auch veralteter) Hämorrhoiden.

Zu keiner Zeit kamen so viel veraltete Leiden vor die Spezialärzte als jetzt, leider sind die Gründe dafür nur zu bekannt. — Für die Behandlung eines Leidens, das der Hämorrhoiden, ist aber jetzt ein wirklich überragendes Mittel gefunden, das auch noch bei sehr vielen sogenannten „aussichtslosen" Fällen zur völligen Ausheilung führt. Leichtere und Dispositionsfälle verschwinden sogleich. **Hämori löst die Frage,** die Abertausende in Traum und Wachen beschäftigt, denn wer wollte nicht von den brutalen Peinigern seiner seelischen und körperlichen Ruhe befreit sein? **Auch Ihnen wird Hämori helfen, schreiben Sie uns daher sofort.** Unsere Versandapotheke schickt auf jedes Verlangen kostenlos eine Probe Hämori mit einer unterrichtenden ärztlichen Schrift. Bei Einsendung von M. 6.50 an uns können Sie aber auch sofort die gesamten Heilmittel zur Beseitigung innerer und äusserer Knoten beziehen. **Chem.-pharmac. Laboratorium, Stelzner & Co., Bad Kissingen.** Postscheck Nürnberg 5961.





Glänzender Humor

Feinste Kunst in Zeichnung und Text

Wilhelm Busch

Wilhelm Busch-Album, Humorist. Hausschatz

272. bis 300. Auflage
in Zweifarbendruck mit 355 Textseiten und 1500 Zeichnungen
Vornehmstes Geschenkwerk von höchstem künstlerischem Wert
Ganzleinen M. 35.— Halbleinen M. 30.—

Das Reden tut dem Menschen gut,
Wenn man es nämlich selber tut;
Von Angstprodukten abgesehn,
Denn so etwas bekommt nicht schön.
Die Segelflotte der Gedanken,
Wie fröhlich fährt sie durch die Schranken
Der aufgesperrten Mundesschleuse
Bei gutem Winde auf die Reise
Und steuert auf des Schallen Wellen
Nach den bekannten offnen Stellen
Am Kopfe, in des Ohres Hafen
Der Menschen die mitunter schlafen.
Vor allen der Politikus
Gönnt sich der Rede Vollgenuß;
Und wenn er von Was sagt, so sei's,
Ist man auch sicher, daß er's weiß.

Einzelausgaben mit je 100 bis 150 Zeichnungen:

Titel	geb. i. Lein.	i. Pappe
Die fromme Helene	M. 3.20	M. 2.50
Abenteuer e. Junggesellen	3.20	2.50
Fipps der Affe	3.20	2.50
Herr und Frau Knopp	2.60	2.—
Julchen	2.60	2.—
Die Haarbeutel	2.60	2.—
Bilder zur Jobsiade	2.60	2.—
Geburtstag	2.60	2.—
Dideldum!	2.60	2.—
Plisch und Plum	2.60	2.—
Balduin Bählamm	2.60	2.—
Maler Klecksel	2.60	2.—
Pater Filucius	2.60	2.—

Wilhelm Busch als Philosoph

Titel		gebunden
Kritik des Herzens,	Gedichte	M. 2.50
Zu guter Letzt,	Gedichte	3.50
Eduards Traum		2.50
Der Schmetterling		2.50

Durch jede Buchhandlung zu beziehen / Illustrierter Prospekt kostenlos

Friedrich Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München 2 NW 3



Nordische Rasse

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. H. F. K. Günther. 6.—8. Aufl. 1925. Mit 27 Karten und 539 Abb. In Lwd. gebunden M. 11.—, Liebhaberausgabe auf Kunstdruckpapier in Halbleder M. 15.—

In einem herrlichen fremdwortfreien, ganz deutschen Deutsch eine Darstellung von so überwindender Kraft und Schönheit, daß niemand dies Buch aus der Hand legen wird, ohne hingerissen zu sein. Ohne erschüttert zu sein. Wie abgebraucht ist das Wort von dem „Buche, das jeder gelesen haben muß"! Ich bedauere heute, es selber früher schon angewendet zu haben, denn ich möchte ihm heute und hier die ungeheuere Kraft einer ersten Prägung geben. Ja, dies ist das Buch, das jeder lesen muß, lesen und wieder lesen und dann weitergeben an Kinder und Freunde und alle, die er lieb hat. Es ist ein furchtbares Buch — Gott gebe, daß es ein fruchtbares Buch werden möge! (Börries, Frhr. von Münchhausen.) — So wird aus dem Chaos Klarheit. Günther hat für uns alle Tag von Nacht geschieden. (Ludwig Finckh.)

Paul de Lagarde

Die neue ungekürzte Lagardeausgabe

Schriften für das deutsche Volk

Bd. 1: Deutsche Schriften. Bd. 2: Ausgewählte Schriften. Einzeln käuflich. Geh. je M. 5.—, gebunden je M. 6.50

Neben dem scharfen, heute mehr denn je zeitgemäßen Kritiker des Materialismus, des kirchlichen, pädagogischen und politischen Scheinwesens und Phrasentums, neben dem Seher des Zusammenbruchs innerlich hohler Mächte, sehen wir in dem mit heißer Liebe an seinem deutschen Volkstum hängenden Lagarde vor allem den Schöpfer von Gedanken, die erst unsere Zeit zu verwirklichen hat.

Friedrich der Große

unser Held und Führer

Von Oskar Fritsch. Mit 31 Tiefdrucktafeln n. Bildern v. Menzel, Graff, Camphausen u. a., sowie 23 Holzschn. n. Zeichn. v. A. Menzel. Preis kart. M. 4.—, geb. M. 5.—

. . . in knapper, nach Form und Inhalt ausgezeichneter Darstellung, eine lichtvolle Schilderung. (Deutsche Allg. Zeitung.) — Dieses Buch ist ganz besonders zu empfehlen. Es ist ein wahres Volksbuch, auch um seines bei vorzüglicher Ausstattung und bestem Papier sehr billigen Preises willen. (Hannoverscher Kurier.) — Ein wundervolles Buch, dem man Tausende von begeisterungsfähigen Lesern wünschen möchte. (Bayr. Hochschulztg.)

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN SW 4

Deutsche Bücher
empfohlen von den Verlegern

«Der falschen Propheten müde, rufen viele nach dem Führer und wissen nicht, dass er mitten unter uns ist:

BÔ YIN RÂ»

so schrieb das *„Berliner Tageblatt“* über die grundlegenden Werke des Meisters:

Der Weg zu Gott

★

Die Weisheit des Johannes

Mitteilungen über das vierte Evangelium
In Ganzleinen je M 5

★

Welten

Kosmische Gesichte. Mit 20 Farbentafeln nach Gemälden des Meisters. In imitiertem Halbpergament M 12

★

FELIX WEINGARTNER: BÔ YIN RÂ
Eine Einführung in seine Lehre. Gebunden M 7.50

Verlangen Sie Sonderprospekt vom
RHEIN-VERLAG / BASEL UND LEIPZIG

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 6. Auflage. (45.—50. Tausend). 1925. Geb. in Lwd. M 6.50.
„Ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk.“
(Rudolf Herzog)

Leben und Weben
der Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 1924. 4. Aufl. Kart. M 4.—, geb. 5.—

Bilderbuch
der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 2. Aufl. 1925. Kart. M 4.—, geb. 5.—

Briefe deutscher Frauen
ausgewählt u. mit Einleitungen versehen von Dr. E. Wasserzieher. 4. Aufl. 1925. Geb. M 5.—

Die Wahrheit
im Wandel der Weltanschauung. Eine kritische Geschichte der metaphysischen Philosophie. Von Univ.-Prof. Dr. S. Behn. 1924. Kart. M 8.—, geb. 9.50

Einleitung in die Philosophie.
Von Dr. Aloys Müller. 1925. Geb. M 3.—

Sprechen Sie Lateinisch?
Moderne Konversation in lateinischer Sprache. Von Dr. Georg Cappellanus. 8. Aufl. 1925. Kart. M 2.—

Ortsnamen.
Etymologisches Lexikon deutscher und fremdländischer Ortsnamen. Von W. Sturmfels. 1925. Geb. in Lwd. M 5.—

Eine Fahrt
durch die Sonnenwelt. Astronom. Unterhaltungen von Dr. Fr. Becker. Mit 29 Abb. 1925. Geb. M 3.50

Ferd. Dümmlers Verlag ★ Berlin SW 68
Gegründet 1808 (Postscheckkonto 145)



Die Wunder der Natur

Ein populäres Prachtwerk über die Wunder des Himmels und der Erde, der Tier- und Pflanzenwelt, sowie des Lebens in den Tiefen des Meeres

Herausgegeben von 46 Fachgelehrten aller Kulturländer
Über 1300 Seiten mit 1500 Abbildungen, darunter 122 bunte Beilagen

3 Prachtbände, auf holzfreiem Papier gedruckt

Jeder Band in Ganzleinen 32.50 M.; in Halbleder 45 M.

Durch alle Buchhandlungen

Der Tag, Berlin: Was dieses populär-wissenschaftliche Werk vor allen anderen Werken besonders auszeichnet, ist die prächtige Art der Illustrierung. Die bildliche wie die textliche Darstellung aller Themen läßt erkennen, daß uns hier wirklich die „Wunder der Natur“ in meisterhafter Weise nahegebracht werden, und somit können wir das Werk auf das beste empfehlen.

Ich liefere das Werk auch bandweise nach und nach gegen Monatszahlungen von **nur 6 Mk.** für jeden Ganzleinenband, bezw. 7 M. für jeden Halblederband.

Bestellschein. Ich bestelle bei der Buchhandlung **Oskar Berendes G. m. b. H., Berlin W 35,** Steglitzer Str. 28, **Die Wunder der Natur** (Deutsches Verlagshaus Bong & Co.), **3 Prachtbände** in Ganzleinen für 97.50 M. — in Halbleder für 120 M. — zunächst Bd. I in Ganzleinen 32.50 M. — in Halbleder 40 M. — Bd. II u. III nach Maßgabe der geleisteten Zahlungen — gegen bar — gegen Monatsraten von M. .... Der ganze Betrag — die 1. Rate — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. (Eigentumsrecht vorbehalten.) Erfüllungsort: Berlin-Schöneberg. (Nichtgewünschtes streichen!)

Ort u. Tag: ....

Name u. Stand: ....

Deutsche Bücher

empfohlen von den Verlegern

Bongs Jugendbücherei

Unterhaltend, spannend, belehrend. Reich illustriert. Bunte Beilagen

Die schönsten Märchen der Weltliteratur. Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Professor Friedrich v. der Leyen. 2 Bände.

Das Sternenzelt und seine Wunder. Von Dr. Joseph Plaßmann, Prof an der Universität zu Münster i. Westf.

Gemälde und ihre Meister. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann.

Unter den Wilden: Entdeckungen und Abenteuer. Von Dr. Adolf Heilborn.

Wilde Tiere. Von Dr Adolf Heilborn.

Deutsche Dichter. Von Felix Lorenz. Mit Proben aus den Werken der Dichter.

Seelenleben unserer Haustiere. Von Dr. Th. Zell.

Leben und Treiben zur Urzeit. Von Dr. O. Hauser.

Berühmte Musiker und ihre Werke. Unter Beteiligung berufener Mitarbeiter herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Sternfeld.

Im Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Errungenschaften. Von Hans Dominik.

Jeder Band in Halbleinen 4.50 M.

In Kürze erscheinen:

Das Buch der Physik: Errungenschaften der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.

Das Buch der Chemie: Errungenschaften der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.

Der Sport der Jugend. Von Dr. Ed. Neuendorff.

Jeder Band in Halbleinen 5.50 M.

Von Schulmännern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, von Erziehern sowie den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften bestens empfohlen.

„... Prächtige Bücher! In allen Einzelheiten wohlgeraten. Ganz gleich, ob man den Stil, den Stoff, die Anordnung desselben oder die Abbildungen kritisch betrachtet.“ (Jugendschriften-Ausschuß, Lübeck.)

„... die geborene Schulprämie und ein Geschenkwerk ersten Ranges für die Jugend.“ (Geh.-R. Prof. Dr. Trendelenburg, Berlin.)

Romane berühmter Männer und Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten usw.

Elisabeth Vigée-Lebrun. Künstlerroman aus den Schicksalstagen Marie Antoinettes. Von Herm. Cl. Kosel.

Johann Strauss, der Walzerkönig. Von Fritz Lange.

Lukrezia Borgia. Roman von A. Schirokauer.

Michelangelo. Der Roman eines Titanen. Von Herm. Cl. Kosel.

Mozart. Ein Künstlerleben. Roman von Ottokar Janetschek.

Der Kampf um Babylon. Eine Trilogie. Der erste Band ist von H. Dollrat Schumacher begonnen; das großangelegte Werk wurde fortgesetzt von Heinz Welten.
I. Nitokris, die Priesterin d. Ischtar. (Babylons Erwachen.) **II. Nebukadnezar,** der König der Könige. (Babylons Größe.) **III. Belsazar.** (Babylons Ende.)

Albrecht Dürer. Roman aus Nürnbergs Blütezeit. 3 Bände. Von Herm. Cl Kosel.
I. Jugend und Wanderjahre. II. Der Meister. III. Der Apostel.

Mirabeau. Roman aus der Französischen Revolution. Von A. Schirokauer.

Elisabeth, Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn, die Leidgekrönte. Roman von P. Gerh. Zeidler.

Elisabeth von Platen. Eine deutsche Pompadour. Von P. Gerh. Zeidler.

Graf von Brühl. Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonneck.

Die letzte Königin von Neapel. Von C. R. Dietor.

Prinz Louis Ferdinand. Ein Buch von Liebe und Vaterland. Von A. Semerau.

Johann von Leiden. Roman aus der Zeit der Wiedertäufer. Von H. Freimark.

Maria Theresia. Von Zdenko von Kraft.

Ein livländisch Herz. Katharina I. von Rußland. Von H. Freimark.

Die Gräfin Kosel und der Porzellan-Erfinder Böttger. Roman aus der Zeit Augusts des Starken. Von A. Stiehler.

Die letzte Zarin. Alexandra Feodorowna. Von G. von Brockdorff.

August der Starke. Der erste deutsche König in Polen. Von A. Schirokauer.

Napoleon III. Ein Märchen auf dem Thron. Von H. Dollrat Schumacher.

George Sand. Ein Buch der Leidenschaft. Von Dora Duncker.

Marie Antoinette. Einer Königin Liebe und Ende. Von H Freimark.

Kaiserin Eugenie. Der Weg zum Thron. Von H. Dollrat Schumacher.

Marquise von Pompadour. Roman aus galanter Zeit. Von Dora Duncker.

Lola Montez. Von Josef Aug Lux.

Lassalle. Ein Leben für Freiheit und Liebe. Von A. Schirokauer.

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de la Vallière. Von Dora Duncker.

Grillparzers Liebesroman. Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit. Von Jos. Aug. Lux.

Der Roman einer Kaiserin. Katharina II. von Rußland. Von Eug. Zabel.

Lord Nelsons letzte Liebe. Von H. Dollrat Schumacher.

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Von H. Dollrat Schumacher.

Jeder Band in Halbleinen 6.50 M., in Ganzleinen 7.50 M., in Halbleder 12 M.

Felicitas Rose, die Dichterin der Heide

Romane / Novellen / Lieder

Heideschulmeister Uwe Karsten. Roman.

Erlenkamp Erben. Roman.

Der graue Alltag und sein Licht. Mit 26 Originalzeichnungen.

Der Mutterhof. Ein Hallig-Roman.

Der Tisch der Rasmussens. Die Geschichte einer Familie.

Meerkönigs Haus. Roman.

Drohnen. Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer.

Das Lyzeum in Birkholz. Roman.

Die Eiks von Eichen. Roman aus einer Kleinstadt.

Bilder aus den vier Wänden. Novellen.

Plauderbriefe einer Mutter. Novellen.

In Halbleinen je 5.50 M., in Leinen je 6.50 M.

Provinzmädel. (Humoristische Bibliothek, 10 Bände.) Gebunden 15 M.

Rotbraunes Heidekraut. Lieder. Mit 4 Bildern. Kartoniert 2 M., in Leinen 2.60 M.

Monatsschrift für höhere Schulen, Berlin, über „Heideschulmeister Uwe Karsten“: Alles ist so mit plastischer Kunst gezeichnet, der Stil so sorgsam und offenbar mit vielem Fleiß geformt und gestaltet, daß man das Buch getrost in die Reihe mit unsern Klassikern stellen kann. Sie brauchen sich nicht voreinander zu schämen.

Ausführliche Prospekte bitte verlangen!

Berlin W 57 / Verlag von Rich. Bong / Leipzig

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

ist anerkannt die beste!

Die Texte sind sorgfältig revidiert; von den ersten Literarhistorikern geschriebene Einleitungen führen in den Dichter und seine Werke ein, und reichhaltige Erläuterungen erleichtern das Verständnis. So kommt dieser Goldenen Klassiker-Bibliothek nicht nur ein literarisches, sondern zugleich ein ethisches und nationales Verdienst zu. Sie ist für das Haus ebenso wertvoll wie für den Gebrauch der Schule. (Danziger Zeitung.)

Anzengruber, 7 Bände.
Anzengruber, Dramen, 3 Bände.
Arndt, 4 Bände.
Arnim, 2 Bände.
Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bde.
Bürger (Kritische Ausgabe), 2 Bände.
Chamisso, 1 Band.
Chamisso (Vollständige Ausgabe), 2 Bände.
Droste-Hülshoff, 2 Bände.
Eichendorff, 2 Bände.
Fouqué, 1 Band.
Freiligrath, 2 Bände.
Gellert, 1 Band.
Goethe (Auswahl), 5 Bände.
Goethe (Erweiterte Ausgabe), 10 Bände.
Goethe (Vollst. Ausg.), 26 Bde. (nur in Halbleder lieferbar).
Grabbe, 2 Bände.
Grillparzer (Vollständige Ausgabe mit Register), 8 Bände.
Grimmelshausen, 3 Bände.
Grün, 3 Bände.
Gutzkow, 4 Bände.
Gutzkow (Erweit. Ausg.), 7 Bde.
Gutzkow, Ritter vom Geiste, 3 Bände.
Halm, 2 Bände.
Hauff, 3 Bände.
Hebbel, 4 Bände.
Hebbel (Werke und Tagebücher), 6 Bände.
Hebel, 2 Bände.
Heine (13 Teile), 4 Bände.
Heine (Erweiterte Ausgabe, 15 Teile), 5 Bände.
Herder, 3 Bände.
Herder (Erweit. Ausg.), 6 Bde.
Herwegh, 1 Band.
Hoffmann [E. T. A.], 7 Bände.
Hoffmann von Fallersleben, 2 Bände.
Hölderlin, 2 Bände.
Homer, 2 Bände.
Immermann (Münchhausen mit Oberhof), 1 Band.
Immermann, 3 Bände.
Jean Paul, 3 Bände.
Jean Paul (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände.
Keller [Gottfried], 5 Bände.
Keller [Gottfried], (Erweiterte Ausgabe), 6 Bände.
Kerner [Justinus], 2 Bände.
Kleist [Heinrich v.], 2 Bände.
Körner, 1 Band.
Lenau, 2 Bände.
Lessing, 3 Bände.
Ludwig, 2 Bände.
Mörike, 2 Bände.
Nestroy, 1 Band.
Nibelungenlied (Uebersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext), 1 Band.
Novalis, 2 Bände.
Raimund, 1 Band.
Reuter, 5 Bände.
Rückert, 3 Bände.
Scheffel, 3 Bände.
Schenkendorf, 1 Band.
Schiller (Auswahl), 5 Bände.
Schiller (Vollständige Ausgabe), 10 Bände.
Shakespeare, 4 Bände.
Shakespeare (Vollständig kommentierte Ausgabe), 5 Bände.
Storm, 3 Bände.
Sturm und Drang, 2 Bände.
Tieck, 2 Bände.
Uhland (Schulausgabe), 1 Band.
Uhland (Erweiterte Ausgabe), 2 Bände.
Wagner [Richard], 6 Bände.
Wieland, 3 Bände.
Zschokke, 5 Bände.

Jeder Band in Ganzleinen 4.80 M., Halbleder 8 M., Halbleder mit Goldschnitt 10 M., Ganzleder 12.50 M.

Den Freunden von **„Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek“** steht das 160 Seiten starke, reich illustrierte Bändchen **„Lebensbilder unserer Klassiker“** gegen Einsendung von 25 Pfg postfrei zur Verfügung. Die „Lebensbilder“ enthalten eine **Schilderung des Lebens und Wirkens unserer Klassiker**, sowie die **Inhaltsangaben** der in **„Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek“ enthaltenen Werke**, ferner: **57 Porträte** und einen Anhang **„Grundlinien der Kultur- und Literaturgeschichte von 1740 bis zur Gegenwart“.**

Bongs Klassiker-Briefe

Gottfried Keller in seinen Briefen.
Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Von Bettine von Arnim.
Hebbels Briefe.
Heines Briefe.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe i. d. Jahr. 1794—1805. 2 Bände.
Schillers Briefe.
Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832. Von **Johann Peter Eckermann.** Textausgabe. — — Kommentierte Ausgabe. 2 Bände.

Jeder Band in Ganzleinen 4,80 M., Halbleder 8 M.

Saat und Ernte

Die deutsche Lyrik unserer Tage

In Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen

Mit kurzen Eigenbiographien und Angabe ihrer Werke. Herausgegeben von Albert Sergel.

In Ganzleinen 8 M., Halbleder 12 M.

Königsberger Anzeiger: „Der starke Ganzleinenband in seiner schönen Ausstattung gibt einen prachtvollen Überblick über das Schaffen der lebenden deutschen Dichtergenerationen. Das Buch sei als Geschenk aufs wärmste empfohlen.“

Düsseldorfer Nachrichten: „Alle Richtungen kommen zu Wort, die Alten und die Jungen, Umstürzler und Aufbauende, Zwischenstufen und weiterleitende Glieder. Es ist ein Genuß, zum mindesten interessant, in dem Bande zu blättern. Viel Ungedrucktes wird hier zum erstenmal dargeboten.

— Ausführliche Prospekte bitte verlangen! —

Berlin W 57 / Deutsches Verlagshaus Bong & Co. / Leipzig

= Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Landschafts-Alben

Das bayerische Hochland
154 Landschaftsbilder in Tiefdruck
Text von Dr. A. Dreyer. Gebunden Rm. 24.—

Allgäu und Vorarlberg
152 Landschaftsbilder in Tiefdruck
Text von Dr. A. Dreyer. Gebunden Rm. 24.—

Der Bodensee
115 Landschaftsbilder in Tiefdruck
Text von Otto Hoerth. Gebunden Rm. 22.—

Die Schweiz
236 Landschaftsbilder in Tiefdruck
Text von Joh. Jegerlehner. Geb. Rm. 28.—

Jedes Album ist im Querformat 22×29 cm, in Ganzleinen gebunden und mit mehrfarbigem Deckelbild nach Entwürfen erster Künstler ausgestattet.

Durch die hervorragende Auswahl der Motive, die vollendete technische Wiedergabe der Bilder und die feinsinnig-treffenden Einleitungstexte führender Land- und Leute-Kenner sind diese Alben die schönste Reiseerinnerung, ein Schmuck für jede Bibliothek, sowie ein prächtiges Geschenk, das dauernde Freude bereitet.

S o e b e n e r s c h i e n f e r n e r :

Faltbootfahrten in Nord und Süd

Von Alfred Seeger. Mit 6 Aquarellen und 65 Zeichnungen von Anne Seeger. Ganzleinen Rm. 6.80

Dieses Buch läßt einen nicht mehr los, sobald man zu lesen begonnen. So stark umfängt einen der Zauber dieser schlichten und doch so feinsinnig-stimmungsvollen Schilderungen in Wort und Bild. Faltbootfahrer oder nicht – wer immer das Schöne liebt, wird bei diesem Buche Stunden reiner Freude erleben.

Illustrierte Prospekte durch alle Buchhandlungen

Abenteuerliche Reiseerzählungen

und Bücher verwandter Richtung:

Hermann Wiele:
Für Hagenbeck im Himalaja
und den Urwäldern Indiens
105 Orig.-Aufn., Ganzleinen 15.— M.

Hermann Wiele:
Geheimnisse der Dschungeln
50 Orig.-Aufnahmen, Ganzleinen 12.—

Chr. Schulz:
Auf Großtierfang für Hagenbeck
Gr. Ausgabe, reich illustriert, 15.— M.
Kl. Ausgabe, reich illustriert, 9.— M.

Ernst Klippel:
Als Beduine zu den Teufelsanbetern
Hochinteressant!
Reich illustriert, Ganzleinen 8.50 M.

Hermann Rönninger:
Aus der Wildnis Neuguineas
Hochinteress., spannendes Buch!
Ganzleinen 7.50 M.

John Hagenbeck:

Unter der Sonne Indiens
Reich illustriert, Ganzleinen 15.— M.

25 Jahre Ceylon
1. Teilausgabe,
reich illustriert, Ganzleinen 9.— M.

Kreuz und quer durch die indische Welt
2. Teilausgabe,
reich illustriert, Ganzleinen 9.— M.

Egon von Kapherr:
Das Steppengespenst
Ein Buch von Wölfen und Menschen

Hans Kaboth:
Die Kauzburg
Roman a. d. Tagebuch eines Freundes

Philipp Berges:
Trümpfe
Aus d. Leben ein. Weltkorrespondenten

Heinrich Zschalig:
Die Märcheninsel
Ein neues Orig.-Märchenbuch v. Capri

Fritz Bergmiller:
Der Sperberhorst
Idyllen u. Abenteuer aus d. Tierreich

Ganzleinen, jeder Band 5.50 M.

Nur holzfreies Papier! | Durchweg Ganzleinen-Bände! | Für Erwachsene u. reifere Jugend!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung! ◆ Verlag Deutsche Buchwerkstätten Dresden

Deutsche Bücher

empfohlen von den Verlegern

Neue wertvolle

Romane und Erzählungen

Die „alte Jungfer"

Roman von Pierre l'Ermite. Einzig autorisierte Übersetzung von J. Poltéra.

Ein sehr zeitgemäßes Buch von äußerst spannender Wirkung; das große Problem der „Altjungfernschaft" ist hier in geradezu glänzender Weise in Romanform dargestellt. In Paris konnten nach dem ersten Erscheinen des prächtigen Werkes in wenigen Wochen schon über hunderttausend Exemplare abgesetzt werden.

Siebzigmal siebenmal

Ein Roman aus der Zeit der Berndorfer „Entente" von Sebastian Kary.

Die Losung „Hie Haß! Hie Liebe!" drückt dem Buche ein besonders lebendiges Gepräge auf. Dorfgewaltige liegen in hartem Hader mit ihrem geistlichen Führer. Aber die Liebe erweist sich zuletzt als unüberwindlich. Der Erzählungston zeichnet sich durch markante Urwüchsigkeit aus, wie sie dem Volksmund natürlich liegt.

Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux

Novelle von Maria Eug. delle Grazie. Geb. M. 3.80

Bernhard von Clairvaux, diese Riesengestalt an der Schwelle des großen Jahrhunderts der Kreuzzüge, der durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Kraft seines Wortes auch die Abtrünnigsten niederzwang und die gespaltene abendländische Christenheit wieder einte, steht hier als monumentale Persönlichkeit vor uns. Eine spannende, künstlerisch starkgestaltete Novelle.

Die Leiden der Forelle Finga

Märchenroman. Von Franz Joseph Kofler. Mit Bildern von Adelheid Schimz-Leipzig.

Abenteuer unter dem Wasser! In phantasiereichen Kapiteln gibt der Verfasser den Reiseroman einer Forelle bis zu ihrer Gefangennahme. Allerlei Getier und ein Menschlein selber wirken zu einem abwechslungsreichen und doch besinnlichen Ganzen mit ihrem Anteil an Klugheit, Torheit und Ironie mit. Ein Hochgenuß für Geist und Gemüt jedes Lesers.

Das Grieblhaus

Roman. Von Helene Hirsch-Brünn. Geb. M. 3.80

Diesen Matthias Griebl und sein Haus müssen alle lieb gewinnen. Es liegt über beiden ein nachsommerlicher Glanz, wie er über schönen, reifen Feldern steht. Eine Reihe origineller Kleinstadtgestalten laufen mit ihrer Käuzigkeit bunt durcheinander und weben das Schicksal vom Grieblhaus, das in der Seele des Lesers eine sonnig-wehmütige Traulichkeit aufblühen läßt.

Im grünen Wagen

Von ausgezupften Reseden, einer Glocke, einem Kasperle, einer Rose, einem Brunnen, einem Amsellied, von Puppen: lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. Von Maria Batzer. Illustriert von Adelheid und Alice Schimz.

Lachende Romantik der Natur und der Abenteuer! Ein Buch, das Stubenluft reinigt und vertreibt. Für junge Herzen jeden Alters. Mit wahrhaft miterlebten Bildern.

Settchens Hut

Eine altfränkische, aber lustige Geschichte vom Venn. Von Ludwig Mathar. Gebunden . . . M. 4.—

Wie Tante Barbara dem Vorstehertöchterchen aus Enkelsdorf einen hochnobligen Hut kauft und damit das altfränkische Kopftuch vertreibt — das gab eine Rebellion, als ob der leibhaftige Antichrist in das Venn gedrungen wär'. Selbst ein Abraham a Sancta Clara richtet nichts gegen den Hutteufel aus. Die lebensprühende Geschichte eines ganzen Dorfes voll echt rheinischen Humors.

Der kleine Goliath

Schweizer Erzählungen von Ilse Franke-Oehl.

Ilse Franke-Oehl, vorwiegend als Lyrikerin ersten Ranges wohlbekannt, bringt in ihrem fünften Prosabuche sieben Schweizer Geschichten aus dem „urchigen" Volksleben der alemannischen Schweiz, Schmuckstücke epischer Kleinkunst, ungemein lebendig, farbig, volkstümlich, gemütlich, wozu der Einschlag des so vollsaftigen, bald wuchtigen, bald neckischen Schweizer Dialekts stark beiträgt.

Rheintalerkinder

Lustige Erzählungen. Von Rudolfina. Mit 26 Zeichnungen von Johannes Thiel.

Ein Buch für Kinder wie Erwachsene. Fröhliche Bilder schmücken die humorvollen Erzählungen. Während die Kleinen lachen und weinen werden mit den lebenswarmen Rheintalerkindern, die so ganz gleich handeln und denken, wie sie selber, werden die Erwachsenen die psychologischen und pädagogischen Feinheiten des Buches genießen und in ihrem Innern die fernen, seligen Glocken der versunkenen Jugend wieder läuten hören! Das untere Rheintal bei St. Gallen ist der Schauplatz all dieser zu Herzen gehenden Schilderungen.

Rheinmärchen

Von Klemens Brentano. Neu gefaßt von Laurenz Kiesgen. Mit einem Titelbild von Edward von Steinle. In Leinwand . . . . M. 2.80

Brentanos Rheinmärchen enthalten, was man Rheinpoesie, Rheinromantik nennt, und sie schenken es funkelnd in Frische. Freilich, die krause, vielfach überwucherte Form konnte viel abschrecken. Kiesgen ist es in seiner Neufassung gelungen, die entzückende Lebendigkeit und Feinheit des Tons der zwei besten Rheinmärchen zu wahren und doch die leichte Lesbarkeit zu schaffen, ohne die mancher nicht zum vollen Genuß gelangte. So macht sie das lange vergessene Edelgut dem Volke wieder zugänglich.

Die ohne Preise angezeigten Bücher erscheinen im Herbst 1925.

VERLAG HERDER / FREIBURG IM BREISGAU

Hab' Sonne im Herzen!

Goldene Worte für Lichtsucher von Ralph Waldo Trine. Ein herziges Büchlein, das nicht nur in Zehntausende Familien Sonne und Freude getragen hat, sondern das sogar in das Dunkel der Zuchthäuser etwas Wärme und Licht hat hineinscheinen lassen. Preis nur 30 Pf.

Selbst- und Lebens-Bemeisterung durch Gedankenkraft! Von K. O. Schmidt.

Ein bekannter Pädagoge urteilt über das Buch wie folgt: „... Ich habe das Werk mit der allergrößten Freude und auch mit aufrichtiger Bewunderung gelesen, denn hier ist wirklich einmal etwas auf lebenspraktischem Gebiet geschaffen worden, das einem dringenden Bedürfnis abhilft. Man möchte dem Verfasser beim Durchlesen seines Büchleins aus Dank recht herzlich die Hand schütteln und ihm sagen, daß seine freudebringenden Worte all denen eine wahrhafte Hilfe sein werden, die ehrlich vorwärts wollen ..." 80 Seiten. Preis nur 50 Pfg.

In dir ist die Kraft! Von H. Th. Hamblin. Über diesen Seelenführer nur ein Urteil aus dem Leserkreise: „Die Schrift ist gar nicht mit Gold zu bezahlen. Es ist das Köstlichste, das ich je gelesen habe u. ich werde, wenn mich je wieder Kleinmut oder ähnliches anwandeln sollte, mir in dieser Schrift stets wieder Zuversicht u. Zufriedenheit holen ..." Preis 60 Pf.

Der Geist sei Führer! Von Fr. Eberspächer, Werkmeister im Daimler'schen Betriebe, Cannstatt. Ein Buch, das geeignet ist, die weitesten Kreise des schaffenden Volkes wieder zu einer vergeistigten Lebensauffassung zurückzuführen, und das jeder, der es mit unserem Volke ehrlich gut meint, gelesen haben muß. Wer es gelesen hat, wird unbedingt zu seiner Verbreitung mit beitragen wollen. 128 Seiten. Preis 1 M.

Alle 4 der Neu- und Bessergestaltung des Lebens gewidmeten Werke franko gegen Einsendung von M. 2.50 durch

Johannes Baum Verlag, Pfullingen 5 (Württ.)

Reichhaltige Prospekte über philosophische und lebensreformerische Literatur gegen Adressenangabe kostenlos.

Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel

Wie Edward Bok Amerikaner wurde

Eines holländischen Knaben Lebensrückblick nach fünfzig Jahren

Mit 7 Bildern. Gebunden M 8.—

In den U. S. A. wurden über 200000 Exemplare verkauft!

Aus Besprechungen:

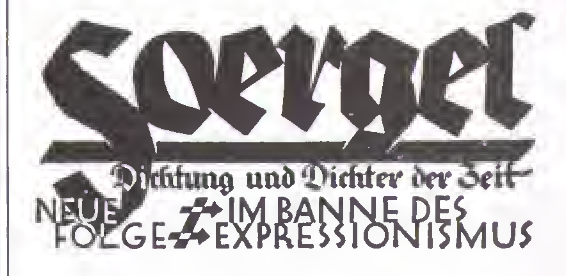
Die Literatur: „... Im ganzen ist Edward Boks Lebensbeschreibung die Darstellung eines sicherlich ausserordentlichen Menschen und Amerikaners und zugleich des amerikanischen Kulturlebens unserer Tage ... Nach Inhalt und Ausstattung kann man diesem echt amerikanischen Buch gar nicht genug deutsche Leser wünschen; denn es wiegt seinem vollen Gewicht nach mindestens ein Dutzend deutscher Reiseschriften über die U. S. A. auf."

Hamburger Nachrichten: „Ein hochwertiges Lebensbuch. Der Verfasser, der so bescheiden von sich in der dritten Person spricht, ... ist ein ungewöhnlicher, hochbegabter Mensch. ... Niemals hat sich Edward Bok unlauterer Mittel bedient zur Erreichung seiner Zwecke. Er zeigt sich uns stets als ein vornehmer Mann, beseelt von echter Herzensgüte. Dies Buch stellt sich als ein kunstvoll geschliffener Edelstein der einschlägigen Literatur dar."

Zeit und Leben: „... Wir können nur jedem empfehlen, dieses interessante Buch zu lesen, das zeigt, wie man durch Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und Fleiss und gute Einfälle es selbst unter ungünstigen Umständen zu einer beherrschenden Lebensstellung bringen kann ..."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Erste Folge in 60000 Stück verkauft!



904 Druckseiten mit 339 Abbildungen in Ganzleinen nur M 24.—

In dieser Neuen Folge der rühmlichst bekannten Literaturgeschichte wird die wirre laute Zeit des Expressionismus, des Kriegs und der Revolution mit ruhigem freundlich wägenden Wort und vielen eingestreuten Zitaten aus der Verworrenheit des Kampfes in die Klarheit der Geschichte gerückt.

339 künstlerische Darstellungen, insbesondere Bildnisse, Satiren, Karikaturen, Bühnenbilder, Nachbildungen seltener Revolutions- und dadaistischer Flugschriften weisen die Beziehungen der bildenden zur dichtenden Kunst auf.

Ausführlicher Prospekt kostenlos

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig



AUS KUNST UND LEBEN

Künstlerische Brief- und Bekenntnisbücher

Neue Auflagen auf gutem, holzfreiem Friedenspapier. In Ganzleinen gebundeu

Auguste Rodin: Die Kunst

Gespräche des Meisters. Gesammelt von Paul Gsell. Deutsch von Paul Prina.
Mit 121 Tafeln. 19.—23. Tausend. Ganzleinen M 12.—

Diese siebente Auflage wird infolge des reichen Bildermaterials wie ein neues Buch wirken. Das Leipziger Tageblatt urteilte über das Werk: „Ich stelle das Buch neben Eckermanns Gespräche mit Goethe und spreche damit das höchste Werturteil aus."

Paula Modersohn-Becker: Briefe und Tagebuchblätter

Herausgegeben von S. D. Gallwitz. Illustrierte Ausgabe mit 16 Lichtdrucktafeln. Achte Auflage. Ganzleinen M 12.—. Nichtillustrierte Ausgabe. Siebente Auflage. Ganzleinen M 7.50

Paula Modersohns Lebensbuch ist das neuzeitliche Gegenstück zu Feuerbachs Vermächtnis. Stellt dieses die letzte volle Blüte deutsch-antiken Idealismus dar, so spricht aus Paula Modersohn das ganze Frühlingsahnen und Frühlingswehen der neuen Kunst.

Anselm Feuerbach: Briefe an seine Mutter

In einer Auswahl von Hermann Uhde-Bernays. Mit biographischen Einführungen und Wiedergaben seiner Hauptwerke in 16 Offsetdrucken. Auflage 25 000. In Ganzleinen gebunden M 7.50

„Es dürfte in keiner Literatur eine Briefsammlung geben, die uns in die innerste Arbeitsstätte eines schöpferischen Genies solchen Einblick gewährt und zum freudigen oder schmerzlichen Miterleben all seiner mehr inneren als äusseren Erlebnisse hinreisst, wie diese Briefe Feuerbachs an seine Mutter." Neues Wiener Tagblatt.

Anselm Feuerbach: Ein Vermächtnis

Herausgegeben von Henriette Feuerbach. Mit Wiedergaben seiner Hauptwerke in 8 Offsetdrucken. Auflage 45 000. In Ganzleinen gebunden M 7.50

„Dieses Buch ist so wundervoll, so tiefergreifend für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so herrlich und so traurig, so erquickend und so verzweifelnd — dass einem zumute ist, als sei hier ein Bild des ganzen Lebens gegeben mit seinem Lieben und Hassen, seinem Glück und Leiden, und als habe dieser Eine alles, was der Mensch hienieden tun und leiden kann, in seinem eigenen kurzen Dasein erschöpfend getan und erlitten."

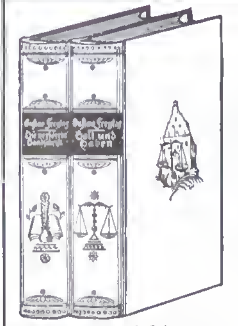
Henriette Feuerbach: Ihr Leben in ihren Briefen

Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit einem Bildnis in Offsetdruck. Auflage 20000. In Ganzleinen gebunden M 7.50

Dies Werk sollte zu einem Familienbuche werden überall da, wo man dem Ideal einer inneren, seelischen Kultur nachstrebt, wo man sich an dem Vorleben edler Geister „Mut des reinen Lebens" trinken möchte. Westermanns Monatshefte.

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen



Ganzleinen 4.80 pro Bd.

Gustav Freytag

Ungekürzte Ausgabe Fikentscher

Soll und Haben, 1 Band, 4.80. — Die verlorene Handschrift, 1 Band, 4.80. Die Ahnen, 2 Bde., 9.60. — Bilder aus deutscher Vergangenheit, 3 Bde., 14.40. 2 Serien zu je 5 Bänden. Jede Serie Ganzleinen 22.—, Halbleder 36.—.

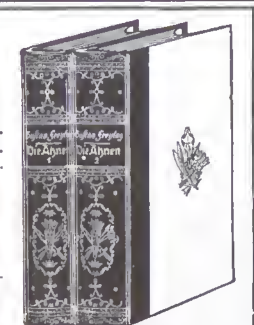
Wohlfeilste Ausgabe **Beste Ausstattung**

Das beste Geschenkwerk

Rehm, Deutsches Lachen. Siebenhundert Jahre deutscher Humordichtung. 560 Seiten starker Quartband mit 1140 schw. u. 24 farb. Kunstblättern } Leinen 20.— Halbleder 28.—

VERLAG H. FIKENTSCHER, LEIPZIG-R.

In allen Buchhandlungen zu haben



Halbleder 8.— pro Bd.

= Deutsche Bücher =
und andere Anzeigen

Vossische Buchhandlung / Berlin W 62

Zwei Bücher von seltener Farbenpracht und Spannung!



Mysterien
Im Lande der Götter und Lebenden Buddhas

Der Kampf um Buddhas Thron

von **Hermann Consten**

Mit 9 bezw. 17, teils bunten Bildtafeln und je einem mehrfarbigen Einbandbilde. — Jeder Band in Originalband gebunden 7 M.

Es sind Ereignisse von gewaltiger dramatischer Wucht, die uns hier vorgeführt werden. Alles ist Leben, Bewegung u. Handlung. Eine bewegte Szene reiht sich an die andere. Streifzüge und Jagden, Wanderungen, Kämpfe und Hinrichtungen, der Glauben der Selbstversenker — die Lehre von den Wiedergeburten — mit ihren Folterqualen, die grauenerregenden Zustände in den Gefängnissen von Urga, die geheimen Zeremonien bei Opferfesten, sowie packende Schilderungen von Kämpfen mit Naturgewalten werden dem Leser mit grosser Anschaulichkeit nahe gebracht. Galdan, der Tiger aus Tibet, jagt über die Bühne und über allem schwebt das mystische Dunkel der geheimnisvollen kultischen Handlungen der Mongolenvölker Zentralasiens. — Aus dem Werke klingt es wie Fanfaren zu uns herüber, ganz zeitgemäss — zu zeitgemäss!

Zum 100. Geburtstag erschien:

C. F. MEYER
und sein Werk

Von

DR. H. MAYNC

o. ö. Professor an der Universität Bern

Grossoktav XVI und 434 Seiten
Leinenband 16 Mk., 20 Franken

Conrad Ferdinand Meyer ist immer noch keine eindeutige und unbestrittene Erscheinung in der deutschen Dichtung. In der bisherigen Literaturgeschichtsschreibung hat e eine merkwürdig wechselnde, unsichere und widerspruchsvolle Beurteilung erfahren. Ein inneres Verhältnis zu Meyer, mit dem sich Professor Maync seit einem Vierteljahrhundert beschäftigt, reizte ihn das Buch zu schreiben, in dem er Eigenes auf eigne Weise sagt. Nur so konnte er diese klare und übersichtliche Darstellung alles Wesentlichen liefern, in der jeder Freund des Dichters manches Neue finden wird.

Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig



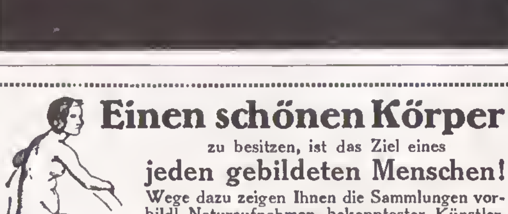
Der
phantasievollste Erzähler

GAUTIER
GESAMMELTE WERKE

In einer köstlichen Taschenausgabe
Illustriert von Karl M. SCHULTHEISS
Jeder Band Karton 4.50, Leinen 6.50, Leder 13.—M.

Wer sich von der Unruhe unserer Tage befreien will, greife zu den Werken dieses Meisters. Literatur. Virtuose, phantastische Dichtungen.— Format, Druck, Einbände sind wahrhaft entzückend. Hermann Hesse.

AVALUN-VERLAG, HELLERAU BEI DRESDEN



Einen schönen Körper
zu besitzen, ist das Ziel eines
jeden gebildeten Menschen!
Wege dazu zeigen Ihnen die Sammlungen vorbildl. Naturaufnahmen bekanntester Künstler. „IDEALE KÖRPERSCHÖNHEIT", Band I: 3.20 M., Band II: 4.— M. / „DIE KÖRPERSCHÖNHEIT IM LICHTBILD", Preis: 1.20 M.
Ausführliche Prospekte kostenfrei!
Robert Laurer, Verlag
Egestorf 111, Bez. Hamburg

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.



Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Besprechungsstücken kann in keinem Falle erfolgen.

Heinen, A. Die Bergpredigt Jesu Christi. Was sie dem Manne des 20. Jahrhunderts zu sagen hat. Ein Büchlein zur besinnlichen Lesung. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach.

— — Goethes Faust. Versuch einer Darstellung, was die Lebensdichtung Goethes unserer Bildungsarbeitsgemeinschaft geworden ist. Ebenda.

Hillebrand, Karl. Abendländische Bildung. (Bücher d. Bildung Bd. VIII.) Albert Langen, München.

Deutsche Bücher

empfohlen von den Verlegern

Was jeder Kaufmann in seinem Berufe wissen muß,

bringt in belehrender, leichtverständlicher Weise unsere

Hansa-Bücherei

Bibliothek des gesamten kaufmännischen Wissens

Herausgegeben von Dr. O. Knörk, Generaldirektor der kaufmännischen Schulen der Industrie- und Handelskammer zu Berlin

Die Sammlung ist in erster Linie für den Selbstunterricht bearbeitet. Alles Gebotene ist der Praxis entnommen, für die Praxis geschrieben, durch die Wissenschaft erläutert und ergänzt und zeigt überall, wo die Notwendigkeit vorliegt, den Weg des Fortschrittes. Anregende Sprache und klare Gliederung machen den Inhalt für jeden verständlich.

1. **Der Warenhandel und seine Technik.** Von Professor Friedrich Thiele . . . . Geb. 3.— M.
2. **Der kaufmännische Schriftverkehr.** Von Handelsschuldirektor Dr. Hermann Lüdke . . . . Geb. 4.50 M.
3. **Das kaufmännische Rechnen im Warenhandel.** Von Dr. rer. pol. Heinr. Hamacher und Diplomhandelslehrer Heinrich Hansen . . . . Geb. 4.50 M.
4. **Die kaufmännische Buchführung im Warenhandel.** Von Handelsschuldirektor Joh. Oberbach . . . . Geb. 3.— M.
5. **Der Güterverkehr mit der Post, durch Bahn und Schiff.** Anhang: **Die Eisenbahn im Dienste des reisenden Kaufmanns.** Von Diplomhandelslehrer Dr. Th. Securius. . . . . Geb. 4.50 M.
6. **Der Kaufmann in Wirtschaft und Recht** (I. Bd.). Von Handelsschuldirektor a. D. Rudolf Illgen . . Geb. 3.— M.
7. **Der Kaufmann im Verkehr mit Behörden.** Von Diplomhandelslehrer Johann Kempkens . . . . . Geb. 4.50 M.
8. **Wirtschaftl. Erdkunde Deutschlands u. seiner Verkehrsländer.** Von Handelsschuldirektor Franz Josef Kapell. . . . . Geb. 4.50 M.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Mentor-Verlag G. m. b. H., Berlin-Schöneberg VKN. Bahnstr. 29/30.

Das feine, sonnige, humorgewürzte Weihnachtsbuch

Goethe in Fonsmonsponsa

Ein Stücklein aus dem heiteren Empire

von Dr. Karl Theodor Strasser

In feinem Ganzleinenband M. 5.50

Das heiter-übermütige Buch reißt wie ein Strom mit. Ein Schauspieler, zur Zeit des Empire, wird in einer Kleinstadt für Goethe gehalten und bringt einen Tag lang die ganze bunte Welt bis zum Landesherrn in tolles Durcheinander. Bald in übersprudelnder Lebendigkeit und Kraft, bald in sicherer Ruhe schreitet die Schilderung. Entzückend setzt sie ein mit der bedeutungsvollen Ankunft und steigert sich zu dem erstaunlich plastischen Bilde der Erinnerung, dieser stummen, so wunderbar feinen Liebesszene, über der ein romantischer Schimmer liegt. An unsichtbarer Hand wird man von da nun leise in das tiefe Erlebnis Goethes eingeführt. Wo nur sein Name erklingt, weht es wie tiefe Schauer durch die Seele. Gleichzeitig setzt in stürmischer Handlung eine fast märchenhafte und doch mögliche Tragikomik ein und nach tausend seifenblasenbunten Schnurren verklingt diese seltsame Goethe-Apotheose in einem geradezu feierlichen Schlußakkord.

HANS HÜBNER VERLAG, HANNOVER



Natürliche Grösse 17 : 25 cm.

In einer neuen Auflage ist soeben erschienen das bekannte auf der Hygiene-Ausstellung prämiierte vorzügliche Frauenbuch von einer in Deutschland approbierten Aerztin, betitelt:

Die Aerztin im Hause.

Ein Hilfs- und Nachschlagebuch für Gesunde und Kranke über die wichtigsten Fragen der Gesundheitslehre und Heilkunde von **Dr. med. Jenny Springer.** Gegen 1400 Textseiten. — 933 Original-Illustrationen. 60 farbige Tafeln und Kunstbeilagen. Gegen **400 000** Ex. bereits verkauft, bisher in 8 Sprachen erschienen. — **Preis in Prachtband gebunden M. 23.—. Das Werk ist beurteilt wie kein zweites Buch!**

Frauenzeitschrift, Frankfurt (Main), schreibt: Der stattliche Band führt uns in das Gebiet der Heilkunst ein, soweit es für den Rahmen der Häuslichkeit Interesse hat. Es ist ganz erstaunlich, wieviel wissenschaftliches und wirklich wertvolles Material hier zusammengetragen ist; man merkt sofort, wie ernst es die Verfasserin mit ihrem Werk und mit ihrer Kunst meint. Jede Seite zeugt von reifer Erfahrung und ernster Wissenschaft; gar angenehm unterscheidet sich das Werk dadurch von so vielen anderen Massenfabrikaten auf diesem Gebiet. **Was das Buch verspricht, das ist nicht nur gehalten, sondern sogar weit übertroffen,** und jedes nur einigermaßen in Betracht kommende Gebiet ist sehr eingehend behandelt. Das Werk **gehört in jedes Haus,** jede Frau sollte es sich als dauernden Ratgeber unter allen Umständen beschaffen, umsomehr, als der Preis, trotz der reichen Ausstattung, ein sehr mässiger zu nennen ist.

Durch alle Buchhandlgn. zu beziehen u. durch d. Verlag d. **Dresdner Verlagsbuchhdlg. M. O. Groh, Dresden-N. Auch monatl. Teilzahlg. gestatt.**

Wer den

„ORBIS TERRARUM"

besitzt,

kennt die Welt!

Subskribieren Sie!

Prospekte durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

VERLAG ERNST WASMUTH A.G.
BERLIN W 8 · Markgrafenstrasse 31



Unser neuer illustrierter Verlagskatalog enthält:

680 Abbildungen, darunter 18 Miniaturfarbenlichtdrucke und 1 Handkupferdruck, ein Gesamtverzeichnis unseres Verlages sowie des „Corpus Imaginum", Abbildungen sämtlicher in dem Werke „Sieg der Farbe" erschienenen Gemälde.

Der Katalog ist in Ganzleinen gebunden und wird zum Preise von 8 Mark an Interessenten abgegeben.

PHOTOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT KUNSTVERLAG, CHARLOTTENBURG 9





Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Hennes, Gerhard. Parzival der Gralsucher. Erzählung nach Wolfram von Eschenbach. Mit vier Bildern und Umschlagzeichnung von H. W. Brockmann. J. P. Bachem, Köln.

Herzblättchens Zeitvertreib. Begründet von Thekla von Gumpert. Herausgegeben von Josephine Siebe (Band 69). Carl Flemming und C. T. Wiskott, A.-G., Berlin.

Hey, Wilh. 30 Fabeln für Kinder. Mit 30 Schattenbildern von Marie Margarete Behrens. Johannes Hermann, Zwickau/Sachsen.

Hildegardis, Inselkinder. Skizzen aus der Dorfschule für solche, die Kinder lieb haben. Dr. Franz A. Pfeiffer und Co., München.

Hiltbrunner, Hermann. Winter und Wende. Eine Dichtung. Rhein-Verlag, Basel.

Hinrichs, August. Die Hartjes. Roman. Quelle und Meyer, Leipzig.

Hinrichsen, Ludwig. Jens Störtebeker. Carl Schünemann, Bremen.

Hinz, Walter. Kritik der Musik. Die wahre Philosophie. Lipsius & Tischer, Kiel.

Hochgebirge, Das. Farbige Meisterbilder. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Friedrich Knapp. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Wie unsere besten zeitgenössischen Maler das Hochgebirge sehen und künstlerisch wiedergeben, das zeigt dieser in jedem Blatt spannende und anregende Band. Eine stimmungsvolle Erinnerung an sommerliche Hochtouren — darum ein künstlerisch wertvolles Geschenk für treue Reisegenossen.

Hoechstetter, Sophie. Das Kind von Europa. Die Geschichte des Kaspar Hauser. J. L. Schrag, Nürnberg.



Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Huch, Rudolf. Altmännersommer. Bernhard Steffler, Leipzig.

von Humboldt, Wilhelm. Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede). 15. Originalauflage. Neu bearbeitet mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Meisner. Mit einem Faksimile und 9 Abbildungen. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Jahnke, Richard. Es naht des Herbstes Zeit. Gedichte. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Junge Kunst: Adolphe Basler: Henri Matisse. Mit 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 46). — Will Grohmann: Friedrich Karl Gotsch. Mit einer Selbstbiographie des Künstlers. 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Bd 45). — Will Grohmann: Wassily Kandinsky. Mit einer Zusammenstellung der Lebens- und Werkdaten, 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 42). — Willy Raeber: Alfred Heinrich Pellegrini. Mit einer Zusammenstellung von Lebens- und Werkdaten, 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 43). — Benno Reifenberg: Karl Hofer Mit einer Selbstbiographie des Künstlers, 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 48). — Paul Ferdinand Schmidt: Alfred Kubin. Mit einer Selbstbiographie, 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 44). — Willi Wolfradt: Otto Dix. Mit 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 41). — Willi Wolfradt: Lyonel Feininger. Mit 32 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Band 47). Klinkhardt & Biermann, Leipzig. — Diese kleinen Bändchen beanspruchen nicht, als Monographien angesehen und eingewertet zu werden Manche der hier vorgeführten Künstler stehen ja auch erst am Anfang ihrer eigentlichen Ent-







Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

wicklung, so daß Abschließendes noch nicht gesagt werden kann. Aber man wird die Schriften mit den hübsch wiedergegebenen Bildern gern lesen.

Kania, Hans. Übersicht der weltgeschichtlichen Entwicklung auf geographischer Grundlage. Hilfsbuch zu Putzgers Historischem Schulatlas. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Keller, Gottfried. Briefe und Gedichte. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen (Die Bücher der Rose, Neue Friedensreihe). Wilh. Langewiesche & Brandt, Ebenhausen b. München.

Keller, Paul. Die drei Ringe. Bergstadtverlag, Breslau.

Kempin, Lely. Das Lebenslicht. Ein Christnachtmärchenspiel aus der Heide. In vier Aufzügen und sechs Bildern. 3. Aufl. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

— — Glückliche Kinderzeit. Lichtbilder, Verse und Geschichten für kleine und große Kinder. Mit 53 Textabbildungen, 9 zum Teil farbigen Einschaltbildern und einem farbigen Umschlagbild, 6. Aufl. — Die heilige Insel. Eine Sommergeschichte. Mit 20 Abb. nach Lichtbildern der Verfasserin. 13. Aufl. — Freude. Sommerträume. Mit 18 Lichtbildern der rhythmischen Tänzerin Lise Abt nach Aufnahmen der Verfasserin. — Insel des Friedens. Eine Geschichte

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

vom Wattenmeer. Mit 26 Abb. nach Lichtbildern der Verfasserin. 7. Aufl. Ebenda. — Diese anmutigen Gaben einer leichten und geschickten Hand sind als Festgeschenke für die Jungen- und Mädchenwelt ganz gesonders willkommen zu heißen.

Kinderreime nach Karl Simrock und anderen Dichtern. Mit zwölf farbigen und vielen Schwarzweißzeichnungen von Anny Suska. Fischer & Wittig, Leipzig.

Kisch, Egon Erwin. Der Fall des Generalstabschefs Redl. (Außenseiter der Gesellschaft. Die Verbrechen der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Leonhard, Bd. 2.) Verlag Die Schmiede, Berlin. — Das Verbrechen Redls ist hier zum erstenmal im ganzen Zusammenhang übersichtlich dargestellt. Dieser österreichische Schurke, der sein Land an den Feind verriet, ist im innersten Zusammenhang auch an Deutschlands Elend mitschuldig.

von Kleist, Heinrich. Der Zweikampf. Mit Zeichnungen von Georg Walter Rößner. Carl Flemming & C. T. Wiskott, A.-G., Berlin. — Werke. Herausgegeben von Karl Federn. Vollständige Ausgabe der Werke und Briefe. Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin.

(Fortsetzung S. 39.)







Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung von S. 37.)

Klemm, Max. Was sagt Bismarck dazu? Ein Wegweiser durch Bismarcks Geistes- und Gedankenwelt. 2 Bände. Mit je 1 Porträt. August Scherl, Berlin. — Das ist zwar kein Werk, das man hintereinander ohne Unterbrechung lesen wird, in steter Spannung; aber immer wieder nimmt man's aus der Bücherreihe herunter, um sich Rat zu holen

Kolbenheyer, E. G. Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. Albert Langen, München.

Koelsch, Adolf. Der singende Flügel. Erlebnisse und Gesichte. Grethlein & Co., Zürich und Leipzig.

Köster, Albert. Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Fünf Kapitel aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit einem Anhang: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Kraze, Friede H. Dies war Mariebell. Josef Käsel & Friedrich Pustet, München, Verlagsabteilung Kempten.

Kreidolf, Ernst. Ein Wintermärchen. Rotapfel-Verlag, Erlenbach/Zürich.

Kurpiun, Robert. Das Flammenhaus. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Kurz, Isolde. Der Despot. Raman Georg Müller, München.

Lebenserinnerungen, Die, der Gattin Dostojewskis. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. R. Piper & Co., München.

Lehnhäuser, A. Klöster, Burgen und feste Häuser an der Ruhr. Von Hohensyburg bis zur Ruhrmündung. G. D. Baedeker, Essen.

Lichnowsky, Mechtilde. Der Kampf mit dem Fachmann. Jahoda & Siegel, Wien. — Man freut sich über den temperamentvollen Kleinkrieg, den die kluge u. vielgewandte Verfasserin mit hundert Alltagsdingen und Alltagswünschen führt. Nicht immer bleibt sie Siegerin, äußerlich, aber gerade in dem mit Ironie gemischten Verzicht verrät sich doch ihre beste Anlage: in ihr steckt eine Dichterin.

Linde, Richard. Die Lüneburger Heide. Mit 98 meist ganzseitigen Bildern, darunter acht farbigen, nach Aufnahmen des Verfassers und einer Übersichtskarte,

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

7. Auflage. (Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Ambrosius, 18). Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Nichts dürfte so stark verlocken, die Lüneburger Heide zum Ziel einer Ferienwanderung zu erwählen, wie die Lektüre dieser Monographie, die in Landschaft u. Leben. Pflanzen- u. Tierwelt, Architektur u. Kunst u. Trachtenreste u. Sprachgut einen so tiefen Einblick bietet.

Linde, Richard. Die Niederelbe. Mit 106 meist ganzseitigen Bildern, darunter sechs farbigen, nach Aufnahmen des Verfassers und einer Übersichtskarte. 6. Aufl. (Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Ambroiius, 28). Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig. — Eine interessante Studienfahrt durch einen der schönsten und zugleich unbekanntesten Teile des deutschen Nordens!

Löns, Hermann. Für Sippe und Sitte. Aus dem Nachlasse. Herausgegeben von Wilhelm Deimann. Adolf Sponholtz, Verl., Hannover.

— — Gedanken und Gestalten. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Wilhelm Deimann. Ebenda.

— — Mein niedersächsisches Skizzenbuch. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Wilhelm Deimann. Ebenda.

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Ludwig, Emil. Goethe. Geschichte eines Menschen. Volksausgabe in einem Bande mit 12 Goethe-Bildern. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Madelung, Aage. Das unsterbliche Wild. S. Fischer, Berlin. — Wer die „Jagd auf Tiere und Menschen“ von Aage Madelung kennt, hat den eigenartig burschikosen und zugleich herzenswarmen Ton des Vortrags so lieb gewonnen, daß ihm auch dieses neue Werk hochwillkommen ist.

Mahn, Paul. Die Gedichte des Catull. Deutsche Nachdichtung. Dom-Verlag, Berlin SW 11. — Umfassende Bildung, künstlerischer Geschmack, feinstes Sprachgefühl haben sich in dieser Nachdichtung vereint.

Meer, Das. Farbige Meisterbilder. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Max Semrau. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Ein wundervolles Sonnenbuch. Man atmet die salzige Seeluft und sieht den Gischt spritzen und hört die Brandung rollen. Eine große Anzahl der bewährtesten deutschen Marinemaler ist in diesem künstlerischen Bilderbuch mit Gemälden vereinigt, die ein erschöpfendes Gesamtbild des Meeres ergeben.

Meier-Graefe, Julius. Die doppelte Kurve, Essays. Paul Zsolnay, Berlin.

Meisner, Heinrich. Rahel und Alexander von der Marwitz in ihren Briefen. Ein Bild aus der Zeit der Romantiker. Nach den Originalen herausgegeben. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha-Stuttgart.

Mereschkowskij, D. Tutench-amon auf Kreta. Die Geburt der Götter I. Deutsch von Alexander Eliasberg und Hans Ruoff. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Mey, Eva Leonore. Sprüche. Postkartenverlag Fischer & Wittig, Leipzig.

Meyr, Melchior. Regine. Dorfroman aus dem Ries. Mit Einleitung von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Martin Warneck, Berlin.

Misch, Carl. Varnhagen von Ense in Beruf und Politik. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Molo, von, Walter. Gesammelte Werke. 3 Bände. Albert Langen, München. —







Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Das reiche Werk Molos breitet sich hier in einer auch den Kenner und Liebhaber seines Schaffens überraschenden Vielfältigkeit aus.

Montandon, M. Segantini. Mit 102 Abbildungen und 6 farbigen Einschaltbildern. 4. Auflage. (Künstler-Monographien. Begründet von H. Knackfuß, 72). Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Es ist das einzige wirklich erschöpfende Werk über den großen Einsamen. Die Nachfrage danach ist so lebhaft, daß die Monographie nun schon zum vierten Male neu aufgelegt werden mußte.

Mörike, Eduard. Lucie Gelmeroth. Novelle. Mit Zeichnungen von Adolf Propp. Carl Flemming und C. T. Wiskott, A.-G., Berlin.

von Müller, Karl Alexander. Karl Ludwig Sand. Mit Sands Bildnis (Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer, Herausgegeben von Tim Klein, 5. Band). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlg., München.

Nebe, Dr. August. Aus der Brautzeit eines deutschen Gelehrten 1788—1791. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale) — Es handelt sich um Briefe des bekannten Rechtsgelehrten Friedr. Aug. Schmelzer und seiner späteren Gattin Sophie, der Tochter des Göttinger Prof. Beckmann. Die sämtlichen Briefe des jungen Paares sind als kostbare Erinnerungen aufbewahrt worden und führen uns ein in die Zeit, da man mit Klopstock und Bürger schwärmte, Wielands Grazie bewunderte und das Versemachen zum guten Ton gehörte.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Die Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus.

Sie wissen kein sicheres Mittel gegen diese Plagegeister, denn alle Einreibungen, Packungen, Bäder, Salben usw. lindern nur für einige Zeit die Schmerzen, aber sie packen nicht das Uebel an der Wurzel.

Ich empfehle Ihnen ein wirklich erprobtes Mittel. und Sie sollen es selbst versuchen, ohne daß es Sie etwas kostet; ehe ich Ihnen mehr sage, lesen Sie die folgenden Briefe:

„Ich teile Ihnen mit, daß Ihre Gichtosint-Tabletten schon nach zwei Monaten bei mir überraschenden Erfolg erzielt haben. Mit jedem Tage fühle ich mich wohler und kann jetzt trotz meiner 65 Jahre große Fußtouren in den Bergen machen und auch die schwersten Arbeiten mit Leichtigkeit verrichten. Die Kur setze ich getreulich fort, ich hoffe, den Rheumatismus für immer los zu sein. Ihnen sage ich meinen besten Dank und empfehle Ihr vorzügliches Präparat in Bekanntenkreisen.

Hochachtungsvoll

J. B. in A."

„Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich nach Gebrauch Ihrer 160 Gichtosint-Tabletten vollständig wieder hergestellt bin, so daß ich meinem Beruf wieder nachgehen kann. Ich sage Ihnen meinen besten Dank und werde Ihre Präparate in Bekanntenkreisen empfehlen.

Hochachtungsvoll

B. F. in R."

Solche Briefe besitze ich Tausende.

Sie können das glauben oder nicht, aber Sie sollen keinen Pfennig dafür ausgeben, ehe Sie sich überzeugt haben.

Teilen Sie uns Ihre Adresse auf einer Postkarte sofort mit und adressieren Sie diese an: Generaldepot der Viktoria-Apotheke, Berlin A. 318, Friedrichstraße 19, es geht Ihnen dann vollständig kostenfrei eine Probe Gichtosint mit weiteren Aufklärungen und genauer Gebrauchsanweisung zu.

Wenn Sie sich überzeugt haben, so steht es Ihnen frei, mehr von dem Mittel zu beziehen oder es in einer dortigen Apotheke zu kaufen.

Gichtosint ist in den meisten Apotheken zu haben.

DAS GESÜNDESTE UND BEWÄHRTESTE

Dr. Lahmann

UNTERKLEIDUNG

VERLANGEN SIE KATALOG MIT NEUEN FORMEN DURCH DIE ALLEINIGE FABRIK: H. HEINZELMANN-REUTLINGEN I. WTTB.

V. 4



Musikinstrumente

f. Streich-, Zupf- und Blasmusik

„Feine Violinen"

Edmund Paulus

Markneukirchen 153

Katal. Nr. 153 frei.

Schletzer-Käse

Dän. Käse Edam. Art 9 Pfd.	M.	5.30
„ Tafel-Käse . . . 9	„ „	5.30
„ Käse in Stanniol nach Tilsit. Art 9	„ „	7.30
„ Edam. Käse 20% 9	„ „	9.50
„ Tafel-Käse 20% 9	„ „	8.80
„ Stepp.-Käse 20% 9	„ „	8.80
200 Harzer Käse	„	4.30
Neue Matjes, speckfett, Postfass ca. 5 kg br.	„	4.60
5 kg-Eimer Ia 4-Frucht-marmelade	„	5.—

Freibleib. ab Hamburg pr. Nachn. zuzügl. 90 Pf. f. Porto u. Verpack.

Postscheck Hamburg 12703.

Zurücknahme, wenn nicht gefällt.

Versandhaus

C. Schletzer & Co.,

Hamburg 213, Gr. Reichenstr. 9.

Verpackung kostenlos



Frankolieferung

Korbmöbel

nur Qualitätsware, in allen Preislagen, sowie

Gartenmöbel u. Gartenschirme

liefert zu Fabrikpreisen

J. Rennert, Hofl., Eisenach

Korbmöbelfabrik.

Katalog gratis



Künstlerische Gartengestaltung

Entwurf, Raterteilung, Ausführung im In- u. Ausland
Eigene Baumschulen und Staudenkulturen

★

Schnackenberg & Siebold Nfl.

Rudolf Schnackenberg · Gartenarchitekt

Glockengießerwall 25/26 **Hamburg 1** Telefon: Vulkan 4208

Illustrierter Katalog Mk. 2.50

Josephinenhütte

das deutsche Edelkristall





Katalog 112 kostenlos



Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat

R. HUPFER & Co.

Hofpianofortefabrik

– ZEITZ –

Prov. Sachsen

Gegr. 1875





IHR AUGE

erreicht bei Fehl-
sichtigkeit wieder die
Leistung der Normalsichtigen
durch das in jeder Blickrichtung
punktscharfe Abbildung vermittelnde

PERFA
Punktuell-Glas

Verlangen Sie bei Ihrem Optiker
stets das **Perfa-Glas** aus
den Optischen Werken

G. RODENSTOCK
MÜNCHEN X

Druckschrift „Perfa H" kostenlos



Alleinige Hersteller:
Eduard Lingel, Schuhfabrik A.-G., Erfurt

Jung gewohnt - alt getan.

Dieses Sprichwort sollte in großen Lettern über jedem Kinderwaschtisch stehen. Wer in der Jugend gewöhnt wird, auf sein Aeußeres zu achten und die Regeln der Hygiene zu befolgen, wird auch im Alter daran festhalten. Darum soll man schon seinen Kindern regelmäßig das Haar mit dem Talisman der Haarpflege, dem Kopfwaschmittel „Schaumpon" mit dem schwarzen Kopf" waschen, sie werden dann, beglückt von der überraschenden Wirkung, auch später die Kopfwäsche selbst besorgen und sich so ihr Haar glänzend, locker und seidenweich erhalten. Man verlange daher beim Kauf das oben genannte Fabrikat, kurz gesagt „Schwarzkopf-Schaumpon", und kann gewiß sein, das beste, wirkungsvollste und beliebteste Kopfwaschmittel zu erhalten.



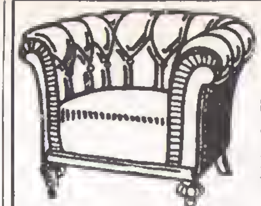
„Hektor" Rassehunde-Züchterei u. Handlg.
Ew. Manske Nachf., Köstritz Th. 2

Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Jll. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.



In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth, Hamburg 40, Amolposthof.



E. Bonjer, München C.
Maximilianstr. 13
Spezialwerkstätt. erstklass. Ledermöbel
Sessel in bestem Rindleder v. 140 Mk. an franko Deutschland. Bevor Sie Ihren Auftrag vergeben, verlangen Sie meinen Katalog!
Auf Wunsch Zahlungserleichterung.



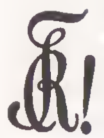
Suppen?

Ob Wasser-, Obst-, Milch-, Gemüse- oder Fleischsuppen, Mondamin ist das beste Bindemittel. Mondamin macht die Suppe nicht kleisterhaft wie Kartoffelmehl und bildet keine Klümpchen wie manchmal Weizen- oder Roggenmehl. Wollen Sie ausgezeichnete, sämige und gut gebundene Suppen haben, dann nehmen Sie als Bindemittel nur

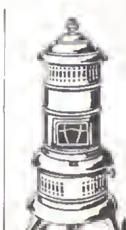
MONDAMIN



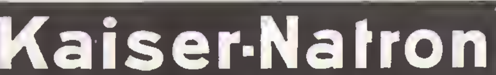
MUSIK-
Instrumente und Saiten
Geigen, Flöten, Trompeten
Lauten, Zithern, Trommeln usw.
Direkter Versand Katalog frei
Carl Gottlob Schuster jun. AG
Markneukirchen Nr. 10



Studenten-
Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S 1.
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.



Marke „Turm“
Petroleum-Heizöfen.
Brennen ohne Geruch, ohne Rauch, ohne Abzug
Starke Heizkraft, geringer Petroleum-Verbrauch!
Keine Gefahr oder Explosion!
Zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn nicht erhältlich, wende man sich an:
Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 29 bei Hamburg.



macht alle **Speisen leicht verdaulich,**
darf in **keiner Küche fehlen.**
Jn Originalpackung. Rezepte gratis in meisten Geschäften.



Massiv- u. Holzhausbau
J. Noll-Niesky O.-L.
liefert n. überall bezugsfertige 4- b. 10-Zimm.-Häus. m. Küche u. all. Nebenräum. in Blockbau 8—25000 GM. und in Massivbau 10—30000 GM.

Handschriftdeutung auf wissenschaftl. Grundl. 15 unliniiert. Zeilen Tintenschr. Altersang. Ausf. 2 M., kurzgef. 1 M. Graphologin Val. Ranschen, Hohenneuendorf/Nordb.

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig

Musikfreunden

seien folgende Bände besonders empfohlen:

I. (Aus der Sammlung von Velhagen & Klasings Volksbüchern.)

Bd. 19. **Richard Wagner,** von Ferd. Pfohl, 58 Abb., Preis 3.50 Mk.
„ 67. **Mozart,** von Wilhelm Meyer, 43 Abbild., Preis 3.50 Mk.
„ 79. **Johannes Brahms,** v. Ludw. Misch, 64 Abb., Pr. 3.50 Mk.
„ 155. **Franz Schubert,** von G. R. Kruse, 65 Abb., Preis 3.50 Mk.
„ 156. **Max Reger,** von Dr. H. Unger, 56 Abbild., Preis 3.50 Mk.
„ 157/158. **Johann Sebastian Bach,** von Prof. Hesse, reich illustriert, Preis 5 Mark.

Die Bände sind fesselnd geschrieben, interessant illustriert und elegant kartoniert mit Titelbild auf der Vorderseite.

II. **Charakterbilder großer Tonmeister**

Persönliches und Intimes aus ihrem Leben und Schaffen

Dargestellt in vier Bänden von **Wilh. Meyer.**

Erster Band: Bach / Händel / Haydn / Mozart. Mit 8 Abbild. Preis 2 Mk. — Zweiter Band: Beethoven / Schumann / Weber Schubert / Mendelssohn / Rossini. Mit 9 Abbild. Preis 2 Mk. — Dritter Band: Liszt / Wagner. Mit 10 Abbild. (Im Druck.) Vierter Band: Chopin / Brahms / Bruckner / Reger. Zerstreute Blätter. Mit 9 Abbildungen. (Im Druck.)

*

Durch alle Buchhandlungen. — Wo eine Buchhandlung nicht zugänglich, direkt vom Verlag zu beziehen.

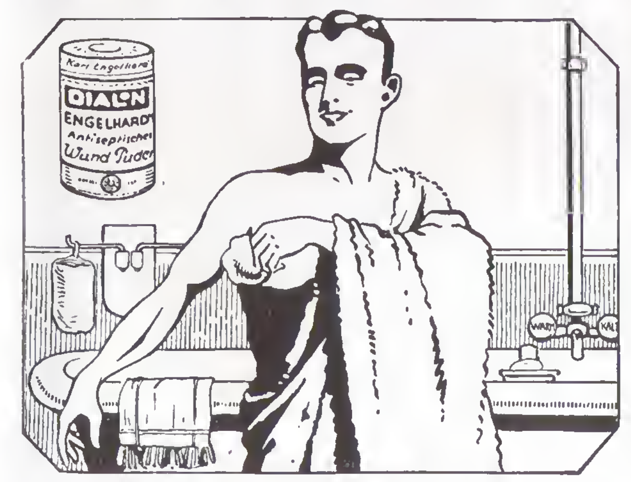


Magerkeit wirkt unschön!!

Sie müssen voll entwickelt sein, wenn Sie den Platz einer Frau im Leben ausfüllen wollen. Der Mann liebt eine entzückende, gut entwickelnde Frau am meisten. Welcher Schwarm von Männern schart sich um die üppige Tänzerin, die nicht zu erröten braucht, ihre herrlich gemeißelten Schultern und Arme zu enthüllen. Es ist doch so einfach durch die **„Eta-Tragolbonbons“** sein Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund zu erhöhen. Eta-Tragol schafft aber auch Nervenkraft und Blut, vermehrt die roten Blutkörperchen ganz beträchtlich. **Frl. L. B. aus Rostock schreibt:** „Eta-Tragol“ Bonbons haben sehr gut gewirkt und habe ich in 3 Wochen ca. 8 Pfund zugenommen. **Frau E. H. aus Duisburg schreibt:** Die „Eta-Tragol“ Bonbons haben bisher sehr gute Dienste geleistet und merke ich, daß sie auch die Nerven gut stärken.“ **Herr T. Sch. aus Bad Liebenstein schreibt:** „Ich bin mit Ihren „Eta Tragol“ Bonbons zufrieden, habe einige Pfund zugenommen und werde die Tragol-Bonbons überall empfehlen.“ **Fr. G. T. aus Holzerode schreibt:** „Habe Ihre Tragol-Bonbons gegen Magerkeit gebraucht und bin sehr zufrieden damit. Habe jetzt schon genau 11 Pfund zugenommen.“ Preis 1 Karton Mk. 2.50 (Nachnahme) und sind nur zu beziehen von **„Eta“ Chemische Fabrik, Berlin-Pankow 203, Borkumstr. 2.**



NACH DEM BADE

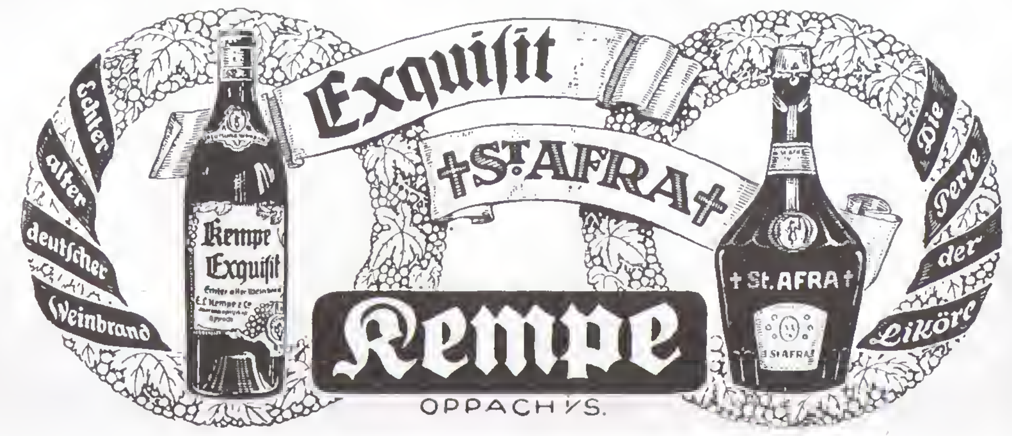


DIALON

Ein für die kultivierte Körperpflege unentbehrlicher Puder, beseitigt übermäßige Transpiration und deren lästige Begleiterscheinungen. Bei spröder Haut ist Dialon als Rasierpuder jedem anderen Puder vorzuziehen. Bei sportlicher Betätigung aller Art leistet Dialon unschätzbare Dienste. Vorzüglich bewährt zur Fußpflege, sowie bei Wundlaufen, Transpiration, etc. etc.

Man verlange die neue Sportpackung für Sport und Reise.

Fabrik pharmazeutischer Präparate
Karl Engelhard, Frankfurt a. M.





Man schreibt uns:

Ich hoffte schon früher in die Lage zu kommen, Ihnen zu schreiben und unter Beifügung eines Bildes des von Ihnen dem Erholungsheim Emmaus gelieferten

HOLZHAUSES

eine Freude zu m chen. Gelegentlich der Einweihung des Häuschens haben über hundert Personen das Schmuckkästchen besichtigt und einstimmig war das Urteil, etwas so Entzückendes habe ich noch nie gesehen!

Ihre sehr ergebene

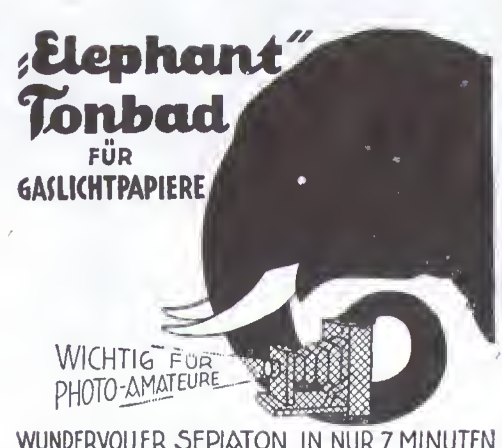
Freifrau v. P.

HÖNTSCH & CO.
NIEDERSEDLITZ A 2












Benger's
Ribana
Unterkleidung

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von der Staatslotterie-Einnahme Max Borstel in Leipzig, von Johann Maria Farina zur Madonna in Köln, Max Koch, Verlagsbuchhandlung in Leipzig, Unterelbe-Handels-Gesellschaft m. b. H. in Altona (Elbe) und Weber-Rumpes Verlag in Friedland (Bez. Breslau).





Frau Sixta, Roman von Ernst Zahn

Schluß

Das war die zweite Heimkehr, bei der die Seelen derer vom Brückegut unter Marter lagen. Der mutige Markus entging ihnen so wenig wie die zagere Otti. Sie trafen unter den Augen der Kellnerin Anna in der Wirtsstube mit Frau Sixta zusammen. Einige Gäste saßen noch da. Von der Straße aus hatten die beiden sich mit fast eiligen Schritten und ohne noch miteinander zu sprechen, dahin begeben. Markus wußte, daß Frau Sixta sich um diese Zeit dort befand. Die Otti wäre lieber vorüber und gleich auf ihre Stube gegangen, allein sie wagte das nicht und fand keine Ausrede, warum sie nicht mit Markus gehen wollte.

Frau Sixta saß an einem Tisch mit Julian Furrer, dem Talammann, der wieder einmal seinen roten Kopf hereingesteckt. Sie wußte, daß dessen neuaufgeputzte Freundlichkeit unehrlich war; aber sie packte den Stier bei den Hörnern und hatte ihm soeben ehrlich gesagt: „Ihr habt mir eine Zeitlang eine böse Miene gezeigt, Talammann. Ich weiß nicht, ob Ihr es nun auf einmal wieder so gut meint, wie Ihr tut."

„Ich tue, wie es mir zumute ist," gab Furrer mit plumpem Stolz zurück. Bei sich selbst dachte er, daß sie prachtvoll sei.

Als in diesem Augenblick Markus und die Otti in die Tür traten, fuhr ihm der Kopf mit einem Ruck herum und seine Augen verschlangen die Ankömmlinge. Die Kellnerin Anna hatte Andeutungen gemacht, daß die Rotmundin mit ihrem jungen Mann noch ihr Kreuz bekommen könnte. Nun war Furrer neugierig, ob man davon etwas merken könne.

Die Eintretenden boten einen guten Abend, Markus laut, die Otti so leise, daß auch weniger gespitzte Ohren als die der Anna und des Ammanns die Befangenheit herausgehört haben würden. Des Markus Blick traf Frau Sixta. Ehe nur ein Wort gewechselt war, wußte er, daß sie alles durchschaute. Sein Trotz hielt stand. Es war ihm, als sollte er sie beim Arm nehmen und sagen: Ist das so verwunderlich, daß kam, was gekommen ist? Hast du es dir nicht auch vorausgesagt? Nun füge dich eben. Dir hat ja Kummer nichts an, du Starke, du!

Frau Sixtas Herz war ein Stein, war es den ganzen Abend gewesen. Kehrten die zwei, die draußen waren, denn niemals heim? Jetzt sah sie des Markus Gesicht von einem Schein überflogen, als habe er sich in raschem Gang erhitzt. ‚Es ist geschehen,' dachte sie. Aber sie blieb ruhig. Kein Zucken ihrer Miene verriet, wie sie sich Gewalt antat. „War's schön auf dem See?" fragte sie die Ankommenden mit beherrschter Stimme.

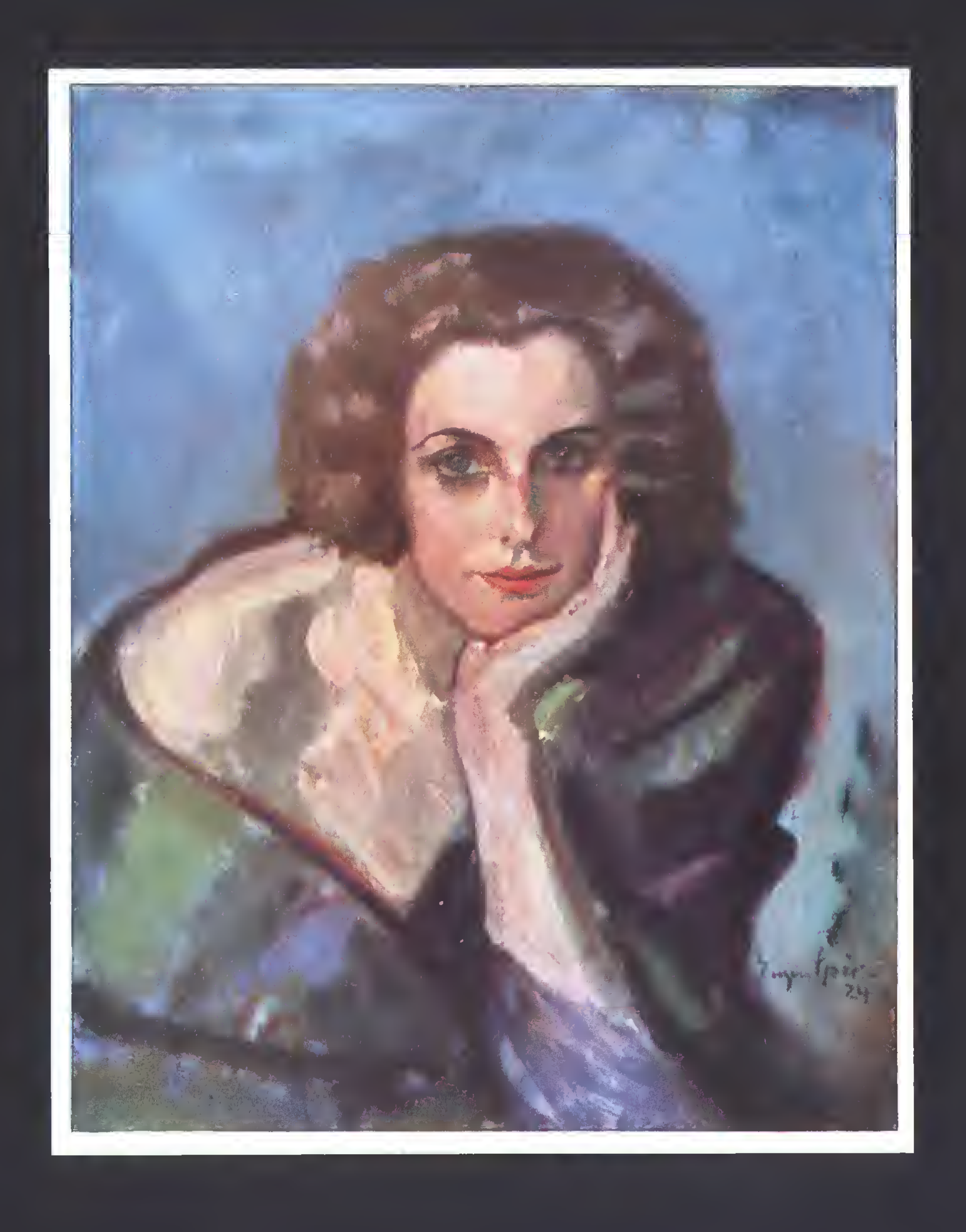
„Prachtvoll," antwortete Markus. Sein Mund verzog sich. Er sah, wie die Anna und der Ammann gafften. Dann setzte er sich hart an den Tisch. „Bring' mir ein Glas," gebot er laut der Kellnerin. Er hatte noch nie so den Herrn herausgekehrt.

Die Anna warf einen Blick auf Frau Sixta, als wollte sie fragen, ob sie zustimme, aber dann ging sie eilig das Verlangte zu holen.

Die Otti kam heran und gab Frau Sixta die Hand. Sie war sehr blaß.

„Willst du dich nicht setzen?" fragte die Mutter. Es war ihr, als müßte sie die Hand, die sich ihr bot, von sich schleudern. Und doch faßte sie etwas wie Mitleid. ‚Armes Ding,' dachte sie, ‚packt dich das Leben auch?'

„Ich bin müde," sagte die Otti, „ich will hinaufgehen." Sie bog sich zu Frau Sixta



Bildnis der Tänzerin Lena Riefenstahl. Gemälde von Eugen Spiro

nieder und küßte sie auf die Stirn. Beinahe hätte sie aufgeschluchzt. Aber sie nahm sich zusammen und mit einem verwirrten „Gute Nacht“ verließ sie das Zimmer. Ihr schwindelte. Sie wußte nicht, wie sie auf die Treppe gelangte. Dann fiel ihr ein, daß sie Markus nicht die Hand gegeben. Das quälte sie. Und sie empfand eine dunkle Sehnsucht. Und einmal war ihr, als müßte sie jauchzen. Gleich darauf aber preßte ihr die Angst wieder die Brust zusammen.

Fast bewußtlos vor Verwirrung erreichte sie ihre Stube, kleidete sich aus und legte sich zu Bett.

Die andern saßen beisammen. Der Ammann hatte das Gespräch auf die Säumertransporte gebracht. Er und Markus pflogen Rede und Gegenrede.

Frau Sixta hörte nur wie von fern, was sie sprachen. Sie lauschte der Otti nach, und dann wieder war es, als ob sie ein Ohr auf des Markus Herzen habe und seinen Schlag behorche. ‚Schicke das Kind fort! Warum hast du es nicht längst getan?‘ dachte sie in einem Augenblick und im andern: ‚Woher nimmst du das Recht, sie aus der Heimat zu stoßen?‘ — ‚Sie soll dir dein Glück nicht stören,‘ zürnte sie jetzt. Und gleich darauf: ‚Willst du ihr verdenken, daß ihr geschah, was dir selber?‘ Sie hätte die Otti jetzt in die Arme nehmen und mit ihr weinen können. Aber Markus war ihr seltsam fern und fremd. Sie klammerte sich schon nicht mehr an die Möglichkeit, ihn wiederzugewinnen. Sie zog sich schon in sich selbst zurück. Es brauchte ihr niemand Nachricht zu bringen oder Geständnisse zu machen. Sie sah schon ganz klar. Sie wußte schon besser, wie es um die beiden, Markus und Otti, stand, als diese selbst. Aus Erkenntnissen, die ihr langsam aufgedämmert waren, aus Ahnungen, die ihr während des Wartens aufgegangen, des Wartens auf ein Kommendes. In ihrem Kopfe hämmerte es, und eines machte sie rastlos: Sie wußte noch nicht, was sie tun würde.

Markus forschte manchmal in ihren Zügen. Er wußte, daß eine Auseinandersetzung kommen mußte. Es gab vor Frau Sixta nichts heimlich zu halten! Aber er wollte auch nichts verbergen. Er brannte darauf, zu sprechen. Noch trug er die tiefe Hochachtung für die Frau da vor ihm in sich. Noch empfand er, aus körperlichen Rechten, die ihm die Ehe gebracht, heraus, eine Art Kameradschaftlichkeit. Aber gleichzeitig stand ein Zorn in ihm: Warum hatte sie ihn in ihre Gewalt genommen? Ich will sein, was ich will, nicht, was man aus mir macht, trotzte er. Und mit plötzlichem Entschluß brach er die Unterhaltung mit dem Ammann ab und stand auf.

„Ich hätte noch Geschäftliches mit dir zu besprechen, Frau,“ sagte er mit einer selbstherrlichen Sicherheit, die er sonst nicht besessen.

Frau Sixta fuhr leise zusammen, aber sie erhob sich gelassen. „Du hast recht,“ sagte sie ruhig. „Es wird spät.“

Sie verabschiedeten sich von Furrer, kühl, wie es geschieht, wenn man einem erkannten Gegner nur widerstrebend Freundlichkeit zeigt. Markus ließ Frau Sixta den Vortritt.

Hinter der Tür sah sie ihn an, mit den Augen fragend, wohin er sie führe. Er lenkte der Treppe zu. Schweigend stiegen sie in ihre Schlafstube hinauf.

Der rote Talammann hatte ihnen nachgesehen, bis sich die Tür hinter ihnen geschlossen. Drüben saßen noch vier Männer beim Kartenspiel. So war die Stube noch nicht rein. Aber Furrer drückte bedeutungsvoll ein Auge zu. Die Anna verzog den Mund. Eines fragte heimlich das andere: Was sagst du? Es war zu deutlich, daß in der Ehe der Frau Sixta etwas nicht stimmte. Der Ammann dachte, vielleicht werde doch sein Weizen noch blühen. Als die Kellnerin ihm sein Glas neu füllte, nahm er sie vertraulich beim Arm. „Es scheint, wie du sagst,“ flüsterte er ihr zu, „dem Graf wäre die Tochter lieber als die Mutter.“

„Das sieht ein Kind,“ gab die Anna feixend zurück. Sie hatte viel Enttäuschung in sich hineingefressen, und die war ein guter Gedeihgrund für die Schadenfreude, die jetzt aus ihrem blonden Gesicht leuchtete.

Markus und Frau Sixta traten in ihre stille Stube. Die Rotmundin ging auf ihre Kommode zu und öffnete eine Schublade. Sie wollte nicht diejenige sein, die zuerst sprach. Markus ging bis zum Fenster vor, stellte sich hin und trommelte an die Scheibe. Jetzt, da er reden sollte, war ihm doch die Kehle eng. Aber plötzlich nahm er einen Anlauf. „Ich habe auf dem See die Otti geküßt,“ sagte er.

Frau Sixta stand an die Kommode gelehnt und die Hände nach rückwärts aufgestemmt. Es war ihr, als gieße ihr jemand Eiswasser in den Nacken. Aber sie sagte: „Dabei ist doch nichts.“

„Es s o l l t e nichts sein,“ erwiderte Markus.

„Wie sonderbar du bist!“

Nun war er auf einmal entwaffnet. Wußte sie denn nicht, worum es sich handelte? Er sah sie an, als müßte sie ihm erklären, was sie meinte.

Sie fühlte, daß sie wieder das Heft in die Hand nehmen mußte. Sie schaute ihm voll ins Gesicht. „Du sollst die Otti küssen, wann — es euch beiden angemessen scheint,“ sagte sie.

„Es ist dein gutes Recht. Ich nehme an, daß ihr dazu nicht die Nacht braucht. Das darf jedermann sehen.“

Er wollte ihr entgegenhalten, daß alles viel anders liege als sie meine; er wollte ihr hundert Dinge sagen, aber er fand die Worte nicht. Es war, als legte sie ihm Ketten um, gegen die er sich nicht wehren konnte. Sein Trotz verflog nicht; aber er sank ihm unter einem Gefühl der Ohnmacht ins Innere zurück. Fast hilflos wandte er sich zum Fenster zurück. Und während er noch überlegte, was er weiter sagen sollte, verließ Frau Sixta die Stube noch einmal, er wußte nicht auf wie lange.

Die Stille, die zurückblieb, fiel auf ihn. Dann erinnerte er sich, daß die Otti nebenan war. Da erwachte wieder sein Blut. Und sein Leichtsinn half ihm, daß er gleichsam das nächste der Hindernisse übersprang. Er zuckte mit der Schulter. Alles mochte gehen, wie es wollte.

Dann begann er sich auszukleiden. Frau Sixta kam nicht zurück. Neue Bedenken tauchten auf. Er legte sich zu Bett. Hart stritt er mit sich selbst. Lag er für die Zeit seines Lebens an Ketten? fragte er sich und bäumte sich innerlich unter dem Joch seiner Ehe. Und inmitten dieses drückenden Empfindens, daß er nicht mehr frei war, züngelte Neugier auf: Gehörte die Otti ihm? Oder täuschte er sich? War alles das nur in seiner Einbildung, in seiner verdorbenen Phantasie? Tat er Frau Sixta Schande und Sünde und Undankbarkeit an? Hundert Dinge zermarterten ihm Gehirn und Herz.

Auf einmal sprang ihn eine Angst an. Warum kam Frau Sixta nicht? Und er spürte die Last dessen, was er ihr antat, schwerer denn je.

Da gerade hörte er sie sich nähern. Sie trat ein, redete ihn nicht an, schien zu denken, er schliefe. Er schwieg wiederum, weil er nicht wußte, was er sagen sollte.

Sie legte sich neben ihn. Er rührte sich nicht.

Sie brachten die Nacht ohne viel Schlaf zu, Markus wartend, was weiter sich ereignen werde, Frau Sixta in ihren Entschlüssen noch nicht klar, aber im Innern wie durchfroren. Etwas war tot in ihr. Einmal, als sie den Rotmund genommen, ein zweites Mal, als sie ihn toll betrunken zu Bett gebracht, war ihr ähnlich zumut gewesen. Aber sie war aufrecht geblieben; denn eine mußte fest stehen im Hause. Eine mußte das auch jetzt, dessen war sie sich bewußt. Und ebenso fest stand ihr, daß in und außer dem Hause niemand Anlaß zum Gespött bekommen dürfe.

Drüben lag auch die Otti lange wach. Die aber war von weicherem Stoff. Bald weinte sie, bald fürchtete sie sich, bald durchschauerten sie seltsame Erinnerungen: Markus hatte sie geküßt. Und sie wollte, er wäre bei ihr. Unter dem Weinen befiel sie der Schlaf.

Der Morgen kam.

Die drei wünschten einander guten Tag. Sie fühlten alle, daß vieles Unausgesprochene gesagt, erklärt und geschlichtet sein sollte. Aber sie zögerten noch und ließen Arbeit und Alltag über sich kommen.

Die Otti m u ß fort, dachte Frau Sixta. Sie sah, wie dieser die Lippen zitterten und wie ihre Augen die ihren suchten, halb fragend, halb Abbitte leistend. Was sollten die Dienstleute denken, wenn sie die verhehlten Tränen in ihren Augen sahen? Sie hieß die Tochter mit ihr nach ihrem Zimmer kommen.

Die Türe schloß sich. Sie standen einander gegenüber. Die Otti brach sogleich in Tränen aus. Die Mutter spürte, wie verloren sie war. Armes, junges Ding! Sie war lange Zeit ihr einziges Licht gewesen. Sie liebte sie auch jetzt, liebte sie mit einer Macht, die fast Wucht war. Dann kroch die Angst heißer in ihr auf. Wußte sie a l l e s, was zwischen der Otti und Markus geschehen war?

„Erzähle mir, was dir ist,“ sprach sie ihr gütig zu; aber die Güte war erzwungen; Neid und Groll zehrten an ihr.

„Wirst du mich fortschicken?“ fragte die Otti mit angstgroßen Augen.

Frau Sixta strich ihr übers Haar. „Es wird wohl das Beste sein, wenn du ins Kloster zurückgehst,“ antwortete sie.

Die andere schluchzte auf.

„Du warst glücklich dort, früher.“

Die Otti schüttelte den Kopf. „Niemals wie hier,“ sagte sie.

Plötzlich richtete sie sich auf. Sie schien zu wachsen, so klein und zierlich sie war. Und sie zitterte von verhaltener Leidenschaft.

„Ich frage auch nach keinen anderen Menschen,“ stieß sie heraus. Ihre Arme hoben sich, als wolle sie ihren Worten Nachdruck geben oder sich irgendwo Halt suchen.

Frau Sixta aber stand vor einem Abgrund. Wenn sie vorher noch gedacht hatte, daß es Zeit sei, die Tochter von Markus zu trennen, so stieß der Ausbruch der Otti das um. Sie fühlte, daß der eine Mensch, nach dem jene fragte, Markus war. Die Augen gingen ihr weit auf. Nicht Markus allein war es, dem das Herz durchgegangen war. Auch das Mädchen da hatte ein Wirbelwind gepackt. Das Geschick war weiter geschritten. Und sie, Frau Sixta verlor beide. Nun hieß es, sie entweder mit Gewalt auseinander reißen, oder — oder?

Es war ihr, als schmetterten Keulen auf sie nieder. Wo war ein Ausweg? Was half

zur Vernunft? Sie stand da wie eine Blinde, die die Wange spürend dem Wind hinhält, um zu wissen, in welcher Richtung sie gehen soll.

Dann rang sie sich auf. Eine Erkenntnis faßte sie an: Sie mußte allein sein. Sie mußte die Möglichkeit haben, diesen Dunst, diese Wirrnis ungestört, sich selbst überlassen, mit klaren Gedanken zu durchstoßen. Sie ließ die Otti stehen. Sie hörte nicht, daß sie leise stammelte: „Wohin gehst du?“ und bemerkte nicht mehr, daß sie in völliger Hilflosigkeit zurückblieb. Gleich einer Nachtwandlerin verließ sie die Stube und stieg die Treppe hinab.

Im Hausflur sprach eine Magd sie an. Sie hörte ihr Anliegen, aber sie verstand nicht, was sie wollte. Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Später!“

Die andere dachte, daß die Meisterin sehr beschäftigt sei. Verwundert sah sie ihr nach.

Frau Sixta verließ das Haus.

Auch draußen standen Leute. Gäste und Knechte. Sie würde sonst nicht ohne ein Wort an ihnen vorbeigegangen sein. Jetzt aber schritt sie stumm vorüber.

Auch diese Menschen verfolgten sie mit verwunderten Blicken.

Frau Sixta bog am See in die Matten ab.

‚Sie geht nach den Alpenhütten,‘ dachten die ihr Nachblickenden.

Sie aber schritt fürbaß und achtete kaum des Weges. Zuweilen stieß ihr Fuß an einen Stein oder strauchelte im Grase. Noch immer hämmerte es in ihrem Kopf. War die Welt ein Tollhaus geworden? Markus und die Otti? Die beiden, Mann — und — Da gab es doch nichts, als einen Schnitt scharf durch das Band, das sie umschlingen wollte!

Aber — wenn sie einander begegnet wären, ehe sie, Frau Sixta, zwischen ihnen stand, wer hätte es ihnen verdacht, daß sie zueinander gestrebt? — Und sie, die Rotmundin, hatte den Mann auf seinem Wege aufgehalten. Er wäre wohl weitergezogen damals, war wohl überhaupt nur ungern geblieben zuerst. War sie nicht schuldig? Und hatte sie ein Recht, das zu lösen, was Zufall oder Schicksal geknüpft?

Sie klomm und klomm am Hange dahin. Unablässig arbeiteten ihre Gedanken.

Wohin wollte sie eigentlich? fragte sie sich nach einer Weile. Der Lärm des Hauses war weit zurückgeblieben. Hier waren keine Menschen mehr. Nur in der Höhe über ihr zog die Herde des alten Pankraz und sie glaubte auch diesen selbst irgendwo erblickt zu haben. Der aber störte sie nicht.

Allmählich wurde sie ruhiger in der gewaltigen Ruhe, die sie umgab.

Über die Berge wirbelten Wolken. Wenn man ihnen nachsah, schwindelte einem, so groß war ihre Eile.

Frau Sixta stieg jetzt auf einem kaum fußbreiten Ziegenpfad bergan. Er führte dem Balmott an die Brust, dort wo sie weitgewölbt sich ins Nichts hinaus bog. Tief unten verschwand irgendwo die Poststraße in den Felsen. Hier aber war Absturz, der ins Bodenlose ging.

Ein Felsblock wurzelte an einer windumsausten Ecke. Der Wind packte die Röcke der Rotmundin und riß an ihrem festgesteckten Haar, ohne es zausen zu können.

Wo war der Ausweg, grübelte die einsame Frau noch immer und sah, daß sie nicht ewig so weiter steigen konnte. Sie stemmte einen Fuß auf den Felsen. Hier hatte der Wind das freieste Spiel. Es war, als kläre die harsche Bergluft die Gedanken.

Die Ehre des Hauses durfte nicht leiden, dachte Frau Sixta. Sie mußte mit Markus und Ottilie reden, mußte sie warnen, ihnen sagen, daß keines mit dem Kopf durch die Wand konnte! Daß Ehre mehr sei als erfüllte Wünsche. Sie begehrte nichts für sich selbst. Mochten die beiden auch ihr Teil auf sich nehmen! Mochten sie nebeneinander hin leben, einander fühlen lassen, voneinander wissen, daß sie innerlich zusammengehörten, aber mochten sie auch klar sein darüber, daß sie nicht zusammenkommen konnten. So mußte es gehen. Wunden verharschten. Vielleicht lernten sie alle drei noch leidlich alt werden miteinander, alt und — kühl. Die Otti war ja noch fast ein Kind, vielleicht wendete ihr Herz sich noch. Und Markus, der Mann? Sollte ihm nicht auch ihr Name und der des Hauses gelten? So — so mußte es gehen! Die Bergmattener sollten kein Schauspiel haben. Nach außen mußte der Schein gewahrt bleiben. Noch heute wollte sie den beiden das alles sagen.

Frau Sixta verschlang die Hände und stützte sie auf das aufgestemmte Knie. Bisher hatte sie ihr eigenes Herz wie in einer Zange gehalten. Jetzt packte sie das Elend. Sie blickte in die schwindelnde Tiefe. Es war ihr, als sei da hinab ihr ganzer Lebensbesitz gefahren und liege zerschellt irgendwo in einer Kluft. Hart rang sie die Finger ineinander. Die Liebe zu Markus erwachte aufs neue und schrie nach ihrem Recht. Aber sie bändigte sie. Die Hände ballten sich zu Fäusten. Sie biß die Zähne zusammen. Sie wollte nicht weich werden.

Drüben in einer grünen Mulde tauchte Pankraz Danjoth auf. Die Glocken seiner

Herde wanderten über und unter ihm, leise, als ob sie in der Nähe der Frau Sixta zaghaft würden. Der alte Hirt hörte die Glocken nicht. Er hatte die Meisterin lange beobachtet und wußte, daß ihr Weg kein bestimmtes Ziel hatte. Zorn ergriff ihn. Was hatte die dort dem Schicksal getan, daß es ihr nichts Gutes gönnte von Kindheit auf!

Wenn er vor Frau Sixta nicht so etwas wie Ehrfurcht gehabt hätte, so wäre er hinüber gegangen und hätte gesagt: Du, ich bin alt. Ich gebe nicht viel auf das, was war und was kommt. Aber — wenn du etwa eine Hand brauchst —. Manchmal ist es ein Trost, wenn man einen hat, irgendeinen, und wenn es nur ein Hund wäre, der einem die Hand leckt zum Zeichen, daß er noch da ist. Die Weisheit des Verstehens war über dem Hirten.

*

Nur Frau Sixta stand fest. Die beiden andern ließen sich treiben. Sie hielten sich voneinander fern aus einer Art Scheu. Es war ja auch kein Wort zwischen ihnen gefallen, und sie konnten unter den Augen der übrigen in gewohnter Ungezwungenheit miteinander verkehren. Aber wenn sie strebten harmlos zu sein, so war das äußerlich. Im Innern hatten sie ein gemeinsames Geheimnis, und des einen Blick fragte unbewußt den des andern: Weißt du noch? Und beide standen in Feuer.

Markus war der Ungebärdigere. Nach anfänglicher innerer Unsicherheit begann er sich in eine Art von Beleidigtsein hinein zu reden. Warum hatte Frau Sixta ihn einst nicht seines Weges ziehen lassen? Die Zeit der eigenen Wünsche mußte einmal kommen. Und nun sie da war, sollte er nicht mehr das Recht seiner Jugend haben? So suchte er sein Gewissen zu beschwichtigen, das ihn mit heißen Zangen zwickte, ihm täglich alle Vorzüge der Frau Sixta zeigte und ihn selbst davor klein werden ließ.

Die Otti kam nicht zu klaren Gedanken. Ihr Herz zitterte nach wie vor. Sie schwankte zwischen der Liebe zur Mutter, der grausamen Angst, daß sie ihr unrecht tat, einem seltsamen Drang, der sie zu Markus trieb, und dem Glück, daß man sie noch immer im Hause duldete, hin und her.

Im Grunde lebten beide, Markus wie Ottilie, ihre Tage, ohne zu fragen, was morgen sein werde, ungewiß, ob ihr Beisammensein nur noch befristet sei, und verbargen ihre innere Zerfallenheit und die Befangenheit, die sie in Frau Sixtas Gegenwart befiel, mühsam hinter arglosen Mienen.

Frau Sixta aber zwang die Gegenwart und drückte ihr ihren Stempel auf. Es war, als habe sie von jenem Gang in die Seemattfelsen eine unerhörte Kraft zurückgetragen. Sie sprach nicht mit Markus und der Otti, wie sie sich anfänglich vorgenommen. Aber sie lenkte das Leben in genau dieselben Bahnen zurück, in denen es sich vorher bewegt hatte. Jedes hatte seine Arbeit. Abends saß man beisammen, Markus las, die Frauen arbeiteten. Man unterhielt sich. Frau Sixta hielt das Gespräch wach, wenn die andern einsilbig werden wollten. Sie forderte sogar Markus auf, die Laute zu nehmen und zu singen. Und sie sandte laut, vor den Ohren der Leute, die Otti mit ihm auf den See. Es sollte jedermann wissen, daß die beiden mit i h r e m , Frau Sixtas Willen und Einverständnis beisammen waren. Sie hielt ihr eigenes Herz wie in Klammern. Vielleicht schwebte ihr unbewußt ein auf gegenseitiges Nachgeben gerichtetes Leben vor. Was sie selber litt, brauchte niemand zu sehen. Es sah es auch niemand in den Nächten, in denen sie keinen Schlaf fand. Sie suchte gerecht zu sein und die beiden andern zu verstehen. Sie wollte ihnen auch gönnen, daß sie einander liebten, anders liebten als ihrer verwandtschaftlichen Stellung angemessen war, so lange sie ihr Rücksicht trugen und wie sie selbst den Schein nach außen wahrten. Ein Gefühl des Mitleids mit der Otti, der aus ihrer Kindlichkeit erwachten, ließ sie dieser gegenüber einen Ton mütterlicher Güte finden und allmählich gewann sie auch Markus gegenüber eine gewisse Herzlichkeit zurück. Nur, wenn sie allein waren, stand es wie eine Wand zwischen ihnen und weder Hand noch Mund berührten sich.

Markus und die Otti glitten immer mehr in diese ihnen zurechtgemachte Lebensweise hinein. Und beide begegneten Frau Sixta mit einer scheuen Achtung, zuweilen demütig empfindend, was sie ihr schuldig geworden waren. Aber allmählich, als auch die neue, gegenseitige Einstellung Alltag und Gewohnheit wurde, blühten ihnen unter der Gemächlichkeit des Heute, wie die Blumen aus den winterbefreiten Lehnen, kleine Wünsche und Freuden neu hervor. Frau Sixta geriet ein wenig in Vergessenheit. Sie suchten und fanden Gelegenheit, beisammen zu sein und waren glücklich, wenn sie es sein konnten. Befangenheit verlor sich. Hand suchte Hand. Und morgen war ein Händedruck bedeutsamer, als er heute gewesen. Und übermorgen redeten die Blicke. Dann küßten sie sich wieder. Die Otti zitterte. Aber sie hatte nicht die Kraft zu widerstehen.

Eines Nachts fragte Markus stürmisch: „Liebst du mich, Otti?“

Sie nickte und klammerte sich an ihn. Etwas Übermächtiges riß sie fort.

Von da an war die Liebe der beiden heimlicher, aber heißer.

Frau Sixta wußte alles, spürte und ahnte und erriet aus Nichtigkeiten, was geschah. Sie sah ihre Erwartungen auf einen äußerlichen Frieden zusammenbrechen. Eine neue Kampfzeit begann. Wo war das Ende? dachte sie. Aber sie sprach nicht zu Markus: Reiße dich auf, Mann! Tu, was du mir schuldest! Und sie stieß die Otti nicht hinaus. Sie begann tiefer zu graben nach Anfängen und Ursachen. War es nicht Walten und Zwang der Natur, was sich vollzog? Waren die zwei, die da zueinander strebten, nicht Spielbälle des Schicksals? Dann fing ihre heimliche Armut an ihr leid zu tun. Sie hatten keinen Weg! Gesetz und Welturteil waren gegen sie! Sie müssen verwinden, wie du selbst es verwunden hast, redete sie sich zu. Aber dann dachte sie daran, wie jung jene waren und was es sie selbst gekostet, zu verzichten. Und aus ihrer eigenen Hoffnungslosigkeit sprang plötzlich ein Trieb heraus, den andern ähnliche Qual zu ersparen. In ihrer eigenen Verzweiflung begann der Gedanke, daß es vielleicht in ihrer Hand liege, die andern zu beglücken, ihr eine Art Befriedigung zu bereiten.

Oft noch des Nachts, wenn sie neben sich den Atem des Markus vernahm, stand freilich ihre eigene Liebe auf und schrie nach Sättigung und Recht. Aber allmählich gewann eine menschenkundige und unendlich gütige Barmherzigkeit Gewalt über jene.

Da wurde ihre Stimme dunkler und weicher.

Da war es, daß sie endlich sich wieder einmal unter vier Augen an Markus wandte und sagte: „Halte dich mehr zurück, daß von dir keiner schlecht denken und reden kann. Nicht um meinetwillen, nur Ottis und deinetwegen.“

Er wollte aufbrausen, aber ihre schmerzlich bewegte und doch von keinem Groll entstellte Miene beschwichtigte ihn. Er drehte sich ab, gequält und beschämt und entfernte sich stumm.

Das Schlechtdenken und Schlechtreden hatte indessen schon begonnen. Die Eifersucht und der Neid der Anna hatten scharfe Augen. Sie hatten längst erspürt, was heimlich zwischen Markus und der Haustochter war. Sie zischelte und schürte im Hause herum und machte zwanzig andere sehend. Und der Wind, der im Brückehaus fäuselte, lief nach Bergmatten hinunter. In den Wirtsstuben und auf den Ofenbänken der Bauern tuschelte man: Ein öffentliches Ärgernis, diese Ehe der Brückewirtin! Eine Ehe zu dreien! Daß die Rotmundin nicht so viel Zorn in sich hatte, ein Ende zu machen. Julian Furrer, der Talammann, fuhr auf wie gestochen. Vielleicht erwachten schon wieder eigene Hoffnungen in ihm, vielleicht erneuerte sich seine Enttäuschung und schwelgte in Vergeltung. Er half nicht nur wacker mit, die öffentliche Meinung gegen die auf dem Brückegut aufzubringen, sondern er sprach mit dem Brustton tiefer Entrüstung im Rate davon, wenn die Rotmundin nicht imstande sei, in ihrem Hause und Ehestand zum Rechten zu sehen, so könnte es Pflicht der Behörde, insbesondere des Waisenrates werden, sich einzumischen und Ordnung zu schaffen. Er war ein angesehener Magistrat und hatte Verdienste um das Gemeinwesen. Vielleicht glaubte er an die eigene Selbstlosigkeit.

Seine Ratskollegen zögerten noch. Es sei ein eigen Ding, sich in dergleichen Angelegenheiten einzumischen, sagten sie.

Aber die Volksentrüstung schlug hohe Wellen.

In diesen Tagen hatte Frau Sixta einen Anstand mit einem widerspenstigen Knecht. Sie entließ ihn aus dem Dienst. Da packte den Mann die Wut und er schleuderte ihr die Worte ins Gesicht: „Um die Ehre, länger in Eurem Hause zu sein, reiße ich mich nicht. Je eher ein sauberer Mann hier fortkommt, desto besser.“

Er hatte sich aber getäuscht, wenn er geglaubt hatte, Frau Sixta klein werden zu sehen. Sie hatte ihre eigenen Schmerzen auszufechten. Aber sie gab niemand das Recht, ihr Haus und die Ihrigen zu schmähen. Sie, die am meisten Ursache hatte, denen zu zürnen, die man verlästerte, sah jetzt in ihnen nur noch die vom Leben Gezausten und war bereit, ihr Menschentum zu verteidigen. Sie ging zur Tür der Schreibstube, in der die Unterredung stattfand, und schloß sie ab. Zurückkehrend, setzte sie sich auf den Stuhl vor dem Pult. „Jetzt will ich die Wahrheit wissen, Sepp,“ sagte sie mit kurzer, knapper Stimme zu dem Knechte, der im Grunde ein gutmütiger, nicht überkluger Mensch war.

Er verlor seine Fassung und schlang verlegen die Hände ineinander. Sein junges, bartloses Gesicht war von Blut überschlagen und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die Achtung vor Frau Sixta saß ihm mächtig in den Gliedern.

Diese fuhr fort: „Man redet und raunt in und außer dem Hause. Man schaut scheel und entrüstet sich. Jetzt will ich wissen, w a s euch allen nicht recht ist.“

Der Sepp suchte Ausflüchte. „Im Grunde geht es ja niemand etwas an," meinte er.

„Was?" forschte Frau Sixta. „Wenn du es mir hier nicht sagst, so wirst es vor Gericht tun müssen."

Das Wort vom Gericht machte den andern erst recht kleinlaut. „Euer Mann — und die Otti —" gestand er.

„Beweise!" stieß Frau Sixta knapp heraus.

Der Sepp meinte, es sei wohl die Anna, die Kellnerin, die — — wisse — — —.

Frau Sixta stand auf. Sie war jetzt ganz ruhig und fast milde. „Das genügt," sagte sie. „Von jedem Feuer muß man den Herd kennen." Sie öffnete die Tür wieder. „Jetzt geh nur," fuhr sie fort. „Und wenn dich einer fragt, so sage ihm, daß ich keine Hilfe brauche und im Hause noch immer Ordnung gehalten habe."

Sie stand so aufrecht da, daß sie den Sepp um Hauptеslänge überragte.

Er wagte kein Gegenwort. Sein anfängliches Großsprechen verwandelte sich ins Gegenteil. Sie war doch noch die alte, die Meisterin! Beinahe kam ihm die Bitte auf die Zunge: Schickt mich lieber nicht fort.

Als er später in Bergmatten bei einem Bauern einstand, war er einer der wenigen dort, die die Partei der Frau Sixta nahmen.

Diese aber zögerte nicht. Sie ging hinter dem Knechte her und in die Gaststube hinüber, wo der Anna ihr Reich war, und fand diese hinter dem Schanktisch. Gäste saßen drüben.

„Deine Zeit hier ist um, Anna Renner," sagte sie gelassen.

Eine Flamme schlug der Blonden über das hübsche Gesicht. Sie sah die Meisterin mit großen Augen an. Aber sie wußte, warum sie gehen mußte.

„Je eher du gehst, desto besser," fuhr Frau Sixta weiter. Die Qual, die sie litt, war fast verschüttet unter dem Willen, der Welt kein Schauspiel zu geben.

Die Anna biß sich auf die Lippen. Ein böses Zornfeuer loderte in ihr auf. Aber nur das Blut im Gesicht verriet es. Und bei sich dachte sie, daß sie es der Rotmundin heimzahlen werde. Sie tat eine Weile ihre Arbeit weiter; aber im Laufe des Tages wurde ihr der Boden unter den Füßen heiß. Sie erfuhr, daß Sepp, der Knecht, sich bei seinem Weggang geäußert habe, er müsse zwar fort, aber wenn Frau Sixta ihn rufen wollte, würde er jeden Tag zurückkommen. Ebenso schien ihr aus dem Wesen und den Worten ihrer Mitangestellten, als schlage deren Stimmung zugunsten der Frau Sixta um. Sie hatte auch nicht das beste Gewissen und vielleicht saß ihre Neigung zu Markus tiefer als ihre früheren, so daß ihm fortwährend zu begegnen, ihr schon längst unleidlich gewesen war. Auf jeden Fall packte sie in einer Arbeitspause ihren Koffer und sagte am Abend zu Frau Sixta: „Wenn es Euch recht ist, trete ich morgen früh schon aus."

„Wie du willst," antwortete diese und gab ihr auch noch am selben Abend ihren Lohn.

An diesem Abend aber saß die Rotmundin mit Markus und Ottilie wie immer in der oberen Wohnstube. Draußen lag eine schwüle, schwarzwolkige Nacht. Nur selten stand ein Stern über den Fenstern, ein hilfloses Licht, dessen Verlorenheit die Finsternis noch zu steigern schien. Sonst pflegten die drei die Beklemmung, die sie bei jedem Beisammensein faßte, mit alltäglichen Gesprächen zu überwinden. Heute lag es schwerer noch als sonst auf ihnen. Der Streit der Wirtin mit dem Knecht war auch der Otti und Markus bekannt geworden, auch die Tatsache ihnen nicht entgangen, daß der Anna der Dienst aufgesagt worden war. Die Otti hatte, wie jetzt oft, verweinte Augen. Sie blickte zuweilen von der Seite scheu nach der still die Nadel führenden Mutter. Markus las die Zeitung; aber er erfaßte den Sinn dessen, was er las, nicht. In ihm mottete ein heimlicher Grimm. Das Leben konnte so nicht weiter gehen, dachte er.

Plötzlich nahm Frau Sixta leise und ruhig das Wort: „Ihr werdet wissen, daß auch die Anna fortgeht?"

„Ich habe es gehört," antwortete Markus in dumpfem Ton.

„Ich habe sie als Kind ins Haus genommen; es ist über zehn Jahre her."

Keines der beiden andern sprach. Aber auch das ganze Haus lag still. Sie fühlten alle dieses Schweigen. Es war ihnen, als sei niemand als sie drei übriggeblieben, als wären alle, die zu ihnen gehörten, von ihnen abgefallen. Die Otti beugte den Kopf tiefer über ihre Stickerei. Die Tränen rannen ihr nun über die Wangen. Wo sollte das alles enden? Sie war mürbe. Sie hätte die beiden andern bitten mögen: Sagt mir, was ich tun soll! Schickt mich fort, wenn ich euch Unglück gebracht habe.

Da begann Frau Sixta, den Arm weit in den Tisch hineingelegt, weiter zu sprechen. Der Schein der Lampe fiel auf ihr blasses Gesicht und das schwarze, glatte Haar. „Es hilft nichts, daß wir uns voreinander verstecken."

Markus warf den Kopf zurück. Je weniger er sich rechtfertigen konnte, um so mehr wappnete er sich mit Zorn.

„Die Leute reden," fuhr Frau Sixta fort. „Es liegt an euch, ihnen die Mäuler zu stopfen."

„Das ist leichter gesagt als getan," murrte Markus.

„Sagt mir alles," sprach Frau Sixta weiter. „Ich — ich — will versuchen, euch zu verstehen."

Markus horchte auf. Er hatte auf Widerstand gerechnet. Sein Zorn verflog wieder. Er fühlte sich entwaffnet, beschämt. Frau Sixta hatte den Willen, fast Unentwirrbares zu entwirren! Unwillkürlich drängten sich ihm Worte auf die Lippen und hatte er den Drang, dieser Frau alles zu beichten.

„Sie haben mir immer gesagt, ich stehe nur halb auf der Erde," begann er. „Ich habe dich genommen, aber vielleicht habe ich mich — mehr von dir nehmen lassen."

Frau Sixta ging ein Stich ins Herz. Das war es, dachte sie.

Markus fuhr langsam und nachdenklich weiter: „Wir sind jung, die Otti und ich. Es ist so gekommen. Man weiß nicht, wie. Und wie wir da sind, wir drei, irgendwie werden wir nun alle unglücklich sein, trotzdem — eines dem andern alles Gute gönnen möchte."

„Das Gesetz steht euch entgegen," sagte Frau Sixta. Ihre Gedanken gingen in die Zukunft. „Selbst wenn ich dich freigebe, Markus, ist dir der Weg versperrt."

„Meinst du, ich weiß das nicht?" fragte er. „Ich habe auch nachgedacht."

Eine Stille fiel ein. Sie schauten vor sich nieder. Um den Mund der Otti zuckte immer noch das Weinen.

Dann begann Markus wieder: „Vielleicht wird das Beste sein, daß ich weitergehe. Ihr bleibt beisammen, ihr zwei. Und nach einer Zeit wird es sein, als sei ich damals wirklich vorübergegangen, wie ich gesollt hätte."

Die Otti preßte die Lippen zusammen. Sie dachte, daß sie ihm nachlaufen werde. Sie konnte hier nicht sitzen und wissen, daß er nicht mehr zurückkam.

Frau Sixta legte die Hand an die Stirne. Sie hätte die Tochter vor Augen, zart und fein und jung. Sie wußte, daß sie an dem zerbrach, was über sie gekommen war. Und sie begriff auch den seltsamen Menschen, den Markus, der nicht in den Alltag paßte. Der verschaute sich in ein Mädchen, wie in einen Stern und lief ihm nach! Und wenn er weiterzog, aufs Geratewohl, wer weiß, wo er sich hinverirrte. Das Mitleid mit den beiden brannte sie heißer. Und sie sargte ihren eigenen Gram tiefer ein. Aber der seltsame, qualgenährte Drang, den beiden zu helfen, verstärkte sich.

„Laßt mir Zeit," sprach sie mit stockender Stimme. „Vielleicht finde ich einen Weg. Nehmt euch zusammen, daß ihr kein Ärgernis gebt. Die Leute sollen sehen, daß wir — — nicht in Unfrieden leben. Vielleicht —"

Sie hielt inne. Sie hatte wenig Hoffnung. Aber als sie jetzt aufstand, streckte sie Markus zum erstenmal wieder die Hand hin. Dann bot sie der Otti die andere, und als Otti sich ihr an die Brust warf, stand sie einen Augenblick zwischen beiden wie ein Baum, an dem sie Halt hatten. Dann verließ sie die Stube.

Die zwei andern waren allein.

„Mein Gott," sagte die Otti mit zitternden Lippen.

Markus schwieg. Er hatte keine Freude an sich selbst. Sein letzter Trotz schmolz hinweg. Endlich sagte er von der Hinausgegangenen: „Sie ist aus einem andern Stoff gemacht als wir Alltagsleute."

Dann aber gewahrte er, wie hilflos die Otti weinte. „Still," tröstete er und zog sie an sich. Und während er sie hielt, vergaß er sich wieder. Der leichte Sinn gewann die Oberhand. Warum nicht lieber ein Alltagsmann sein, dachte er. Und er liebte die Otti und das Leben. Und alles andere machte ihm nicht zu viel Beschwer.

Die Otti überließ sich ihm. Ihre Tränen versiegten. Auch sie ließ sich weitertreiben, wie bisher.

Als Frau Sixta zurückkam, fand sie sie Hand in Hand sitzen.

„Es ist Zeit, schlafen zu gehen," mahnte sie. — — —

Sie mahnte sie auch weiter mit Blicken und Worten, daß sie Maß hielten. Sie überwand sich selbst. Ruhig, als ob nicht in ihrer Seele ein Wurm nagte, sprach sie mit Markus von Geschäften wie von ihren persönlichen Angelegenheiten, und ihre Art zu der Otti war liebevoller denn je. Sie wußte, daß sie litt wie sie selbst. Und sie redete sich zu, daß ihre Jugend mehr Anspruch auf Glück habe, als sie, die gelernt hatte, es zu entbehren. Eine würdevolle Ruhe kam in ihr Benehmen.

Die Leute stutzten. War doch kein Riß in der Ehe der Rotmundin?

Darüber verging das Frühjahr, und der Sommer kam.

Markus, der Träumer, kam zu keinem Entschluß, nahm nach wie vor den Tag wie er kam. Unter dem Zwang, den er sich auferlegen mußte, unter der Heimlichkeit, wuchs die Kraft seiner Liebe. Manchmal bändigte er schwer das Blut, das ihn quälte.

Auch die Otti lebte dahin, schwankend zwischen der scham- und scheuerfüllten Liebe



Kinderbildnis. Gemälde von Robert F. K. Scholtz



zur Mutter und der heißeren zu Markus. Und weil niemand sie fortschickte, blieb sie, wo sie war und wußte nicht, wohin sie hätte gehen sollen.

*

Und doch verdarben es die zwei jungen Toren. Sie waren nicht immer auf ihrer Hut. Sie trafen sich da und dort und ließen ihrer Leidenschaft freien Lauf. Und sie wurden ertappt, belauscht. Die Splitterrichter, Neidhämmel und Geiferlinge bekamen nun wieder Arbeit.

Eines Morgens saß auf dem Dach des Wirtshauses die ausgestopfte Puppe, der Manoggel, den die Nachtbuben als Schandmal denen heimlich auf den First stecken, unter deren Dach anstößige Dinge geschehen.

Markus wartete mit geladenem Gewehr auf eine Wiederholung des Streiches, doch zeigte sich niemand mehr.

Dafür aber gärte es heftiger im Dorfe unten, wo der Talammann und die Anna, die verjagte Kellnerin, schürten. Der Talammann setzte es durch, daß die Dorfbehörde der Frau Sixta Graf nahelegte, sie möchte die Tochter an einem geeigneteren Orte unterbringen.

Frau Sixta reichte den Brief schweigend Markus.

Dem schlug das Blut unter das lange, schwarze Haar.

„Sie lügen," brauste er auf. „Es geschieht nichts, was dir oder uns zur Schande ist." Er meinte, sich wahrlich genug beherrscht und genug gelitten zu haben.

„Sie glauben es nicht," gab Frau Sixta zurück. „Sorgt, daß sie glauben können."

Dann zerriß sie den Brief in Stücke. Eine Antwort gab sie nicht. Ihr Berghaus war ihr eine sichere Burg. Und sie trug den Stolz ihrer eigenen Qual in sich und trotzte, daß niemand ein Recht habe, sich in ihr Unglück zu mischen.

Die Tatsache, daß sie die Mahnung der Behörde mißachtete, trieb jedoch die Entrüstung der Bergmattener auf die Spitze. In einer warmen Julinacht zog ein johlender Haufe, Männer und Weiber, zumeist junges, nichtsnutziges Volk, nach dem Paß hinauf. Sie hatten vorher weidlich ins Glas geguckt und sich Lust und Mut getrunken.

Die Anna Renner, die Kellnerin, diente jetzt in einer großen Wirtschaft. Ihr Geschwätz hatte den Zorn der Bauern genährt. Ihr Wein feuerte jetzt ihren Mut an. Sie selber zog mit ihnen, aus Freude am Lärm, eine schmerzliche Neugier im Herzen, was alles sich ereignen werde. Der Haufe trug allerlei Lärmzeug, Pfeifen, Pfannendeckel, Kuhschellen und dergleichen bei sich.

Vor dem Wirtshaus zur Brücke angekommen, begannen sie einen greulichen, ohrenbetäubenden Radau zu machen.

Die Nacht war hell von Sternen.

Im Wirtshaus wurden die Läden geschlossen. Frau Sixta zog Wände zwischen sich und das wilde Volk.

Ein Bursche wollte von der Anna Renner wissen, wo die Wohnräume der Rotmundin seien. Sie gab ihm mit nicht ganz freiem Herzen Auskunft.

„Sie sollen herauskommen. Sie sollen hören, was man von ihnen hält," schrie der Sittenrichterhaufe.

Dann flog ein Stein in die Schlafstube der Frau Sixta. Er blieb nicht der einzige. Die Menschen waren wie toll von Rausch und aufgepeitschter Entrüstung. Ein Schwall von Schimpfworten brandete an den Wirtshausmauern empor.

Markus Graf nahm zum zweitenmal sein Gewehr. Allein Frau Sixta entwand es ihm. „Sieh nach der Otti," befahl sie. Sie wußte, daß das junge Ding in wilder Angst sich unters Dach geflüchtet hatte.

Sie selbst ging hinunter und öffnete die Haustür. Der Mond war eben über die Berge gestiegen, und sein Schein fiel auf die Schwelle, auf die sie trat. Sie suchte unter den Lärmmachern nach einem, mit dem es sich vernünftig reden ließe. Und sie erkannte die Anna, obgleich diese sich hinter den andern zu verbergen suchte. Ihre Lippe kräuselte sich.

Aber der Lärm verstummte unwillkürlich. Die Frau hatte zu lange großes Ansehen genossen. Einige kamen zur Besinnung. Was wollten sie eigentlich? Was konnten sie ihr persönlich vorhalten? An ihr war kein Makel! Stattlich stand sie da, dunkel und aufrecht. Der weiße Lichtschein ließ ihr Haar noch schwärzer und ihre Haut bleich wie Mehl erscheinen. Der Spott wagte sich nicht recht an sie.

Jetzt begann sie mit einer leicht heiseren Stimme zu sprechen: „Was wollt ihr von mir? Was würdet ihr sagen, wenn man euch in euer Haus einbräche und in euer Leben hineinregierte!"

Einer, der betrunken war, schrie aus den hinteren Reihen: „Wo hast deinen Mann? Der wagt sich nicht ans Licht! Der weiß wohl warum!"

Sie richtete den Blick hart nach dem Schreier und antwortete: „Ich habe eben einem ein Gewehr aus der Hand genommen. Vielleicht hätte ich es ihm lassen sollen. Sein Hausrecht soll jeder wahren dürfen."

Ihre Ruhe machte doch Eindruck. Der Haufe zögerte. Nun waren schon mehr dar-

unter, die wünschten, daheim geblieben zu sein.

Frau Sixta fuhr fort: „Man wird alles vors Gericht bringen. Es wird sich zeigen müssen, wer recht hat, ihr oder wir. Das ist doch wohl der Weg. Du dort, Indergand — Toni, du, Anna Renner, und Ihr, Ratsherr Bennet! Wir können miteinander am richtigen Orte reden und zur richtigen Zeit." Sie sprach das aus raschem, plötzlichem Entschluß. Im Grunde ihres Herzens war sie nicht so sicher.

Bei dem Worte Gericht wurden die Vernünftigeren unter dem Haufen noch kleiner. Ein Schwanken und eine Lust zum Umkehren griff Platz. Dennoch würden vielleicht die Rädelsführer und Hauptkrakehler recht behalten haben. Neue Rufe schollen aus der Menge. „Gericht! Ja wohl! Bis die Advokaten Ordnung machen, können wir lange warten! Holt den Graf heraus, den fremden Hudel! Jagt ihn zum Teufel, den Brückewirt!"

Da vernahm man Pferdegetrappel und vom Paßeingang her kam ein Einspänner gerollt. Das Fuhrwerk erregte Aufsehen. Das Pferd stob heran, als brenne es durch.

Frau Sixta stand noch immer mit verschränkten Armen unter der Haustür. Sie war jetzt bereit, die Flinte selbst zu nehmen, die sie Markus entwunden hatte. Empörung machte ihr die Stirn heiß. Wen ging es an, wenn sie einen Riß im Hause hatte? Flüchtig fuhr es ihr durch den Sinn: Wenn jetzt Markus sich zeigt, geschieht ein Unglück, und einen Augenblick lang stockte ihr der Atem. Aber der Zorn war stärker als die Furcht. Schon wollte sie sich nach der im Hausflur zurückgelassenen Waffe umsehen. Da erkannte sie die Insassen des heranrollenden Fuhrwerks, den Talammann Furrer und zwei Landjäger. Sie hob trotzig den Kopf. Was hatte dieses Neue zu bedeuten?

Aber schon erhob sich Furrer im Wagen. Er war zur Zeit, da die Bergmattener losgezogen, in einem seiner entfernten Ställe gewesen. Als er beim Nachhausekommen von dem Vorhaben der Menge hörte, schlug ihm das Gewissen. Er kannte das Volk. Wenn sie getrunken hatten, waren sie wie die Tiere. Und er fühlte, daß er an ihrem Grimm nicht unschuldig war, noch stärker aber, daß er sich vom eigenen Unmut hatte fortreißen und gegen die Rotmundin mehr geschürt hatte, als er verantworten konnte. Was wußte er eigentlich Genaues? Und von wem hatte er seine Wissenschaft? Die Anna Renner schien ihm im Augenblick eine üble Gewährsperson. Plötzlich überkam ihn etwas wie Schrecken und Reue. In aller Eile rief er die zwei Sicherheitswächter zusammen, dann spannte er selbst sein Pferd ein und fuhr mit ihnen dem Hochalppaß zu. Er war im Grunde kein ungerader Mann. Er hatte sein Herz vielleicht mehr an die Rotmundin gehängt, als er selber wußte, und aus Enttäuschung die Richtung verloren. Im Augenblick, da es Frau Sixta ernstlich, zwar nicht an den Leib, aber an die Ehre ging, tat sie ihm leid.

Er hatte eine böse Bergfahrt. Die zwei Landjäger sprachen unterwegs von den Ereignissen und glaubten ihm zulieb zu reden, wenn sie an denen vom Brückegut kein gutes Haar ließen, auch dem Strafzug der Dörfler alles Recht beimaßen und dartaten, daß sie mit allem Vorbedacht den Zug nicht gehindert hätten. Sie machten lange Gesichter, als sie seine Stirn vor Verdruß sich röten sahen.

„Narrheiten," murrte er. „So bricht man den Leuten nicht in die Häuser ein."

Nun saßen sie auf einmal stumm und dumm auf ihrem Polster.

Er aber geriet in heftigere Erregung und gesteigerte Angst. Er trieb sein Pferd so rasch bergan, daß es dampfte. Auch der Amtseifer, mit dem er sich gegen Frau Sixta gewandt, bekam plötzlich ein anderes Gesicht. Er war stolz auf sein Magistratentum. Wer wußte, ob ihn diese üble Sache nicht seine Würde kostete!

In wildem Lauf fuhr er am Brückegut unter die Menge. „Was geht hier vor?" fragte er im Augenblick, da er sein Pferd anhielt.

Niemand antwortete. Man kannte in ihm den Widersacher der Rotmundin und erwartete von ihm nun eigentlich den Hauptschlag gegen sie.

Er gab die Zügel einem der Landjäger und stieg aus. Er sah Frau Sixta auf der Schwelle stehen. Er schämte sich vor ihr; aber das Gefühl, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, gab ihm sein Selbstbewußtsein zurück. Er trat neben die Rotmundin. Groß, plump, schwer, ein Baum von einem Mann, paßte er wohl zu der Wirtin vom Brückegut.

„Ihr hättet die Mahnung des Talrates nicht in den Wind schlagen sollen," sprach er sie an. „Wenn schon das ganze Volk sich entrüstet — —"

Frau Sixta sah ihn groß an. „Was wisset ihr, ihr alle?" fragte sie. „Wollt ihr Gedanken strafen? Könnt ihr in Köpfe und Herzen sehen? Es gib hier nichts aufzuräumen, Talammann. Ich habe noch immer selber Ordnung gehalten."

Ihre Ruhe vermehrte in ihm das Empfinden, daß er und alle über das Ziel hinaus-

geschossen. „Wir könnten wohl drinnen ein Wort zusammen reden," suchte er einzulenken.

Frau Sixta wich nicht von der Tür. „Heute nicht mehr, Talammann," sagte sie mit herbem Spott. „Dazu müßt Ihr schon am Tag kommen." Als in diesem Augenblick die Tür sich öffnen und Markus heraustreten wollte, wies sie ihn mit einer heftigen Handbewegung zurück. Er gehorchte. Er fühlte sich mehr als je in ihrer Führung.

Der Talammann hatte sich an die Menge gewandt. Er holte sich Auskunft. Er redete zu. Das sei keine Art, mitten in der Nacht einzubrechen. Er hieß sie abziehen. Es sei, wie die Rotmundin gesagt: vor Gericht könne man den Handel austragen. Die zwei Landjäger postierte er an der Tür. Er sprach gut und volkstümlich. Er machte ein paar Witze. „Es ist Zeit ins Bett, Leute, sonst verschlaft ihr morgen das Melken."

Das gefiel den Bauern. Einige Abgekühlte waren schon hinweggebröckelt. Nun trollte sich langsam auch der Gewalthaufe. Die Wut verging ihnen. Nur, daß sie abziehen sollten, ohne etwas für den Durst bekommen zu haben, mißfiel den meisten.

„Zahl' einen Schoppen, Furrer," grölte einer dem Talammann zu. „Dann sind wir schneller wieder unten."

„Abgemacht!" stimmte der Ammann rasch entschlossen zu. „Unten im ‚Löwen' sollt ihr ihn haben." Die Tatsache, daß er Einfluß auf die Menge hatte, stimmte ihn vergnügt.

Und schon schob sich das Volk wieder die Paßstraße entlang.

„Es lebe der Talammann!" schrie einer.

„Hoch die Gräfin," höhnte ein Hauptschreier zum Hause zurück.

Die Anna Renner lief durch die Matten mit. Sie hätte sich gern in die Büsche geschlagen, wenn welche da gewesen wären. Sie fühlte die Kläglichkeit, mit der das ganze Unternehmen und ihre eigene Wirksamkeit zusammenbrachen. Und sie sah Frau Sixta noch an der Tür stehen. Sie dachte daran, wie sie einst Mutterstelle an ihr vertreten. Ein großer Katzenjammer packte sie.

Frau Sixta lehnte noch immer mit dem Rücken am Türpfosten.

„Ich lasse Euch die Polizisten da," bot Furrer ihr an.

„Wozu?" fragte sie.

Er zuckte mit der Schulter.

„Ich brauche keine Wächter," erklärte sie. Sie gab die Türe frei. Sie trat auf die Straße hinaus. Nun die Spannung von ihr wich, löste sich in ihrem Kopfe etwas, als verliere sie das Vorgefallene aus dem Gedächtnis. Und Dinge stiegen jetzt in ihr auf, die nur durch die Ereignisse zurückgedämmt gewesen: Sorgen! Ungeklärte Gedanken! Es flog ihr noch so durch den Sinn, ob der Ammann nun ins Haus gehen oder seinen Wagen wiederbesteigen und den andern nachfahren werde. Aber beides war ihr gleichgültig. Anderes, Tieferes packte sie wieder. Sie entlief gleichsam demjenigen Teil ihres Unglücks, der in die Öffentlichkeit gezerrt worden war. Das, was an diesen Dingen Volksmeinung, sogar vielleicht Gerichtsfutter, Geschrei und äußerer Unfug war, erschien ihr bedeutungslos, verglichen mit dem, was sie mit sich selbst abzumachen hatte. Die von Bergmatten und der Talammann hatten eine Entscheidung erzwingen wollen. Sie erkannte ihnen dieses Recht nicht zu. Aber eine Entscheidung *mußte* fallen! Diese Erkenntnis, lang in ihr vorbereitet, stürzte jetzt mit solcher Wucht auf sie ein, daß sie instinktiv Ort und Stunde suchte, um in sich selbst endlich zur Klarheit zu kommen. So lief sie denn wie schon einmal die Straße entlang, lief von Haus und Menschen fort in die Nacht hinaus. Langsam ging sie zuerst, fast taumelnd und ohne Ziel; dann bog sie, vom Mondlicht gewiesen, in die Seematten hinüber. Sie hörte den Wagen des Ammanns davonrollen; aber sie dachte nicht mehr an diesen. — Klarheit, Entscheidung, rief es in ihr.

Inzwischen hatte Furrer seinen Wagen wieder bestiegen. Er wunderte sich nicht, daß die Wirtin sich nicht weiter um ihn kümmerte. Er hatte einen Augenblick gezögert, ob er so rasch wieder gehen oder bleiben sollte. Aber Frau Sixta tauchte drüben ins Dunkel der Nacht. Die war nicht von weichem Stoff, dachte er und fühlte sich noch immer aus dem Sattel geworfen. ‚Da müßt Ihr schon bei Tage kommen,' hatte sie gesagt. Wohl denn, mochte sie ihren Willen haben! „Kommt," rief er seinen zwei Beamten zu. Die Landjäger stiegen wieder ein und gleich darauf fuhr Furrer mit ihnen ab.

Im Talwärtsfahren, als ihm nötig schien, daß er seinen Begleitern zeigte, er habe nicht etwa eine Niederlage erlitten, gab ihm der Widerstreit von Verdruß und neu erwachter Bewunderung die Worte ein: „Eine stramme Frau ist sie doch, die Rotmundin. Und nicht schuld, wenn es in der Ehe nicht stimmt."

Die Landjäger spitzten die Ohren. Sie hätten gern noch mehr gehört.

Allein der Ammann fuhr von da an schweigend weiter. Der Teufel, daß er die Frau nicht bekommen konnte! begehrte es in ihm auf. —

Frau Sixta saß auf einem Stein in der Seematte. Vieh weidete an den Lehnen. Leise Glocken klangen durch die Nacht. Da und dort

lagen merkwürdige Schatten. Vielleicht waren es Felsblöcke, vielleicht ruhende Tiere.

Klarheit, dachte Frau Sixta. Entscheidung! Es ging nicht so weiter mit Warten und Kleinbeigeben, mit Geduld und lahmer Hoffnung, daß die Zeit gerade machen würde, was krumm war. H a t t e sie aber überhaupt noch gehofft? fragte sie sich. Ihr Herz blutete. Keinem hatte sie sich je aufgetan, keinem als Markus. Aber das war vorbei! Gehofft hatte sie nicht mehr! Markus hatte gewählt. Die Natur in ihm hatte entschieden. Jugend trieb es zu Jugend. Aber dann hatte sie vielleicht unwillkürlich und in einem letzten Haschen nach Rettung gemeint, es könne so etwas wie freundliches Leben und Lebenlassen zwischen ihnen geben, hatte erwartet, daß Markus bei seiner Pflicht bleiben und das überwinden werde, was an seiner Liebe zu Otti nicht sein durfte. Als ob Leidenschaft so leicht zu Entsagung schmölze! Sie hatte gefühlt, daß die andern zwei litten, wie sie selbst, und hatte gleichsam schwesterliche Arme nach ihnen ausgestreckt: Bescheidet euch, wie ich selbst mich bescheide. Ich will euch noch mehr lieben als vorher. Laßt uns ehrlich suchen, zu Frieden zu kommen. Das alles ging jetzt nicht mehr. Die Schwätzer und Nörgler ließen es nicht zu. Aber auch die zwei, Markus und die Otti, verdarben das Spiel. Jugend zähmte sich nicht. So mußte denn — langsam rang Frau Sixta sich zu dieser Einsicht durch — eines weichen, eines von ihnen dreien.

Aber wer? Die Otti? Sie? Die Jüngste, der das Leben noch nichts geboten? Die nicht in die Klosterzelle wollte? Deren ganzes Wesen nach Blühen drängte! Frau Sixtas Mut versagte. — Oder Markus? grübelte sie weiter. Wenn er ging, würden die Otti und sie, Frau Sixta, zurückbleiben. Einander das Leben erträglich und Erlittenes vergessen zu machen suchen. Er aber, der Lustgucker, der Ziellose, wer wußte, wo das Leben ihn hintrug? Und wer wußte, ob er gutwillig die — die Otti verließ? — So blieb vielleicht nur sie, Frau Sixta, selbst! Aber was nützte es den beiden andern, wenn sie ging? Das Gesetz richtete Mauern zwischen ihnen auf! Das Gesetz! Das von Menschen geschriebene, in Paragraphen gekleidete Gesetz! Ehrsame Bürger, Leute des geruhigen Lebens, kluge Leute, wohlmeinende Leute hatten dieses Gesetz aufgestellt! Aber keine, die das Schicksal geschüttelt, keine, die wußten, wie das Ungewöhnliche oft jäh die Reihe des Alltäglichen unterbrach! Zu Sündern stempelte dieses Gesetz Markus und Ottilie. Wären sie aber einander begegnet, ehe sie, Frau Sixta, zwischen ihnen stand, hätte niemand ihnen das Zusammenwollen verdacht, noch das Zusammenkommen verwehrt. War also nicht Vernunft Unsinn? War nicht in gewissem Sinne, sie, Sixta, die Schuldige, die unbewußt schuldig gewordene?

Die Rotmundin hob den Kopf. Der kühle, starke Nachtwind machte ihr die Stirn klar. Und plötzlich gewahrte sie eine Lösung. Brauchte man sich ewig in den Rahmen des Althergebrachten zu fügen? Gab es nicht eine Befreiung? Eine Möglichkeit, Trümmer zu bergen, wenn das Schiff nicht heil in den Hafen laufen konnte? Und nun erwachte wieder und stärker als je zuvor der seltsame, leidentsprossene Trieb in ihr, den zwei Menschen zu helfen. Wege dazu hatte sie lange gesucht. Und einen dieser Wege wählte sie jetzt.

Ihre Sinne waren aufs äußerste gespannt. Im Ringen mit sich selbst erhob sie sich von ihrem Sitz.

Da scholl Markus' Stimme durch die Nacht, der nach ihr rief. Sein Ton war angstvoll. Sie spürte aus diesem Ruf mit schmerzlicher Genugtuung, daß er sie nicht haßte, daß er vielleicht mit einem Teil seiner Seele doch ihr gehörte. Sie konnte nicht anders, sie ging dem Ruf entgegen.

Markus befand sich in der Tat in einer tiefen Erregung. Widerwillig nur war er während des Auflaufs der Aufforderung seiner Frau gefolgt und hatte, statt dem Haufen der Lärmenden entgegenzutreten, die Otti gesucht. Er hatte sie in einer Estrichkammer gefunden, benommen vom Schrecken, haltlos und bleich. Sie hatte etwas von einem Kinde gehabt, das sich vor Gespenstern fürchtet.

„Mein Gott,“ hatte sie zitternd gefragt: „Was wollen sie mit uns?“

Sie hatte in sich selbst die Sünderin gesehen. In schlaflosen Nächten und angstvollen Tagen hatte sie sich einzureden begonnen, daß alles Unglück nur von ihren Händen gekommen, daß, wenn sie im Kloster geblieben wäre, nichts den Frieden des Hauses gestört hätte.

„Narrheit,“ hatte Markus, aufgebracht über das Scherbengericht der Bergmattener, ihr erwidert. „Wer sollte uns anrühren!“ Dann hatte er sie in seine Arme genommen.

Er war ihr wie ein Held erschienen. Sie hatte sich willenlos in ihn hineingeschmiegt. Und gemeinsam hatten sie den Ereignissen vor dem Hause gelauscht.

Allmählich war es stiller geworden, das Rollen eines Wagens wurde laut. Im Hause flüsterte das Gesinde. Und man hörte, wie sie sich an den Fenstern zusammendrängten.

Markus spürte, wie das Herz der Otti gegen das seine schlug. Er fühlte, wie sie sich bei ihm geborgen fühlte. Eine Weile vergaß er alles andere über dem Glück, sie zu halten. Dann aber drängte es ihn, zu wissen, was da unten geschah. „Ich muß hinunter," flüsterte er.

Sie wollte ihn nicht lassen. „Laß mich nicht allein," bat sie.

Er beschwichtigte sie. „Komm in dein Zimmer," redete er ihr zu. „Ich bleibe nicht lange. Sobald ich weiß, daß die Mutter sicher ist, komme ich zurück."

Er hatte sie geküßt und sie nach ihrem Zimmer geführt. Sie hatte sich scheinbar beruhigt. Als er sie verließ, hatte er gefühlt, daß sie ihm alle Kraft der Liebe gab, die in ihr war.

Mit raschen Schritten war er dann zur Haustür geeilt. Frau Sixta hatte ihn zurückgewiesen. Hinter der Tür hatte er gewartet, erst nach dem Entrollen des Wagens neu die Tür geöffnet. Einige Knechte hatten noch vor dem Hause gestanden. Sie schauten ihn mit neugierweiten Augen an. Er wollte sie nach Frau Sixta fragen, allein es war ihm, als könnte einer ihm hohnvoll antworten: Was kümmert das dich noch! Aber er sah, daß die Bergmattener alle abgezogen waren. Das ist ihr Werk, dachte er von Frau Sixta. Und die alte Bewunderung schwoll in seinem Herzen. Dann erfaßte ihn Unruhe. Wo war Frau Sixta? Da rief er ihren Namen in die Nacht.

Einer der Knechte sagte, er habe sie nach dem See gehen sehen.

Nach dem See? Ein Schrecken fuhr in ihn hinein. Er rief dringender.

Keine Antwort kam. Markus trat in den Hausflur zurück. Er war unsicher, wohin er sich wenden sollte.

Da beugte sich oben über der Treppe die Otti über das Geländer nieder. „Warum ist es so still?" fragte sie zitternd.

Er gab Bescheid. „Sie sind abgezogen. Ich suche die Mutter."

Sie kam herab zu ihm. Gemeinsam begaben sie sich auf die Suche, draußen auf dem Hofe, bei den Ställen, auf der Straße. Immer wieder rief Markus Frau Sixtas Namen.

*

Frau Sixta trat aus dem Dunkel der Seematte ins Licht des Weges, der nach dem Wirtshaus führte. Sie hatte den Kampf mit sich selbst zu Ende geführt. Sie trug einen Entschluß in sich. Sie winkte mit der Hand. Markus und die Otti standen drüben. Frau Sixtas Gebärde entbehrte jeder Erregung. Es schien, als hätten für sie die ganzen lärmvollen Vorgänge der Nacht nicht bestanden. Die paar Dutzend Augen der Dienstboten und Gäste, die jetzt von allen Seiten nach ihr schauten, wurden groß. Die Rotmundin winkte Mann und Tochter so gelassen freundlich zu, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen! Bald darauf konnten auch die Ohren der Leute Verwunderliches auffangen.

„Seid ihr noch nicht schlafen gegangen?" fragte Frau Sixta im Herankommen, als sei ihr nur das späte Auffsein der beiden erstaunlich. Und ohne der Bergmattener und ihres Überfalls Erwähnung zu tun, fügte sie hinzu: „Die Nacht ist schön. Ich war noch beinahe bis zum See gegangen."

Sie trat dann ins Haus, es denen überlassend, ihr zu folgen, die wollten.

„Brennt nicht mehr Licht, als nötig ist," sprach sie im Vorbeigehen die Köchin an, die unter die Küchentür gelaufen kam.

Und ebenso im Vorbeigehen schaute sie in die Wirtsstube. Kartenspieler saßen da, geladen mit Verlangen, mit der Wirtin von den Vorfällen des Abends zu reden. Aber sie gab ihnen nicht Zeit dazu. „Macht Feierabend, ihr Herren," bot sie ihnen hinein und zog sich sogleich zurück.

Dann stieg sie die Treppe hinauf.

Markus und Ottilie folgten ihr. Immer wieder war sie die Führerin, dachte Markus. Beiden war der Atem eng. Was würde nun kommen?

Aber Frau Sixta trat in die stille Wohnstube. Sie ließ die Tür offen; die andern sollten wissen, daß sie sie erwartete.

Wie zwei Schüler, die Strafe erwarten, kamen die beiden ihr nach. Markus ermannte sich aber sogleich. Er hatte ein starkes Freiheitsgefühl, und sein Trotz stand ihm leicht zu Gebote.

Frau Sixta wartete, bis die beiden sich nach Stühlen umsahen. Dann schloß sie von innen die Tür und drehte eine zweite Lichtflamme auf. An den großen, kalten, grünen Kachelofen sich stellend, kam sie auf das Ereignis des Abends zu sprechen: „Nun wissen wir, wie es im Krieg ist."

Die Otti hatte sich an den langen Tisch gesetzt. Markus blieb aufrecht und legte seine Hände um die Lehne eines Stuhls. Er mußte daran denken, daß Frau Sixta allein den Sturm ausgehalten und daß ihr Leben durch ihn friedlos war. Es schnürte ihm die Kehle zusammen. Wenn er aber die Otti ansah, empörte sich etwas in ihm. Worte drängten sich ihm auf die Zunge: Ich habe das alles nicht gewollt. Ich wäre jetzt vielleicht noch immer auf der Streife irgendwohin, hätte mich nicht ein Wind hier herein getrieben.

Frau Sixta ahnte, was in ihm vorging. Sie sah klarer, als je zuvor. Sie fühlte auch, wie die Otti wieder vor Entscheidungen zitterte, und sie fuhr fort, aus Erkenntnissen und Entschlüssen heraus zu sprechen. Sie brauchte nichts mehr zu überlegen. Als sie die Seematten verlassen, hatte sie mit sich selbst abgeschlossen gehabt. Im Vordergrund ihres Empfindens stand der Wunsch und der Entschluß, aus dem gemeinsamen Schiffbruch die zwei dort an irgendein Ufer zu retten. Sie wußte, daß es kein Paradies war, wo sie an Land gehen konnten. Sie war nicht gewiß, ob sie beide für ein dauerndes Glück gemacht waren. Aber sie gedachte, die Hand über ihnen zu halten. „Dieser Abend hat uns gelehrt,“ begann sie, „daß, wenn wir auch wüßten, wie wir miteinander und dem, was in uns ist, fertig würden, man uns nicht in Ruhe ließe. Verdacht würde uns quälen, auch wenn zu Verdacht nicht Anlaß wäre. Und daß nicht Anlaß kommen würde, könnte keines von uns voraussagen.“

Noch immer schwiegen die beiden andern. Was sollten sie antworten? Sie waren nicht gewöhnt, selbst nach Auswegen zu suchen.

„Setzt euch zu mir,“ sagte Frau Sixta und ging zum Tisch hinüber.

Unwillkürlich rückten Markus und die Otti heran.

„Was Gesetz ist,“ fuhr Frau Sixta fort, „können wir nicht halten. Ein besonderes Gesetz aber wird für uns nicht gemacht. So kann uns kein Richter helfen und sagen, wie wir es halten sollen. Es bleibt eine Hoffnung: Vielleicht würde der Herrgott uns nicht unter demselben Zwang halten wie die Menschen.“

Markus trommelte mit leisen Fingern auf den Tisch. Er war ungeduldig. Wo zielte das alles hin?

Die Otti bog sich über den Tisch. Sie war wie ein Lamm, das Schutz sucht. Und sie wußte nicht, ob sie ihn bei der Mutter oder bei Markus besser finde.

Da hob Frau Sixta aufs neue an und sprach das aus, was sie im Drang zu helfen, allmählich als Ausweg gesucht und gefunden hatte: „Die Welt ist weit. Es gibt Länder, wo euch niemand kennt, niemand fragt, woher ihr kommt und wer ihr seid. Geld tut viele Türen auf. Ich will es euch geben. Geht denn ganz still und ohne Aufhebens. Und macht einander glücklich.“

Ihre Stimme klang stiller und nicht mehr ganz frei. Eigene Hoffnungen waren noch nicht ganz tot. Es schlugen noch einzelne Flammen aus der Brandstätte ihres Innern.

Die Otti jedoch fuhr auf. „Dann wärest du ganz allein. Und —“

Sie stockte; sie wußte nicht, was sie alles sagen wollte. Sie faßte den ganzen Plan noch nicht. Und Bedenken stürzten auf sie ein. Fort! Aus den Bergen fort, in denen sie erst wieder recht Wurzel gefaßt! Von der Mutter fort, an der sie hing! Und mit — Markus!

Zum erstenmal spürte sie eine leise Hemmung. Sie wußte noch so wenig von ihm! Noch war ihr Vertrauen nicht so groß wie der Drang, ihn nicht zu verlieren.

Auch Markus stutzte. War es möglich, daß ihm Frau Sixta den Weg frei gab? Er fühlte sich immer mehr gedemütigt. Dann schreckte auch er leise vor dem Unbekannten zurück. Er vermochte nicht so rasch ein ihm gestelltes Ziel zum seinigen zu machen. Auf einmal war ihm, als stehe ein Licht im Dunkel. Die Otti! Das zierliche, anschmiegsame, hilflose, kleine Ding! Es hatte keine Brücke zu ihr gegeben. Und nun brauchte er nur die Arme nach ihr auszustrecken!

Frau Sixta sprach weiter: „Wir können es nicht übereilen. Aber wir dürfen es auch nicht aufschieben. Ich will für euch tun, was ich kann. Vielleicht geht euer Weg sehr weit. Einmal, vor vielen Jahren, wanderte ein Verwandter nach Australien aus. Es sei ein freies Land. Ich will mich erkundigen.“

Die Otti hatte mit beiden Händen ihren Arm ergriffen. Sie wiederholte die Worte nicht, daß die Mutter allein sein werde, aber die Wiederholung lag in ihrer Gebärde.

Frau Sixta zog sie an sich und beugte sich über sie. „Viel Arbeit macht viel vergessen,“ tröstete sie. „Und dann — laßt mich Gutes von euch hören; das wird sein, als ob ihr mich besuchen kämet.“

Die Otti schluchzte. Sie war haltlos. Und doch war irgendwo eine ferne, leise Freude. Markus würde bei ihr sein!

„Ihr werdet ein Haus haben,“ sagte Frau Sixta. „Irgendwo allein, wo nicht viel Menschen sind. Garten und Feld und Tiere! Ihr werdet in Frieden leben. Das tägliche Brot wird euch nicht Sorge machen. Markus wird spielen und singen.“

Die ruhige Rede, die die Zukunft sicher vor sie hinbaute, machte die Otti immer stiller. So m u ß t e es wohl kommen, dachte sie. Es war, als zwänge ihr jemand seinen Willen auf. Es machte sie fast froh, zu müssen, wie der andere Wille wollte. Sie blieb noch immer der Mutter angeschmiegt, aber ihre Linke schob sich über den Tisch und suchte die Hand des Markus, als müsse sie fühlen, daß er mit ihr zusammen höre, was die Mutter noch weiter sagen werde.

Markus ergriff ihre Hand. Auch er hielt ganz still. Auch er stand unter jenem andern

Willen. Und während er Ottiliens Finger preßte, wurde ihm das Herz weit. Es war doch anders, als da er um Frau Sixta geworben. Heiß quoll die Freude in ihm auf. Die Otti! Bei Gott, was in seinen Kräften lag, wollte er freilich tun, damit sie es gut habe!

„Du mußt jetzt hinaufgehen," sagte Frau Sixta zu Ottilie. „Ich habe mit Markus allein zu reden. Du kannst es dir wohl denken."

Die Otti stand sogleich auf. Aber als sie vor der Mutter stand, fragte sie mit zuckendem Mund: „Hassest du mich?"

Frau Sixta lächelte wehmütig. „Dann würde ich den Ausweg nicht gefunden haben," antwortete sie. Sie führte Ottilie zur Tür und schob sie sanft hinaus.

Und schon stand sie, das Gesicht wieder Markus zugewendet. Die letzte Farbe wich aus ihren Wangen. Ihre Kraft schien zu versagen. Vielleicht war jetzt der Augenblick, da sie in ihrer Seele, die mit tausend Fasern an Markus Graf gehangen, die letzten Fäden zerriß. Mit schwerer Stimme begann sie: „Das konnte ich der Otti nicht sagen, daß ich nicht weiß, ob du der Mann bist, der sie glücklich machen wird."

Markus hatte sich ebenso von seinem Sitz erhoben. Er stand aufrecht, schlank, aber der Kopf hing ihm auf die Brust. Wenn ihn der strenge Vater früher gescholten oder die liebevolle Mutter ihm ob seiner Zerfahrenheit Vorstellungen gemacht, hatte ihm jeweilen sein Leichtsinn bald über das augenblickliche Unbehagen hinweggeholfen. Jetzt schlug ihn das Mißtrauen hart, das er gegen sich selbst empfand. Er hatte Hunger nach Taten; ein heftiger Drang, die Frau da vor ihm nicht zu enttäuschen, war in ihm; aber er scheute sich Worte zu machen, die keine Beweise waren.

Frau Sixta fror leise. Die ganze Ungewöhnlichkeit dessen, was sie zu schaffen und wofür sie die Verantwortung zu übernehmen im Begriff stand, erhob sich wider sie. „Ich habe dir meinen Leib gegeben, Markus Graf," fuhr sie in sprödem, mühsamem Ton weiter, „und ich soll dir nun auch den meines Kindes geben. Vielleicht meine ich etwas besser zu wissen als die Welt. Und mache es schlecht. Vielleicht hat niemand das Recht, sich außerhalb des Allgemeingültigen zu stellen. Es liegt bei dir, ob alles noch gut werden kann. Nimm es auf dich. Nimm es mit Ernst auf dich."

Markus hob das Gesicht. Wieder und wieder übermannte ihn die Erkenntnis, daß die Frau da vor ihm nicht von Alltagsmaß war. Er tat einen Schritt auf sie zu.

Aber sie wich an die Tür zurück. „Nicht mehr," wehrte sie ab, die Augen halb geschlossen. „Wir wollen uns noch die Hand geben, aber — nicht mehr."

Da reichten sie einander die Hände.

Dann fand Markus Worte: „Versprechen hilft nicht. Du mußt es erleben."

In diesem Augenblick war Wille und Festigkeit in ihm. Und die Freude von vorhin, die Freude an Ottilie steigerte sich.

Frau Sixta atmete erleichtert auf. Etwas in seinem Wesen schien ihr wie eine Gewähr für die Zukunft. Ruhig begann sie nun mancherlei auseinanderzusetzen: „Ich werde für euch sorgen. Xaver Rotmund war ein vermöglicher Mann, aber ich habe seither das Zehnfache aus diesem Gewerbe herausgewirtschaftet. Menschen also brauchen wir nicht. Du hast dich immer anspruchslos gezeigt. So wirst du leben, wie es recht ist. Im übrigen muß alles beim Herrgott liegen."

Darauf öffnete sie die Tür zum zweitenmal und ging Markus voran nach der Schlafkammer.

Unten an der Treppe und von der Küche her lauschte Dienstvolk. Aus der Wirtsstube horchten Gäste, unter ihnen Moses Sauerheim, der Weinreisende, nach den Tritten auf der Treppe. Sie waren zum Teil vor Neugier nicht zu Bett gegangen, weil sie die Wirtsleute oben noch beisammen wußten. Alle warteten auf Entscheidungen. Das stille Haus war geladen mit Spannung. Der großen Aufruhrszene vom Abend fehlte noch immer der Höhepunkt.

Sie hatten die Otti ins obere Stockwerk gehen gehört, und sie gafften nun hinter Markus und seiner Frau her. Aber sie fanden in ihrer Haltung die Feindseligkeit und Erregung nicht, die sie erwartet hatten.

Der Weinreisende orakelte flüsternd: „Die würden heute wohl auch lieber das eine oben, das andere unten im Hause wohnen."

Aber er fand bei den andern kein rechtes Echo. Frau Sixtas Art hatte sie stutzig gemacht. Vielleicht lag doch manches anders als die öffentliche Meinung es bisher gesehen. Unbefriedigt und unsicher verlief sich die Gesellschaft bald in ihre Kammern.

Der Eindruck, man habe in der Beurteilung mancher Dinge daneben geschossen, gewann an den nun folgenden Tagen bei den Leuten auf dem Brückegut, sowohl wie in Bergmatten an Stärke. Die Bergmattener waren nach dem Entrüstungszug, den sie nach der Heimkehr vom Wirtshaus noch tüchtig begossen hatten, am folgenden Morgen samt und sonders ernüchtert aufgewacht. Die Anna Renner war nach dem gestrigen Mißerfolg kleinlaut geworden



Austreibung. Gemälde von Paul Thalheimer
(Kunstausstellung im Glaspalast zu München 1925)

und stellte, von Gewissensbissen geplagt, das Reden ein. Auch der Talammann nahm auf einmal einen abwartenden Standpunkt ein. So blies der Wind der Verleumdung nicht mehr in die Segel der Dörfler. Man erzählte sich dann und wann etwas, so, die Rotmundin habe ihren Mann mächtig in die Schuhe gestellt und ihm gesagt, was Trumpf sei. Er gehe ganz verdonnert herum und getraue sich schon gar nicht mehr, die Otti auch nur anzusehen. Oder: Es sei vielleicht an der ganzen Sache mehr Stroh als Wolle gewesen. Frau Sixta und Markus schienen ein Herz und eine Seele. Und wenn sie überhaupt so schwer uneinig gewesen, so hätten sie jetzt jedenfalls sich wieder versöhnt.

Äußerlich war wohl alles so, wie man vermutete. Frau Sixta, Markus und die Otti lebten friedlich nebeneinander hin. Was zu sagen gewesen, war gesagt. Die Dinge, die kommen sollten, wollten mehr bedacht als besprochen sein. Markus und die Otti warteten auf Wendungen. Sie wußten Frau Sixta am Werke. Und Frau Sixta tat, was zu tun war. Nach außen schien es, als gehe das Leben der drei in den natürlichsten Bahnen. Markus und die Otti vermieden es, miteinander allein zu sein. Ohne Verabredung. Aus dem Gefühl heraus, es Frau Sixta zu schulden. Zuweilen fragte eines das andere mit den Augen: Was meinst du, daß geschehen wird? Und eines erkannte am andern, daß es Hoffnung, Verwirrung und die Qual von Selbstvorwürfen in sich trug. Alles aber war viel zu tief in ihnen, als daß sie zueinander hätten sprechen können. In ihrem Innern waren Wunden, an denen mit Worten zu rühren sie nicht den Mut hatten. Markus sowohl als die Otti aber taten Frau Sixta zulieb, was sie ihr an den Augen absehen konnten.

„Sie wollen wieder einrenken, was ausgehängt ist,“ raunte es im Hause.

Markus rettete sich in die Arbeit. Besonders gern ging er mit auf die Säumerzüge oder ins Holz, auf Wege, die ihn aus dem Hause führten. Und wo immer er war, lauschte sein inneres Ohr: Wie wird sich alles lösen? Die Lösung aber erwartete er von Frau Sixta allein.

Auch die Otti griff bei der Arbeit an. Aber sie trippelte oft hinter der Mutter her, immer auf ihre Aufträge und Weisungen wartend und immer durch den Magnet der Liebe in ihre Nähe gezogen. In ihren Blicken lag die ständige Bitte: Zürne mir nicht.

Nach einigen Wochen begann Frau Sixta, wenn sie abends in der Wohnstube sich zusammenfanden, kleine Auskünfte zu geben: „Ich höre von Städten im fernen Ausland, wo niemand um Herkunft und Absicht gefragt wird, sofern er zu leben hat. — Ich habe mich nach den Aussichten der Einwanderung erkundigt. Argentinien ist das kommende Land. Auch in Australien liegen Möglichkeiten. — Es wird eine weite Reise werden. Ich kenne jetzt Schiffswege nach drei Weltteilen.“

Einmal reichte sie Markus ein Paket und sagte: „Gehe alles ruhig durch und sage mir, was dir gefallen könnte.“ Es waren Angebote von Landgütern, Farmen, Gewerben. Alle Auskünfte waren beigelegt.

Nun wußte er, was Frau Sixta in den langen Nachtstunden tat, da sie ihn in der Schlafstube auf ihr Kommen warten ließ.

Dann kam die Zeit der Beratungen. Frau Sixta saß in der Wohnstube zu Häupten des Tisches, neben ihr Markus und die Otti, auf jeder Seite eines. Auf dem Tisch lagen Bilder, Pläne, Landkarten, Reisebücher und anderes mehr. Und Frau Sixta erklärte alles. Das Angebot eines kleinen Landgutes im Innern Kaliforniens, ein freundliches Wohnhaus, Gärten und Felder darum, legte sie gesondert. „Es ist das Land des Segens,“ meinte sie. „Es liegt nicht aus der Welt. Wir können voneinander hören. Wenn ich raten soll, greift ihr zu.“

Die beiden andern hatten betrachtet, zugehört, einmal Lust empfunden, einmal Qual gespürt und immer noch nicht an Verwirklichung gedacht. Nun begannen vor Ottis Augen Bilder zu erstehen, wie eine Fata Morgana, Wiese und Wald, Gärten voll Früchte, Blumen und seltene Falter. An einem Teich saß sie, wie sie hier am dunkeln See gesessen. Und Markus ritt auf einem edlen Pferde. Tiere kamen, weiße Schafe und starke Rinder und tranken am Teiche, wie sie hier am See zur Tränke gingen. Vielleicht waren Berge da, auf denen eines frühen Morgens der erste Schnee lag und andere, deren Gipfel nie grün wurden. Markus aber ritt auf das Haus zu. Sie brauchte sich nicht zu fürchten und nicht zu schämen, wenn sie ihm die Arme entgegenbreitete.

Auch Markus sah Gesichte. Es war nicht das erstemal, daß ihn ein Drang nach Ferne befiel. Und dieser kehrte heftiger zurück, nun man ihm von Möglichkeiten sprach, die wie Türme einer Märchenstadt hinter Schleiern und Nebeln ragten. Seine Wege waren frei dort, frei auch zu Otti, der kleinen, anmutigen. Frau Sixta aber trat in den Schatten zurück, sie, von der es wie Bann auf einen fiel. Er fühlte, daß er freier atmen würde. Auf Meilen im Umkreis, sagte Frau Sixta, waren keine anderen Farmen. Das



war vielleicht, was er brauchte, ein Land ohne Gaffer und Neider, ein Land voller Schönheit und — und junger Liebe. So ging auch Markus ein Tor in die Zukunft auf.

Frau Sixta erzählte und schilderte noch. Aber die beiden andern hörten sie nur halb. Sie lauschten und schauten in sich selbst hinab, wo ihnen Hoffnung und Wünsche Schlösser bauten. Sie waren wie Kinder, deren Phantasie mit gefährlicher Lust die Bilder aufnimmt, von denen sie lesen oder hören.

„Was meint ihr?“ fragte jetzt Frau Sixta. Sie richtete den Blick voll und fragend auf die beiden.

Sie schauten einander scheu an.

„Es wäre schön,“ sagte Markus. Die Erkenntnis aller Selbstsucht, die an ihm und Ottilie war, war auf ihm. Er wagte nicht, mehr zu sagen.

Da befiel Frau Sixta in all ihrer Bedrängnis eine leise Fröhlichkeit, und sie mußte beinahe lächeln über die beiden hilflosen, kindischen Menschen, die sich schieben ließen und alle Wohltat ebenso selbstverständlich hinnahmen, wie sie vielleicht widerstandslos ins Elend getaumelt wären. Und zum erstenmal entsprang ihr etwas wie Genugtuung aus dem Bewußtsein ihrer eigenen Kraft, daraus, daß sie allen Eigennutz von sich abgetan, und daraus, daß sie die Mittel besaß, den beiden ihr Leben zu zimmern.

„Es wäre nicht nur,“ sagte sie, „es *wird* sein.“

Und wieder begegneten sich Markus und die Otti mit den Blicken. Diesmal antwortete die Otti leise und schüchtern: „Ich ginge gern dahin.“

Da nickte Frau Sixta. Sie ließ die Bitterkeit nicht aufkommen, die sich in ihr wieder regen wollte. Entschlossen verfolgte sie den Weg weiter, den sie nun einmal eingeschlagen. Sie hatte alles vorberechnet, für alles gesorgt. Und so belehrte sie nun die beiden über ihren Reiseweg, Zeit und Ort ihrer Ankunft und vieles mehr. Erst, als alles bestimmte und greifbare Gestalt angenommen, Glied an Glied sich gefügt und beinahe schon der Tag der Ausreise bestimmt war, hielt sie inne, und der Gedanke an sie selbst gewann einen Augenblick in ihrer Seele Raum. Öde stand vor ihr, grauer, trostloser Nebel. Ein Seufzer wollte aus ihrem Herzen brechen. Aber sie stand rasch auf, als ob sie die Last, die sich auf sie legte, abschütteln wollte.

„Ich gehe, noch an den Agenten zu schreiben,“ sagte sie. Damit verließ sie die Stube. Die beiden andern blieben zurück. Sie wagten nicht gleich, die gesenkten Köpfe zu erheben. Das Geschenk ihrer Zukunft war nicht so verdient, daß ihre Freude sich laut hervorgewagt hätte. Aber Markus streckte die Hand nach der Otti aus, und sie kam zu ihm.

Dann fiel es zum erstenmal wie Ketten von ihnen, und sie gaben dem, was sie zueinander trieb, Raum in sich.

„Wird sie nicht zu einsam sein?“ fragte die Otti leise.

„Nicht mehr als jetzt,“ antwortete ihr Markus.

Dann umklammerten sie einander. Es geschah wie aus dem Empfinden heraus, daß sie die Schuld, die sie an Frau Sixta hatten, miteinander tragen müßten.

*

Beinahe schien es, als habe die Lästersucht sich erschöpft. In Bergmatten ging die Meinung um, man habe denen im Brückegut doch unrecht getan oder zum mindesten die Entschlossenheit und Klugheit der Frau Sixta unterschätzt. Es sei natürlich gewesen, daß Markus und das junge Ding, die Otti, sich erst ineinander und ihr verwandtschaftliches Verhältnis hätten finden müssen. Aber die Rotmundin habe sie offenbar so geleitet, wie sie sie habe haben wollen. Und man wunderte sich höchstens, daß Frau Sixta die Sache mit dem nächtlichen Einbruch der Dörfler in ihr Haus noch nicht, wie sie gedroht, bei den Gerichten anhängig gemacht.

Vielleicht kam auch ein Augenblick, in welchem Frau Sixta, vom ungestörten Frieden der Tage verführt, selbst noch einmal sich mit stockendem Herzschlag fragte, ob sie nicht doch hätten zusammenbleiben können. Aber das ging vorbei. Sie brauchte sich nur zu erinnern, wie fern Markus und sie sich innerlich waren und wie kühl sie nebeneinander hinlebten, um zu wissen, daß er im Grunde schon weitergewandert war und, was noch folgen sollte, nur noch die körperliche Vollziehung eines großen Abschieds sein konnte.

Aber auch dieser Abschied kam.

Keine Koffer standen bereit. Niemand wußte von einer Reise. Vor Tagen hatte Markus Graf einige Kisten fortgeführt, zusammen mit anderer Ware, die von der nächsten Taleisenbahnstation abgeschickt werden mußte. Es war niemand aufgefallen, daß er sie selbst auf den Wagen getragen, auch nicht, daß Frau Sixta und die Otti sie oben in den Schlafkammern gemeinsam gepackt hatten. Man war im Hause des Spürens und Schnüffelns ein wenig müde. Auch begegneten Frau Sixta und die Ihren einander jetzt mit doppelt schonungsvoller

Liebe. Die nahe Trennung machte sie weich. So schöpfte niemand Verdacht. — Jene Kisten aber bargen köstliche Dinge. Nicht davon wäre ein Aufhebens zu machen, daß eine ganze Ausstattung für Markus und die Otti sich darinnen befand. Aber Frau Sixta trug den Ring des Markus nicht mehr am Finger. Er lag mit einer dünnen, goldenen Halskette und einem silbernen Rosenkranz in einer der Kisten. Und Kette und Rosenkranz hatten der Mutter der Rotmundin gehört. Sie waren das einzige, das sie von ihr besaß, mit der sie das Beste, was sie im Leben gehabt, früh verloren hatte. Die Otti wußte um diesen Ring und sie vergaß den Augenblick nie, als die Mutter ihn von ihrem Finger gestreift.

„Ich lege den Ring hier hinein," hatte Frau Sixta gesagt. „Es wird dich niemand trauen, Kind. Es wird nirgends stehen, daß du des Markus Frau bist, wenn dich auch die Leute dort drüben dafür ansehen werden. Aber wenn du den Ring herausnimmst und an den Finger steckst, dann magst du denken, daß ich dich mit ihm zusammengegeben habe. Aus freien Stücken! Ich nehme es auf mich, daß euer Bund nicht nach der Meinung der Menschen ist. Du sollst dich nicht quälen, hörst du, Otti! Ich bin die Mutter. Ich will es vor dem Herrgott verantworten, wenn ich es auch vor niemand sonst kann."

Sie sprach nicht in salbungsvollem oder wehleidigem oder besonders eindringlichem Ton. Sie sagte es fast mit dem knappen, klaren Ausdruck, mit welchem sie im Alltag irgendeinen Auftrag gab oder ein Geschäft erledigte.

Die Otti aber wurde von einem Sturm von Liebe und Dankbarkeit hochgerissen. Sie weinte und lachte in einem. Sie fühlte die Schutzhaftigkeit, die sie mit der Mutter zurückließ. Und doch waren Erwartung und Neugier auf das Künftige und die daraus entspringende Unruhe schon so groß, daß sie nicht mehr eigentlich traurig war.

In den Kisten lagen auch Bilder vom Hochalppaß, von Bergen und See, von Haus und Menschen. Die hatte Frau Sixta hineingelegt, ohne der Otti davon zu sagen. Sie wußte, daß die, die sich aus dem Kloster in die Bergheimat gesehnt, nicht ohne Heimweh sich in das neue Land finden werde. So gab sie ihr ein Stück Heimat mit.

So tat die Rotmundin der Tochter vielerlei zulieb. Schmerzen des nahen Abschieds von ihr stachen sie schon heimlich. Sie sorgte, daß sie viel in ihrer Nähe blieb, und manchmal legte sie gedankenverloren einen Arm um sie oder eine Hand auf die ihre, küßte sie auch mit stummer Heftigkeit zur Nacht, wenn sie sich trennten. Anders mit Markus. Ihm wich sie aus, vermied, mit ihm allein zu sein. Sein Anblick weckte in ihr Empfindungen, die nicht sterben konnten. Sie wußte, daß sie ihn verloren, hatte erkannt, daß seine Liebe zu ihr etwas ihm abgezwungenes und nicht Liebe, sondern eine Art Sohnesehrfurcht, Dankbarkeit, manchmal vielleicht auch eine unerklärliche Mannslaune gewesen. Und doch war noch der Rest einer törichten Hoffnung in ihr, es möchte in ihm irgendwo eine Reue schlummern, und sie lauschte zuweilen auf ein leises Echo jener Leidenschaft, die in den ersten Tagen ihrer Ehe ihr manchmal entgegengeschlagen. Eine hilflose Sehnsucht streckte noch immer Arme nach ihm aus; aber sie war ängstlich darauf bedacht, ihn nichts von dieser Schwäche ahnen zu lassen. Sie blieb daher der gemeinsamen Schlafkammer abends unter immer neuen Vorwänden fern, bis sie ihn, vom Tage ermüdet, eingeschlafen wußte, und verließ ihn und die Stube morgens, ehe er aufwachte. Wenn sie aber doch mit ihm ins Gespräch kommen mußte, ließ sie ihn nicht zu Worte kommen, sondern gab der Unterredung irgendeine von ihr gewünschte Wendung. Die Zukunft, der er und die Otti entgegengingen, gab ihr dabei Stoff genug. Sie hatte Rat für ihn. Sie wußte Neues von Land und Leuten, von der Reise und dergleichen mehr, und sie sprach zu ihm, als wäre sie immer wie jetzt seine künftige Mutter, nie aber seine Frau gewesen.

Er nahm das alles, wie es kam, insgeheim vielleicht froh, daß sie Dinge unbesprochen ließ, die zwischen ihnen noch unerklärt waren.

Frau Sixta schlief wenig in diesen letzten Tagen. Wenn die beiden neben ihr, Markus an ihrer Seite und Otti drüben hinter der Wand des Nebengemachs geahnt hätten, wie sie im Herzen der wachenden Frau lebten, so würden sie vielleicht von Qualen der Liebe und Reue zu ihr gepeitscht worden sein. Eine Schwächere wäre vielleicht an den Kämpfen dieser Nächte zerbrochen. Der Vorwurf erhob sich dräuend in ihr, daß sie das Ungewöhnliche, vielleicht das Ungeheuerliche tat, indem sie dem untreuen Manne wider menschliches Gesetz die eigene Tochter gab. Aber sie erkannte immer mehr, daß es der einzige Ausweg gewesen, wenn nicht das Glück der zwei andern wie ihr eigenes in Scherben liegen sollte. Und sie hatte immer mehr die Kraft und den Willen, sich selbst allein als zuständig anzuerkennen, riß sie doch sich gleichsam ihr eigenes Herz aus der Brust, um es zwischen den beiden, die sonst nicht zum Glück kommen konnten, zu teilen.

Aus ihrer Opferwilligkeit aber wuchs drangvoller, mächtiger das Bedürfnis, den andern wohlzutun. Jede dieser Nächte gebar neue Pläne.

Sie saß nicht umsonst stundenlang über Reisebüchern, über Schilderungen der Gegenden, in denen Markus und Ottilie künftig hausen sollten, über Plänen ihres Gutes und Berichten über die dortigen Ertragsaussichten. Sie verschaffte sich eine genaue Kenntnis der ganzen Verhältnisse, die kaum eingehender hätte sein können, wenn sie selbst alles von Angesicht gesehen hätte. Was sie in der Nacht erdachte, das setzte sie andern Morgens in Tat um. Sie berief Markus und setzte ihm ihre Pläne auseinander. Dann machten sie gemeinsam für die zwei Auswanderer Quartier in der Seestadt, wo sie sich einzuschiffen hatten. Sie belegten die Schiffsplätze. Sie ordneten Umbauten im Wohnhause an, das ihrer wartete, und setzten sich mit einem großen Bankhause in Verbindung, das in Zukunft Markus Graf, dem Farmer, regelmäßige Geldzuschüsse bewilligen und ihn instand setzen sollte, sich in die neue Tätigkeit einzuleben und unabhängig von Geldsorgen mit seinem jungen Weibe zu hausen. Und des Markus Herz schwoll vom Dank und von etwas wie Ehrfurcht, während er mit Frau Sixta gemeinsam an seiner Zukunft zimmerte.

So wurden die Wege des Markus und der Otti geebnet. Und der Tag der Abreise rückte näher.

Noch immer ahnte niemand in Haus und Tal die Wendungen, die sich vorbereiteten. Vielleicht war einzig Pankraz, der Hirt, wachsam, vielleicht sein Auge heller, das in den langen Jahren des Hütens seiner Herde und der Anhänglichkeit an Frau Sixta scharf geworden war. Er las aus ihrem Gesicht, daß sie litt; denn er hatte den Ausdruck mühsam verwundener Leiden früher zu oft und zu lange darin gesehen. Und er las aus ihrer Miene auch die seltsame Spannung, die Erwartung irgendeines Ereignisses. Er harrte darum auf ein Kommendes, und sein Blick folgte Frau Sixta, wie er dem Schafe folgte, das sich nah an den Abgrund wagte.

Eines Sommerabends schritten Frau Sixta, die Otti und Markus den Matten am See zu.

„Es ist noch so schön; wir könnten wohl noch einen Gang machen," hatte die Rotmundin bei Tische vorgeschlagen.

Knechte und Mägde hatten aufgehorcht. Einige ließen das Wort ohne Nachdenken verklingen, andere überlegten sich, es müsse doch in Frau Sixtas Ehe eine merkwürdige Harmonie gekommen sein.

Markus und die Otti erzitterten in ihrem Innern. Sie hatten mühsam die Bissen der Mahlzeit hinuntergewürgt; denn sie wußten, daß es ihre letzte im Hause war, und ihre Beklemmung war größer als die freudvolle Unruhe der Erwartung, die sie jetzt manchmal beim Gedanken an alles Bevorstehende ergriff. Sie sahen dem Abend und der Nacht mit Bangen entgegen. Was würde Frau Sixta noch sprechen? Wie würden die letzten Stunden vergehen? Und wie würde der Abschied sein? Sie sahen ihre bisherige Umgebung mit schärferen Augen als sonst. Was schön war und vertraut, gewann an Wert.

Die Otti betrachtete nach der Mahlzeit einmal über das andere Mal die Wände ihrer Stube. Bilder hingen dort, Photographien ihrer Schulkameradinnen, ihrer Lehrerinnen, eine Ansicht des Klosters, ein Bild des langverstorbenen Vaters. „Ich werde dir nach und nach alles schicken. Jetzt noch muß jedes Ding an seinem Platze bleiben, damit niemand Verdacht schöpft," hatte Frau Sixta gesagt. Aber der Otti war, als müßte sie von allem für immer Abschied nehmen. Sie wagte auch nicht durchs Fenster nach dem Alpstein, dem Balmott, nach Bergen und See hinüberzusehen; denn sie wußte nicht, wie den Abschied tragen.

Ähnliches empfand Markus, obschon in ihm schon ein neubeschwingter Wandersinn neuen Zielen entgegenflog. Besonders oft gingen seine Gedanken nach den Ställen, wo die Pferde standen, die er liebte und die ihm gedient hatten, und wo der „Sperber", der Schimmel, unruhig den Boden stampfte, weil er in den letzten Tagen wenig ins Freie gekommen war.

In beider Gedanken aber stand auch immer wieder Frau Sixta, jetzt als ein Halt und Hort, aus dem man sich nur mit Zagen hinauswagt, jetzt als dunkler Schatten des Vorwurfs und der Qual. Sie folgten aber ihrem Vorschlag, noch ins Freie zu gehen, willig. Sie wollten lieber draußen, allen Lauschern fern, noch die letzten Gespräche führen. Auch war eine schmerzliche Lust in ihnen, noch einmal die Schönheit des Bergabends zu genießen.

Die Sterne standen über ihnen, als sie aus dem Hause traten. Obgleich kein Mond schien, erfüllte doch eine geheimnisvolle, von innen quellende Helligkeit den Himmel dort, wo er die Berge säumte. Ein leiser Wind bewegte das Gras der baumlosen Hochebene und zuweilen lief es wie ein Schauder über den wie schwarzes Glas glänzenden See. So lange sie im Bereich des Hauses waren, sprach keines der drei. Markus schritt neben der Otti und plötzlich einte sie die Beklem-

mung ihres Innern und glitt des Mädchens Hand in dunklem Zwang in die seine.

Frau Sixta sah es. Ein Stich fuhr ihr ins Innere. Aber sie hatte sich sogleich wieder in der Gewalt. War es nicht gut so? dachte sie. Und sie setzte still den Weg in die Matten weiter fort.

Nach einer Weile sah sie sich nach dem Hause um. Es lag weit zurück. Niemand hörte und störte sie mehr. Da begann sie zu sprechen: „Damit wir uns recht verstehn: Morgen um vier Uhr! Es tagt jetzt früh. Der Wagen steht bereit. Du wirst selbst den Sperber einspannen, Markus. Ich gehe mit euch bis zum Kreuz am Talende. Soll ich dich wecken, Otti?"

Sie standen still.

Die Otti schüttelte den Kopf. Sie wußte, daß sie in der Nacht nicht mehr schlafen werde.

Frau Sixta fuhr fort: „Schreibt nicht die nächsten Monate, wenn nicht drängende Not dazu ist. Laßt die Spur verwischt sein. Es mag auch besser sein für uns alle."

Markus nickte stumm. Der Otti bebten die Lippen.

„Tut einander zulieb, was ihr könnt. Ihr habt einander gewählt. Nun müßt ihr zueinander halten. Ihr habt mehr als alle die Pflicht; denn ihr seid beisammen, trotzdem Mauern zwischen euch waren."

Es war vielleicht, als ob der Pfarrer, der ihre Hände zusammenlegen sollte, sie noch ermahnte. Sie standen und nahmen die Worte schweigend hin. Was sie antworten sollten, wußten sie nicht.

Dann setzte Frau Sixta langsam den Weg fort. „Laßt uns noch beisammen bleiben," sagte sie, „es wird uns im Gedächtnis sein, wie wir noch gegangen und beieinander gewesen sind."

Markus legte seinen Arm in den der Otti und preßte ihn. Die Brust wogte ihm von großen Gefühlen und guten Vorsätzen. Er liebte die Otti in ihrer Zartheit und Anmut und Jugend. Er fühlte das Geschenk, das Frau Sixta ihm gab. Je mehr er es bedachte, um so größer erschien es ihm. Und wenn er an die Frau dachte, die neben ihnen schritt, kam etwas Feierliches über ihn und weckte in ihm immer mehr den Trieb, ihr Ehre zu machen. Vielleicht war diese Empfindung einer Andacht und einer Verpflichtung so stark, daß sie sich später aus der Erinnerung an diese letzte Stunde fortgesetzt ergänzen mußte. Zum erstenmal verließ ihn auch auf Augenblicke das Empfinden der Scham und Schuld. Aus dem Willen heraus, dessen, was ihm zufiel, sich wert zu zeigen, vermochte er freier zu sprechen. „Wird es dir nicht zu viel werden hier allein?" fragte er die Rotmundin.

Sie erwiderte mit schmerzlichem Lächeln: „Ich bin noch nicht alt."

„Vielleicht wird man es dich entgelten lassen, was du für uns getan hast."

„Ich fürchte mich nicht."

Zwischen ihre einzelnen Sätze fielen lange Pausen, in denen ihre Herzen klopften und ihre zwiespältigen Gefühle sie zwischen Liebe und Kummer hin- und herzerrten.

Als sie mit Frau Sixtas schweigender Führung sich zum Rückweg wandten, legte diese den Arm um Ottis Hüfte. Jetzt, da es dem Ende zuging, wallte in ihr das Leid auf. „Laß mich dich noch halten," sagte sie. „Du bist doch am Ende alles, was ich auf der Welt gehabt habe."

Und schon nahe am Wirtshause erfaßte Frau Sixta auch des Markus Hand. Sie hielt sie fest mit stetig sich verstärkendem Druck. Aber keines von allen sprach mehr. Was sie jetzt noch zu sagen gehabt hätten, das hatte in Worten nicht mehr Raum, das war verhaltenes Schluchzen und Abbitte wie Glückwunsch, Liebe wie Trauer.

Dienstvolk und Gäste sahen mit demselben Erstaunen die einige Heimkehr, mit welchem sie aus der Ferne dem friedlichen Wandeln der drei beigewohnt hatten. Sie hörten Frau Sixta sagen: „Der Gang hat mich müde gemacht. Es wird auch euch so gehen. So wollen wir uns beizeiten zu Bette legen." Und sahen bald nachher alle drei nach den Schlafstuben hinaufsteigen.

Keines der drei schlief in dieser letzten Nacht.

Die Otti lag zwischen Weinen und Jauchzen. Das Bibelwort, daß man Vater und Mutter lasse um des Mannes willen, erfüllte sich an ihr. Und seit nun die Mutter sie gleichsam in des Markus Obhut gegeben und unter ihren Augen sein Arm sich frei und fest um sie gelegt hatte, strebte ihr Sinn nach der Zukunft und wurde ihre Liebe frei in ihr. Langsam löste sich in dieser Nacht ihr Herz von der Mutter los und gab sich Markus völliger zu eigen.

Frau Sixta und Markus sprachen nicht mehr miteinander. Wenn jene am See sich aufgetan und aus dem Gatten den Sohn hatte werden lassen, so barg die Schlafkammer zu viel Erinnerungen, als daß hier nicht ihr Leid sich wieder gegen sie erhoben und sie stumm gemacht hätte. Auch Markus schrak, von ihrem Schweigen angesteckt, in sich selbst zurück. Während sie, angekleidet wie sie waren, auf ihren Betten lagen, lauschten sie dem Schlag der Stunden, grübelten über Gewesenem und Künftigem

und hielten jedes den Atem an, wenn das andere sich regte, in unwillkürlicher Angst, sein Wachsein dem andern zu verraten.

Die Stunden schlugen.

Als der erste graubleiche Schein des Morgens durchs Fenster fiel, erhob sich Markus.

*

Es war noch nicht hell, als Markus Graf den in den Einspänner geschirrten Sperber verabredetermaßen alpauswärts führte. Der Wagen rollte hörbar auf der harten Straße. Markus trug einen weichen Filz auf dem Kopf und den schwarzen Radmantel, den er schon bei seinem Einzug auf der Hochalp besessen. Der Morgenwind fuhr hinein und machte den Kragen wie Flügel schlagen. Im Wagen lag die Laute. Als er sie an sich genommen, hatte er daran gedacht, daß sie etwas von dem wenigen Gute war, das er einst ins Brückehaus getragen, und es fiel ihm aufs Herz, daß er viel statt dieses Wenigen hinaustrug. Er schritt aber breit und doch vorsichtig aus. Vorsichtig hatte er auch Frau Sixtas Schlafkammer verlassen und vermieden, sich zu überzeugen, ob sie schlief.

Sie aber hatte ihn wohl gehört, doch gleich ihm nicht Lust gehabt, noch zu sprechen.

Ob ihm jemand nachschaute? dachte Markus. Wagenrollen und Hufschlag konnten zu Verrätern werden. Und je mehr er sich dem Ausgange der Hochebene näherte, um so schärfer horchte er nach Frau Sixta aus, die mit der Otti zu Fuß nachkommen wollte. Sich umzublicken aber wagte er nicht.

Erst wo das Kreuz mit dem holzgeschnitzten Christus auf dem Fels neben der Straße stand, hielt er das Pferd an und schaute sich um. Noch war die Straße leer. Wenn sie nicht kämen! dachte Markus und fühlte, wie losgelöst er schon war und daß ihm eine Umkehr nicht möglich wäre. Aber Zwiespalt und wilde Unrast waren noch immer in ihm.

Langsam kam der Tag. Noch standen ein paar Sterne in dem blaßgrauen Himmel, sterbende, kraftlose Lichter. Im Osten spann eine weißdurchglänzte Dämmerung. Zuweilen schien an einer Halde etwas zu leben, vielleicht schlüpfte ein Murmeltier aus seinem Bau, vielleicht war es nur ein Vogel, der Tau von einer Pflanze trank. Kleine, geheimnisvolle Stimmen erwachten, ein Pfiff, ein noch traumgedämpftes Zwitschern.

Allmählich begann an den Bergen ein seltsames Wesen. Die weißen Schneegipfel und die Felszacken, die scharfkantig in den Himmel ragten, überlief eine merkwürdige Bewegung. Man wußte nicht, war es Wind oder Licht, was über Stein und Firn hinstrich.

Da sah Markus die zwei Frauen aus dem Hause treten. Auch ihre Tücher faßte die Morgenluft und ließ sie flattern. Sie näherten sich, groß und dunkel und mit schwerem Schritt die eine, die andere auf leichten Füßen zierlich schwebend. Das Herz des Markus schlug. Nun kam der große letzte Augenblick!

Die Berggipfel färbten sich. Wundersam! Erst glühte es nur wie ein Funke an der höchsten Spitze des Balmott. Dann brannte schon das Schneefeld seines Gletschers. Rot umlief den Alpstein. Nun lohten schon zehn Berge in der Runde. Wo war das Feuer? Die Morgenluft war kalt, aber Markus war es, als schlage aus der Lohe da oben ein warmer Hauch zu ihm nieder.

Die Frauen näherten sich. Der Widerschein des Bergglühens lag auf ihren Gesichtern, die von den dunkeln Tüchern umrahmt waren.

Das Rot der Berge rann aus den Felsen und Firnen nieder in die grünen Alpwiesen.

„Sind wir spät?“ fragte Frau Sixta im Herankommen.

Markus verneinte. Er sah, daß sie sehr bleich war. Aber von ihr glitt sein Blick zu Otti hinüber. Sie hatte geweint und kämpfte noch immer mühsam mit den Tränen. Aber sie erschien ihm anmutiger als je vorher. Und erst jetzt überkam ihn das Bewußtsein ganz, daß sie ihm geschenkt sei, und die Ungeduld, sie mit sich zu nehmen, steigerte sich. Auch ergriff ihn eine plötzliche Angst, irgend etwas möchte ihre Flucht noch vereiteln. Vom Hause drüben stieg Rauch auf. Es waren also schon Leute auf. „Wir müssen uns wohl doch beeilen,“ sagte er.

Auch Frau Sixta sah die Rauchsäule, die aus dem großen Hauskamin senkrecht gen Himmel stieg. Sie machte schmale Lippen. Wie rasch das nun alles ging, dachte sie. Dann umarmte sie die Otti noch einmal und schob sie selbst auf den Wagen zu.

Ottis Augen trafen die flammenden Berge, als sie einstieg. Mein Gott, wie schön das war! Und dann stand drüben die Mutter, schon halb von ihr geschieden! Ihr Inneres war zerrissen.

Aber schon setzte sich Markus, das Leitseil fest in der Hand, neben sie. Sie wußte, daß sie nun sogleich mit ihm allein sein, nur noch ihn haben werde. Da gab sie sich gleichsam wieder in seinen Schutz und überließ sich mit geschlossenen Lidern halb verwirrt und benommen dem, was kommen wollte.

„Mit Glück," sagte Frau Sixta zu ihr. Ihre Stimme klang ganz beherrscht.

„Mit Glück, Markus," wiederholte sie, ihm die Hand reichend.

Es packte ihn jäh, als müßte er noch einmal aus dem Wagen springen und sich vor ihr bücken, als habe er ihr noch nicht genug Ehre angetan. Aber der Sperber zog schon an. Ein Winken noch hin und zurück. Dann riß das unruhige Pferd sie auseinander und rollte der Wagen davon.

Markus fühlte, wie die Otti halb ohnmächtig ihm an die Seite glitt. Er legte den freien Arm um sie. Wortlos, von hundert zwiespältigen Empfindungen bestürmt, fuhren sie talab.

Frau Sixta stand allein. Sie stöhnte leise. Aber sie wünschte nicht, daß irgend etwas anders wäre. Sie erinnerte sich jetzt, daß oben, zwei Haushöhen über dem Heilandskreuz, vorn an der Bergkante, man die Straße tief unten im Tal noch einmal sah. Langsam begann sie hinaufzusteigen.

Als sie nahe der Stelle war, wo sie Ausblick haben mußte, tauchte über ihr die Gestalt des Pankraz Danjoth auf. Er hatte alle die Tage gewußt, jeden Morgen erwartet, was jetzt geschah. Er war täglich auf Wacht gewesen, nicht um im Wege, nur um in der Nähe zu sein, falls Frau Sixta ihn brauchen sollte. Sobald er sie erblickte, wandte er sich. Aber sie rief ihn an: „Bleib! Wir werden sie noch sehen. In einer Viertelstunde vielleicht."

Sie war nicht erstaunt, daß er da war. Schon oft in ihrem Leben hatte er wie ein Schatten hinter ihr gestanden.

Nun standen sie beisammen und schwiegen. Tief unten, neben der schimmernden Linie des schäumenden Flusses, erblickten sie die letzte Windung der weißen Straße. Pankraz nahm den Hut vom Kopf. Irgendwie war ihm, er könnte nicht bedeckt bleiben.

Morgenglut war Licht geworden, Gold, Wärme, Sonne. Schon stand der Tag auf den Bergen. Der Himmel war jetzt blau, wolkenlos. Nur ganz im Westen flog es wie ein weißes Segel und verschwand hinter fernem Gebirg.

„Sie kommen nicht wieder," sagte der Hirt.

„Nein," antwortete Frau Sixta.

Da schaute er sie an. Sie stand über ihm, und er ragte ohnehin nicht zu ihrer Größe auf. Wortlos drehte er den Hut in seinen Händen. Er wollte sie fragen, wie sie es ertragen werde. Aber er war nur der alte Knecht, und er wußte nicht, was man zu dieser Frau sprechen sollte. So bog er den Rücken ein wenig mehr.

Sie trat gegen die Bergecke, um besser in die Tiefe sehen zu können. Ihr Gesicht war immer noch bleich, aber unbewegt. Er stellte sich neben sie. Sie warteten lange. Die Straße blieb leer.

„Wir sind zu spät," sagte Frau Sixta. „Der Sperber läuft gut." Sie fühlte die Sonne auf ihrem Rücken. Sie belebte sie. Sie löste in ihr etwas. Es rieselte Kraft durch ihren Körper. Dann wandte sie sich, in der Höhe des Berges bleibend, zum Gehen. Pankraz blieb neben ihr.

„Du redest nichts," sagte sie. Und dann: „Sie müssen weit fort, daß sie leben können. So ist es in der Welt."

Wieder wollte er fragen: „Und Ihr?" Aber wieder fehlten ihm die Worte, und er nickte nur.

Erst als sie schon in der Höhe über dem See angekommen waren, strich er sich mit der Hand langsam durch den langen, weißen Bart. „Es muß in Euch selber sein," sagte er.

„Was?" fragte sie mit leisem Erstaunen.

„Daß Ihr uns andere nicht braucht," gab er mit einer ruhevollen Weisheit zurück.

Sie bot ihm die Hand. „Vielleicht doch, wenn sie wieder anfangen werden zu lästern," sagte sie.

Dann verließ sie ihn.

Sie begegnete neugierigen und fragenden Blicken, als sie das Haus wieder betrat. Man ahnte, was geschehen war.

Sie machte sich an ihr Tagwerk. Zuweilen kehrten ihre Gedanken zu der Bergecke zurück, von wo sie den Wagen noch einmal zu erspähen geglaubt. Es war gut, dachte sie, gut, daß auf einmal alles vorübergewesen! Und zuweilen ging ein Gedanke zu den zwei Kammern hinauf, die jetzt oben leerstanden. Heute noch mußte sie sie wieder betreten. Der Weg dahin war dornig, ihr Weg überhaupt und — kalt vor Einsamkeit. Zuweilen horchte sie noch ins Leere hinaus, als könne sie das Geräusch eines entrollenden Wagens vernehmen. Aber wiederum zuweilen hob sich ihre Brust in einem weiten Atemzug. Der Knoten war durchhauen, der unlösbar geschienen hatte!

— — — — — — — — — — — — — —

Das Leben nahm seinen Gang. Tagsüber mied Frau Sixta die Stube, wo das zweite Bett leer neben dem ihren stand und man unwillkürlich nach der Nebentür lauschte, hinter der die Otti gehaust hatte. Es wehte sie da oben wie Grabesluft an. Aber nachts lag sie in ihren Kissen und sandte die Gedanken denen nach, die fortgezogen waren. Ihre Hände klammerten sich ans Holz der Bettstatt. Es wollte sie etwas wieder vom Lager peitschen, daß sie den Entflohenen

nacheilte: Ich bin auch da! Was laßt ihr mich so allein? Aber wenn der erste jähe Sturm des Einsamkeitsgefühls sich legte, strich sie sich über die müde, weiße Stirn. Sie werden ein zufriedenes Leben haben, redete sie sich zu, die Ehe führen und lieben und die Welt fortpflanzen. Und dann erinnerte sie sich, daß ihr Werk noch nicht ganz getan war.

Es waren schon viele Nasen witternd erhoben.

Bald lief der neue Sturm durch Bergmatten, das Dorf im allgemeinen und das Wirtshaus auf der Paßhöhe im besondern. Markus Graf war mit der Ottilie Rotmund auf und davon! War das mit oder ohne Wissen der Frau Sixta geschehen? Jemand, der es herausbekommen, bestätigte, daß Frau Sixta den Flüchtigen bei Tagesanbruch sogar das Geleit gegeben. Wohin hatte sich das Paar gewendet? Eine Statt gab man denen doch hoffentlich nicht! Die Polizei war denen doch hoffentlich auf der Ferse! Man wartete. Man wartete lange umsonst. Inzwischen fragte man, wie die Rotmundin das alles nehme, spürte ihr nach und schüttelte die Köpfe. Sonderbares Weib! Der Teufel mochte klug werden aus ihr! Aber der Lärm war nicht so laut wie das erstemal. Es fehlten diesmal die rechten Anstifter. Die Kellnerin Anna verhielt sich ruhig. Sie hatte Glück in einer neuen Liebschaft. Und dann dachte sie mit einem Gemisch unbestimmten Mitleids und heimlicher Scham an Frau Sixta. Auch Julian Furrer, der Talammann, muckste nicht groß. Wenn man ihn fragte, zuckte er die Schultern: „Die sollen es miteinander allein ausmachen," sagte er. Hie und da fuhr er nach dem Brückegut hinauf. Dann suchten seine Blicke in Frau Sixtas Zügen. Er wurde je länger, desto weniger klug aus ihr. Aber er schmähte sie nicht mehr. Hm, sie — ihr war nichts vorzuwerfen!

Frau Sixta fühlte wie die Welle der Erregung, die sie erwartet hatte, aufschlug und verebbte. Sie hatte sie wilder erwartet. Sie führte Haus und Geschäft. Pflichterfüllung gab manchmal Ruhe. Kleine Befriedigungen über das und jenes Alltagsgelingen halfen dann und wann Schmerzen einzuschläfern. Die Zeit glättete, linderte und heilte.

Von irgendeinem Ort im Tal war der Einspänner mit dem Sperber in der Deichsel zurückgebracht worden. Frau Sixta faßte eine Liebe zu dem Pferde. Sie fuhr mit ihm in die Berge und sie suchte es auf der Weide auf. Auf den Weiden traf sie Pankraz, den Hirten. Er zeigte ihr ihre Herden. Sie lernte von ihm, wie man Tiere züchtet und sie hegt, daß sie eine seltsame, fast menschliche Liebe zu ihren Pflegern fassen. Lücken in ihrem Leben füllten sich nicht aus, aber die leeren Stellen schmerzten zuweilen nicht.

Lange Zeit hörte Frau Sixta, wie es ausgemacht war, nichts von Markus und Ottilie. Ihren Gedanken konnte sie nicht verbieten, den Weg zu gehen, den Briefe nicht fanden. Und konnte den Schmerzen nicht wehren, zu kommen, die sich in ihre Nächte stahlen.

Später, viel später kamen Nachrichten: Das niedere Landhaus stand vor fruchtbaren Gärten und Feldern. Die darin wohnten, lebten schlecht und recht. Der Mann war nicht müßig, aber er sammelte keine Schätze. Sein Sinn war zu fahrig. Er sah einer ziehenden Wolke länger nach, als dem Feld gut war, das er gerade pflügte. Er sah auch gern in die Augen seiner zarten Frau, die ihm ein Kind gebar. Selten nur quälten ihn Zweifel, Selbstvorwürfe und eine schmerzliche Neugier, wie Frau Sixta wohl lebe. Die Frau blieb lange ein halbes Kind, sorglos, so sorglos, daß sie die hohen, harten Berge der Heimat fast aus dem Sinn verlor und über dem Glück, das Markus ihr gab, Markus der Lautenspieler, Markus und sein Kind, sich dem anfänglichen heftigen Heimweh nach der Mutter entwöhnte.

Frau Sixta ließ die nicht darben, die vielleicht aus eigenen Kräften sich nicht durchgebracht haben würden. Sie sorgte, daß das bestand, was ihr Werk war. Und Gott zerschlug nicht, was sie wider Menschengesetz gebaut.

Sommer gingen über die Berge. Winter warfen ihr Weiß. Allmählich blieb davon ein Schimmer auf Frau Sixtas Haupt. Aber ihre Kraft bricht nicht.

Pankraz, der Hirt, ist tot. Der Sperber geht nicht mehr auf die Weide.

Frau Sixta ist einsam. Doch sie liebt Tiere. Auch Menschen, die arm oder krank sind. Aber ihre Liebe ist spröde und lebt mehr in ihren Taten als in ihrem Antlitz. Manchmal, wenn sie wieder hört, daß die zwei, denen sie das Haus gebaut, Frieden haben, geht ihr der Atem ruhevoll. Auch in ihr ist es still geworden; denn das Alter weiß, daß sein Leben Bescheidung heißt.

Der Talammann Julian Furrer, der Rotbart, als er aus seinem Amte schied, dem er fast ein Menschenalter vorgestanden, ließ seinem Rate den Antrag, es sei Frau Sixta Graf, verwitweten Rotmund, der weitbekannten Wirtin im Urbarium von Bergmatten, als einer wohltätigen und merkwürdigen Frau, ehrende Erwähnung zu tun, den Nachkommen zum Gedächtnis.

Das Weltmeer und sein Maler

Ein Wort zum 70. Geburtstag des Prof. Hugo Schnars-Alquist

Von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Schott

Mit 19 Wiedergaben von Gemälden des Künstlers

Seiner Umwelt tritt der fortgeschrittene Mensch mit den Kräften des Verstandes und Geistes gegenüber; zugleich überläßt er sich bewußt oder unbewußt ihrer Einwirkung auf seine Seele und sein Gemüt. Eine harmonisch gebildete Persönlichkeit vermag beide Betrachtungsweisen bis zu weitgehendem Grade in sich zu vereinigen. Das Hochgebirge der Alpen war den Römern des Altertums lediglich eine Gegend der Schrecken und Gefahren; von einer wissenschaftlichen Betrachtung dieser Gebiete war keine Rede. Heute wird die gesamte Kulturwelt nicht müde, in Wort und Bild auf alle erdenkliche Weise die Schönheiten der großen Berge und Gebirgswelten allüberall auf der Erde zu schildern, zu erschließen; zugleich geht die Erforschung machtvoll nebenher, indem alle Einzelheiten analysiert werden und diese Bausteine dann wieder zu einem umfassenden Lehrgebäude über das Entstehen der Alpenwelt zusammengefügt werden.

Wir erkunden heute mit allen verstandesmäßigen Mitteln im Interesse der Luftschiffahrt die Eigenschaften und Bewegungserscheinungen des Luftmeeres hinauf bis in früher ungeahnte Höhen der Atmosphäre, und überlassen uns zugleich mit Begeisterung den kaum zu überbietenden reizvollen Eindrücken und Genüssen einer Luftreise.

Ähnliches gilt von dem Weltmeer. Das Meer ist uns keine eintönige, verkehrsfeindliche Salzwasserflut. Auf primitiver Stufe sieht der Mensch im Meer allerdings nur ein unfruchtbares Element, das man zaghaft in Sicht der Küsten befährt; in der Neuzeit jedoch hat sich im Laufe weniger Jahrhunderte das Verhältnis aller Völker der Erde zum Weltmeere von Grund auf geändert.

Jede Nation sucht den ihr von Natur zugewiesenen Anteil am Ozean unter allen Umständen festzuhalten und zu erweitern. Wie sagte doch 1842 der süddeutsche, seinerzeit vielfach gar nicht verstandene Nationalökonom Friedrich List? „Die See ist die Hoch-



Morgenstimmung im Atlantik. Studie

Der Laird von Forthgail

Ballade von Frida Schanz

Im weißen Lichtspalt stand die Fee.
Der Laird von Forthgail ritt zur Jagd.
Hoch stand der Wald, klar lag der See,
Grün wie ein magischer Smaragd.

Im Waldspalt stand sie sonnenklar.
Sein Herz zerriß ein jähes Licht.
Weiß war ihr Leib und rot ihr Haar
Und zaubrischschimmernd ihr Gesicht.

Er rief, er jauchzte: „Komm, sei mein!"
Ihr Lachen scholl, schon auf der Flucht.
Sie flog, als flög' ein weißer Schein
Weit vor ihm her durch Tann und Schlucht.

Er folgte glühend, Stund auf Stund,
Starr blieb sein falbes Roß dann stehn.
Auf leuchtendgrünem Talesgrund
Schwebten im Tanz wohl hundert Feen.

Sie unter ihnen, lockend nah,
Nein fern — nein dort — — In banger Qual
Verwirrt sah er sich um — und sah:
Es war dieselbe, hundertmal!

Ein Lachen scholl: „Find' mich heraus,
Mich — mich — für die dein Herz entbrannt!"
Er tanzte fast sein Leben aus
Nahm die, nahm jene bei der Hand.

Die schien die rechte — die — nein die —
Doch wieviel Reiz sich ihm enthüllt,
Stets war's wohl eine — doch nicht sie.
Das Höchste schien noch nicht erfüllt.

Und fort und fort, von Glanz zu Glanz,
Trieb ihn ein Sehnen ohne Rast.
Bis er, halbtot vom wilden Tanz
Noch eine ritterlich umfaßt.

Da — da — ein Jubel, himmelgroß,
Kein Suchen mehr, nein holde Ruh,
Im Tanz ein Ausruhn grenzenlos —:
Du bist's! Du bist's! Nur du! Nur du!

Und eine süße Stimme lacht:
„Nun bin ich dein! Nun nimm mich hin!
Nur durch der größten Liebe Macht
Hast du gefunden, daß ich's bin!

Willst du, so nimm mich auf dein Schloß,
Denn ich bin dein mit Seel' und Leib!"
Er hob sie auf sein graues Roß,
Sein menschenschönes Märchenweib.

Der Zelter, der sie beide trug,
Flog stäubend hin im Mondenschein.
Sie aber sprach im seligen Flug:
„Auf sieben Jahre bin ich dein!

Sind jene sieben Jahre um
Und liebst du mich noch herzblutwarm,
Muß deine Sehnsucht wiederum
Mich suchen aus der Schwestern Schwarm.

Ganz ihnen gleich, wie's eben war,
Tauch' ich in ihre Schar hinein.
So alle sieben, sieben Jahr — —
Herztiefste Liebe müßt' es sein!"

So schied sie aus dem Reich der Feen
Und wurde Weib im Menschenland.
Die Sage weiß, daß es geschehn,
Daß er sie immer wiederfand.

Und immer mehr in Glück und Qual
Erfuhr der Laird des Zaubers Macht.
Zum zweiten=, dritten= — — siebtenmal
Hat er sie jauchzend heimgebracht — —

Da ging das treue Roß gar leis — —
Jungschön schien sie im Schwesternschwarm,
Doch zitterndzart und menschengreis
Hing sie beim Heimritt ihm im Arm.

In ihrem Auge war ein Strahl
Von tiefster Dankesseligkeit —
„Zum siebtenmal, zum siebtenmal!
Nun bin ich ewiglich befreit!"

Die zarte Stimme sprach's und sang's:
„In Ewigkeit bin ich nun dein!
Der tiefsten Liebe nur gelang's!
Und sieben Male mußt' es sein!"



Aufziehende Bö im Indischen Ozean. Studie

straße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nation. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde, und die Wiege ihrer Freiheit. Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind.“ So ist es in der Tat wortwörtlich, und es gilt für uns Deutsche seit 1919 vorzugsweise; direkt und indirekt, bewußt und unbewußt sind wir alle in die wirtschaftlichen und politischen Kämpfe um das Weltmeer und auf dem Weltmeere verflochten.

Wollen wir unseren Anteil am Ozean uns sichern und tunlichst erweitern, so müssen wir ihn kennen, studieren mit den Waffen des Geistes und Verstandes. Die Naturschätze des Meeres, insonderheit die Fischreichtümer unserer heimischen Gewässer in der Nord- und Ostsee, müssen wir, soviel an uns ist, pfleglich behandeln. Eine sichere und schnelle, wirt-



Albatros. Studie



Abendwolken. (Mit Erlaubnis des Verlages Ludwig Möller, Lübeck)



Hotelterrasse in Colombo. Studie

schaftlich zweckmäßige Ozeanschiffahrt setzt die Kenntnis der Luft- und Meeresströmungen, der Tiefen, der Nebel-, Sturm- und Eisverhältnisse in den verschiedenen Gegenden voraus. Die „Seegeltung" eines Volkes erschöpft sich nicht in der Herstellung von Panzerschiffen; die genaue Erkundung der Meere bedeutet auch Gewinn, Gewinn an moralischer und wirtschaftlicher Macht.

Das Weltmeer darf nun einem hochstehenden Volke wie es das deutsche trotz allem bitteren Erleben seit 1918 unbestritten ist, kein Fremdkörper sein; wir müssen es auch mit ganzer Seele lieben und erfassen, müssen seine ewig wechselnden Erscheinungsformen bildlich in uns aufnehmen und bewahren. Dann erst sind wir ein wirklich seefahrendes Volk von Gottes Gnaden. Ich glaube, ja ich weiß, wir haben das Zeug dazu in uns. Das Meer befahren, macht frei das Herz, den Willen groß!

Und hier, für dies hochgesteckte Ziel, hat neben der wissenschaftlichen Behandlung der Probleme der Ozeane die künstlerische Erfassung der Weltmeere als notwendige, unentbehrliche Betätigung einzusetzen. In diesem weltweiten Zusammenhang sehe ich das Lebenswerk von Schnars-Alquist als des ersten und bisher auch unübertroffenen Malers des Ozeans als solchen, des Weltmeeres, das zwei Drittel der Erdoberfläche bedeckt. „Seestücke" im landläufigen Sinne gibt es von jeher genug, und werden von vielen, die das Meer überhaupt nicht befuhren, bestenfalls von der Küste aus studierten, gemalt. Das Wasser ist dabei mehr oder weniger Staffage und Hintergrund für irgendwelche Schiffsbegebenheit oder den Strand. Auch Marinebilder im engeren Sinne kommen für Schnars-Alquist und bei Schnars-Alquist nicht in Frage; bei diesen Werken, wie sie z. B. Saltzmann und andere ausgeführt haben, beherrscht vorzugsweise das darzustellende Kriegsschiff die Leinwand. Ähnliches gilt auch von dem Engländer Turner, dem Franzosen Courbet und dem Dänen Anton Melbye, der, ein ausgezeichneter Marinemaler, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in Hamburg malte: aber seine See- und Wellenbilder wirken hart und glasig und sagen dem Meereskundigen in den Wellenformen nicht zu.

Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes sich berechtigt fühlt, dem verehrten Meister Alquist, dessen unermüdlichem Schaffen er nun seit 20 Jahren aus nächster Nähe im persönlichen Verkehr folgen darf, einige Zeilen zu seinem bevorstehenden 70. Geburtstag zu widmen, so geschieht es, weil der Künstler dem Meeresforscher alle die nach Zeit und Ort so verschiedenen Erscheinungsformen des Ozeans, die ständig und doch nach bestimmten Gesetzen wechselnden Züge im Antlitz des Weltmeeres, durch seine Gemälde und Studien so lebenswahr und naturgetreu seinerseits abbildet und damit wieder in das Gedächtnis bringt, wie niemals vorher und nirgendwo irgendein anderer. Ob die Künstlerschaft als solche, sozusagen als Gilde etwas



Windstärke 10/11. Nach der Photographie des Original-Gemäldes
(Mit Erlaubnis des Verlags der Commeterschen Kunsthandlung, Hamburg)



Nordwest. (Postdampfer Phoenicia im Atlantic in schwerer See.) Hamburg, Kunsthalle

an den Werken unseres Alquist zu bemängeln hat, weiß ich nicht und darf mich als Gelehrten nicht kümmern. Überraschend ist die Tatsache, daß verhältnismäßig wenige Galerien Werke von Alquist erworben haben; auch das mit allerlei Kunstwerken geschmückte neue Rathaus der großen Seestadt Hamburg, der Geburtsstadt von Schnars-Alquist, ist eines solchen Bildes bar: sollte selbst da seinerzeit an der entscheidenden Stelle das Verständnis für das Weltmeer als der Unterlage von Hamburgs Größe im Hintergrund geblieben sein? Läßt sich das nicht noch nachholen?

Es wird wohl hauptsächlich so sein, daß die Originalgemälde unserem Jubilar von jeher alle von der Staffelei weggekauft wurden oder bestellt waren; auf Kunstausstellungen und in Kunsthandlungen ist kaum jemals eins zu sehen, da die wahren Kenner der unterschiedlichen Schönheiten des Meeres im In- und Auslande zahlreich genug sind, um sich die Erwerbung solcher Kunstwerke nicht entgehen zu lassen.

Schnars-Alquist ist unter allen Malern wahrscheinlich derjenige Künstler, der die meisten und ausgedehntesten Reisen gemacht hat. Auf Seglern, Dampfern und Jachten befuhr er die Meere der Erde; allein in Nordamerika war er elfmal, dreimal passierte er die ihm besonders liebe, mit grandiosen Schönheiten ausgestattete Magellan-Straße, in chilenischen Städten haben wohl rund 30 seiner Gemälde ihr Heim gefunden. Nach Brasilien, nach Guatemala, nach Mexiko, nach Ceylon, Australien und Neuseeland ist Schnars-Alquist gefahren, unablässig auf See arbeitend. Tausende von Studien hat er heimgebracht, die in seinem Hause die Schränke füllen. Auf ihnen und auf seiner in jahrelanger Übung erworbenen Erfahrung und auf einem jugendfrischen, bildenden Gedächtnis beruht die immer neu gestaltende Schaffenskraft von Alquist.

Er hat — was wir nun verstehen —, mit und auf dieser Grundlage arbeitend, den Mut gehabt, die Ozeane unter den verschiedenen geographischen Breiten und Längen und unter den verschiedenen Witterungslagen uns so zu schildern, wie sie wirklich aussehen, ohne in pedantischen Verismus zu verfallen. Blitzartig erfaßt er die wechselnden Farben und Stimmungen des Weltmeeres. Drei Beispiele mögen das erläutern. Ein großes Gemälde, das Alquist seinem eigenen Heim vorbehalten hat, zeigt eine spiegelglatte See von hellblauer, fast milchig-weißer Farbe, im Kontrast zu einer am Horizont aufsteigenden nachtschwarzen Regen- und Gewitterböe. Dies mächtige Bild hatte den Verfasser schon öfters gefesselt, da es ihn an Meereserscheinungen erinnerte, die er gegen Ende der Regenzeit an der Südseite Haitis beobachtet hatte. Es stellte sich zur gegenseitigen Überraschung heraus, daß des Künstlers Bild tatsächlich in Westindien, in Puerto Plata, seinen Ursprung hatte. — Hildebrandt hat



Nordost-Passat. Gemälde. (Mit Erlaubnis von Ludwig Möller, Lübeck)

im vorigen Jahrhundert zuerst blaue Seestücke, von leuchtendem Kobaltblau, gemalt; man lachte und spottete über sein „Blaues Wunder". Heute wissen wir durch wissenschaftliche Beobachtungen, daß das Meerwasser in gewissen Gegenden, z. B. im Herzen der Passatzonen, eine unübertrefflich rein blaue Farbe zeigt, und daß dies zusammenhängt mit der großen Armut an schwebenden organischen und anorganischen Beimengungen in denselben Gewässern. Blau ist die Wüstenfarbe des Meeres. Blau ist im Oberflächenwasser viel häufiger und weiter verbreitet als die grünen Töne. Schnars-Alquist war es vorbehalten, dieser für das Wasser des freien Ozeans, der wirklichen Hochsee geradezu charakteristischen Farbe zum Siege auf der Leinwand der Künstler zu verhelfen. Ein Kaufmann aus Bombay, dem die Lebenswahrheit einer solchen blauen Skizze geläufig war, ruhte nicht eher, bis er gegen eine beträchtliche Summe die sonst nicht verkäufliche Originalstudie dem Künstler entführen konnte; und der Verfasser dieser Zeilen freut sich täglich an einem die Erinnerung an indische Tropen heraufführenden Gemälde, das ein ganz leicht bewegtes, indigoblaues Meer darstellt im Licht des beginnenden Sonnenaufganges: in den hellgelben und grünen Tinten da, wo gleich das Tagesgestirn erscheinen wird, heben sich die Umrisse eines Vollschiffes scharf heraus, und über dem Ganzen schwebt das den Meteorologen geläufige kreisrunde Purpurlicht der Morgendämmerung. Ein Berichterstatter über die 1915 anläßlich des 60. Geburtstages von Alquist bei Bock in Hamburg veranstaltete Ausstellung von Gemälden aus Hamburger Privatbesitz schrieb damals hierzu: „Das Bild, ein Ausschnitt aus dem Indischen Ozean, zeigt eine Leiden-



Kanaldampfer. Gemälde. 1870



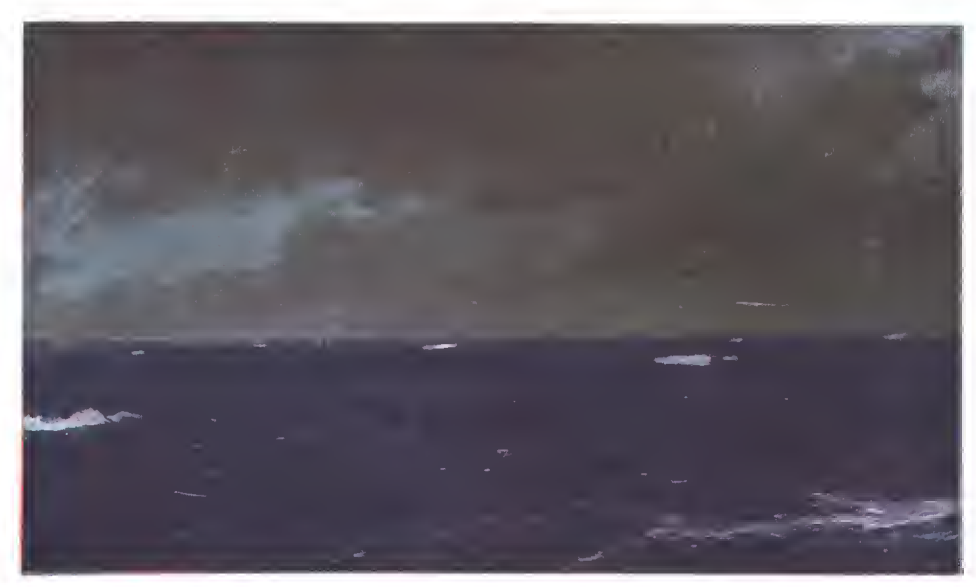
Der Holländer. Gemälde
(Mit Erlaubnis des Verlages von Grauert & Zink, Berlin-Charl. Copyright 1925)



St. Paul Rocks. Studie

schaft in der Farbe, daneben eine Schönheit und Ruhe, die geradezu Sehnsucht anregen nach dem Orte auf der Erde, wo sie zu finden sind . . ."

Als drittes Beispiel sei ein Bild des Meeres in seiner höchsten Erregung gewählt, die berühmte „Windstärke 10/11". Wir sehen hier die von einem orkanartigen Sturm zu langen Wellenzügen aufgewühlte See; in hohen, graublauen Wasserbergen rollt sich ein Schauspiel von gewaltiger Erhabenheit auch für den auf, dem ein solches Erleben auf See persönlich nicht vergönnt ist. In Tausenden von künstlerisch vollendeten Reproduktionen hat dies Bild seinen Siegeszug rund um die Welt vollendet und richtig gesehenen ozeanischen Seegang sozusagen wissenschaftlich genau und der seemännischen Erfahrung entsprechend kennen gelehrt. Schon dies Bild allein hat eine Mission erfüllt. Wie naturgetreu Schnars-Alquist hier und auf zahlreichen neueren Gemälden die Sturmsee darstellt, wurde mir noch vor wenigen Wochen bei einer Winterreise im Februar dieses Jahres über den Nordatlantischen Ozean wieder so recht klar, als ein sehr schwerer, nahezu fünf Tage anhal-



Nach Sonnenuntergang bei Regen. Studie

tender WNW-Sturm, der für viele Stunden Orlanstärke erreichte, unserem maschinenkräftigen großen Dampfer eine dreitägige Verspätung auf der Reise nach Neuyork einbrachte: die dabei von der Allgewalt des Meeres gewonnenen Eindrücke waren ein wundervolles Erlebnis, das nicht so bald verblassen wird. Noch beweiskräftiger dürfte der Hinweis auf die objektiven, von der photographischen Kamera des Grafen Larisch während zahlreicher Reisen heimgebrachten und in einer soeben ausgegebenen, einzigartigen Sammlung (Sturmsee und Brandung. Aus der Sammlung „Monographien zur Erdkunde", Nr. 33. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1925) veröffentlichten Wellenbilder sein. In allen wesentlichen Großformen und Kleinformen der Sturmsee stimmen die vom Auge des Malers erfaßten und die von dem photographischen Objekte wiedergegebenen Bilder überein. Wir dürfen stolz sein, daß es zwei Deutsche sind, ein Künstler und ein Forscher, die diese Dokumente aus den verschiedensten Teilen des ewig bewegten Weltmeeres der Allgemeinheit vermitteln, Dokumente von der zauberischen Schönheit, aber auch von der urgewaltigen Kraft des Ozeans.


Lizzard-Küste. Gemälde. (Sammlung Fritz Binder, Hamburg)

Schnars-Alquist hat verhältnismäßig wenige Gemälde geschaffen, auf denen der Strand, die Küste, das Land, einen wesentlichen Teil des Bildes ausmacht; hierher gehören besonders die prächtigen Szenerien aus der Magellan-Straße und deren weiterer Umgebung. Eine hierzu gegensätzliche Gruppe von Kunstwerken bringt nur das Meer als solches, ohne jegliches Beiwerk: hierhin ist die soeben besprochene „Windstärke 10/11" als eins der hervorragendsten Beispiele zu rechnen. Eine mittlere Stellung zwischen den beiden Typen nehmen diejenigen Gemälde unseres Künstlers ein, die einem Motiv aus dem landfernen Ozean gelten, aber zugleich durch ein auf der See sichtbares Schiff die jeweils vorhandene Ausbildung von Wind und Wetter und Seegang in energischer Charakterisierung betonen. Dabei kommt die reiche, auf den zahlreichen Seereisen gewonnene praktische Erfahrung des Künstlers zur Geltung. Einerlei ob er den Riesendampfer „Imperator" oder ein großes vor dem Winde segelndes Viermastschiff oder eine kleine Jacht auf der Leinwand mit erscheinen läßt, einerlei, ob das Fahrzeug im Vordergrund in beherrschender Größe oder nur angedeutet am fernen Horizont steht: immer ist die Silhouette des Schiffes von seemännisch vollkommener Exaktheit, immer befindet sich das Meer, die Atmosphäre darüber und das Schiff in harmonischem Gleichklang. Das hat niemand vor Alquist so vermocht, und hierin liegt die Tatsache begründet, daß gerade an der Wasserkante seine Bilder so begehrt sind.

Im Jahre 1915 wurde ein großes Gemälde,



Konvoischiffe. Gemälde

und Beschaffenheit sich wie die Finger der zwei Hände ineinander schiebt und dadurch auch in der Atmosphäre höchst eigenartige Wolken- und Nebelbildungen veranlaßt werden, die ihrerseits die Unterlage für die Sagen der Seeleute geliefert haben. Noch wie heute sind dem Verfasser die Abendstunden erinnerlich, da er an Bord des seinerzeit größten Segelschiffes „Peter Rickmers“ aus Bremen 1892 auf der Rückreise von Saigon im Gespräch mit einem alten holländischen Matrosen, dem „Lampenpiet“, auf der Großluke saß, und ihm, dem Ungläubigen, die verschiedenen Erzählungen über den Fliegenden Holländer aus tiefüberzeugter Seemannsbrust zu Gehör gebracht wurden. Wir waren vor der Agulhas-Bank und führten alle Segel; wenige Stunden später, noch vor Mitternacht, trieb bei plötzlich hereingebrochenem Sturm das Schiff nahezu vor kahlen Masten. Schnars-Alquist hat diese der „Fliegende Holländer“, vollendet, jetzt im Privatbesitz in Hannover. Wenn man das Bild sieht, so weiß man nicht gleich, was den größten Eindruck macht, die grau von Nebel und Dunst verhängte Luft oder die schwach wühlende See, die wie gebändigt vor einem kommenden Sturm sich duckt oder das machtvoll aus dem Hintergrunde hervorkommende hochragende Geisterschiff mit seinen ungefügen Masten und Segeln. Bekanntlich wird die Schiffersage vom Klabautermann und Fliegenden Holländer in die Gewässer südlich vom Kap der guten Hoffnung verlegt, dorthin, wo südlich von Südafrika in früheren Jahrzehnten die von Indien heimkehrenden tiefbeladenen Segelschiffe oft viele Not hatten, die stürmische Agulhas-Bank hinter sich zu bringen, wo Wasser ganz verschiedener Herkunft



Alter Wiking. Gemälde



Sommerabend auf der Elbe. Studie

Meeresgegend in ihrer Wesensart und mit den dort möglichen Licht- und Lufterscheinungen unvergleichlich gut in seinem „Fliegenden Holländer“ wiedergegeben: er ist eben der Maler des Weltmeeres. Ein anderer Künstler, in München, hat auch einen Fliegenden Holländer gemalt; da sieht man an einem Felsenstrand im Vordergrund zwei große menschliche Gestalten, eine wilde, phantastische schwarze Figur und einen Seemann, im Hintergrund den unteren Teil der vorderen Hälfte eines Segelschiffes, vom Meere so gut wie nichts. Ich glaube nicht, daß irgendein Seebefahrener in diesem Bilde das Motiv, dem es gewidmet ist, erkennt. Der Unterschied in der Behandlung eines und desselben Themas bei den zwei Künstlern ist grundlegend und charakteristisch.

So ließe sich wohl von fast allen Gemälden des Prof. Schnars-Alquist etwas Besonderes, Individuelles sagen. Die diesem Aufsatze beigegebenen Abbildungen werden besser als Worte die erstaunliche Vielseitigkeit des Künstlers — und die Verschiedenartigkeit des Ozeans, der meist als eintönig geltenden Salzwasserflut, erkennen lassen.

Hiermit hat Schnars-Alquist im Laufe der Jahre, vielleicht zunächst ungewollt, eine nationale Aufgabe erfüllt, nämlich die, dem deutschen Volke das Weltmeer so zu zeigen, wie es wirklich ist. Ganz wesentlich wirkte dafür die in den letzten Jahrzehnten zu erstaunlicher Höhe gebrachte Reproduktionstechnik, die es gestattet, zu verhältnismäßig billigem Preise gute Abbildungen der Originalgemälde weiten Kreisen anzubieten. Die einem wissenschaftlichen Schatze gleichzuachtenden Ölfarbstudien, die Schnars-Alquist unmittelbar auf See zu Hunderten angefertigt hat, werden einmal auf den Vorschlag des Verfassers dem Institut für Meereskunde an der Universität Berlin zufallen, zum Zeichen, daß sie auch dem Meeresforscher als Studienobjekte dienen können und sollen. —

Das Leben von Prof. Schnars-Alquist ist in seinem Verlauf das typische des erst um seinen Beruf kämpfenden, dann um seine Anerkennung ringenden Künstlers; aber er darf nun an seinem 70. Geburtstag sagen: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

In Hamburg am 29. Oktober 1855 als Sohn eines Großkaufmanns geboren, wurde Schnars-Alquist nach dem frühen Tode seines Vaters (1862) von den Verwandten veranlaßt, gegen seine Neigung zunächst Kauf-



Vollschiff. (Mit Erlaubnis des Verlages von Ludwig Möller, Lübeck. Copyright 1924)



Verkehr vor der Elbe. Gemälde. Frankfurt a. M., Sammlung Beer Sontheimer

August der Starke, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich von Preußen

Von Univ.-Prof. Dr. Paul Haake

Wohl jedem Besucher des Potsdamer Stadtschlosses und der Dresdner Gemäldegalerie fällt ein Meisterwerk des in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Elbflorenz wirkenden sächsischen Hofmalers Louis de Silvestre in die Augen: August der Starke und der preußische Soldatenkönig in Lebensgröße, einander die Rechte reichend, der Wettiner mit seiner hohen weißgepuderten Allongeperücke den Hohenzoller weit überragend, beide nach vorn blickend, offenbar eines Sinnes, der Sachsenkurfürst und Polenkönig ganz Würde, Majestät, Repräsentation, Friedrich Wilhelm schlichter in Kleidung und Haltung, simpler auch im Ausdruck des ziemlich unbedeutenden Gesichts, gut charakterisiert durch die sich auf den Degen stützende Linke, die breite, um die Hüfte geschlungene Schärpe, den mächtigen leuchtenden Küraß; niemand, der sie so sieht, wird an der geistigen Überlegenheit des Älteren zweifeln. Es ist ein Verbrüderungsbild nach Art dreier früherer, von denen sich das älteste auch in der Dresdner Gemäldegalerie, die beiden andern im dortigen Schlosse befinden: „Vater August“, der Bruder und Nachfolger des 1553 bei Sievershausen tödlich verwundeten Kurfürsten Moritz, und der 1598 gestorbene Brandenburger Johann Georg, von dem jüngeren Lukas Cranach um 1582 gemalt; Johann Georg II., der Wettiner, und Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, das Werk eines unbekannten deutschen Meisters um 1665; Johann Georg IV., der Bruder und Vorgänger Augusts des Starken, und Fried-



August der Starke und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen
Gemälde von Louis de Silvestre. Dresden, Gemäldegalerie

mann zu werden. Es folgten da nach trauriger Jugend sehr schwere Jahre für ihn. Endlich gelang es ihm, sich ganz der Kunst zu widmen, und er bevorzugte von Anfang an, Studienreisen zur See machend, das Weltmeer als Objekt seiner Malerei. 1886—1888 war er Meisterschüler bei Prof. Hans Gude in Berlin.

Die Jahre 1888—1889 sehen ihn als Delegierten der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft und Mitglied der deutschen Kommission auf der Weltausstellung in Melbourne, wo er in der internationalen Kunstjury mitwirkte. Hiernach hatte Alquist für mehrere Jahre in Berlin ein eigenes Atelier; doch wurde diese Zeit in den Jahren 1892—1893 durch langen Aufenthalt in Chicago unterbrochen, wo er wiederum bei der internationalen Ausstellung im Dienste des Deutschen Reiches tätig war und mannigfache Anerkennung erntete. Auch die deutsche Heimat ehrte ihn, indem ihm u. a. 1897 der Titel eines Kgl. preußischen Professors verliehen wurde.

Seiner Vaterstadt kam er erst 1898 wieder näher, als er nach Hamburg übersiedelte, um hier zu bleiben, soweit nicht zahlreiche, ausgedehnte Studienreisen über das große Wasser ihn auch dann noch fernhielten. Die meisten seiner berühmten Gemälde sind in Hamburg entstanden; stand ihm doch nun eine schier unerschöpfliche Fülle von eigenen Studien, Anschauungen und Erlebnissen auf See zur Verfügung.

Die mit der Schiffahrt und dem Meer überhaupt irgendwie zusammenhängenden Kreise und Persönlichkeiten, Kaiser Wilhelm II. eingeschlossen, waren darauf bedacht, ein Original aus der Hand dieses Seemalers zu erwerben. Zahlreich sind seine Gemälde in Hamburger Privatbesitz vertreten, aber auch sonst in Deutschland: so ist das bekannteste, die „Windstärke 10/11“, für Dr. Bantlin in München 1906 gemalt, merkwürdigerweise aber der Verbleib dieses Bildes heute nicht mehr festzustellen.

Darüber hinaus finden wir Schnars=Alquistsche Werke in so ziemlich allen Erdteilen und Ländern, in Australien, in Südamerika, Zentral= und Nordamerika, in Indien und europäischen Landen. Nicht wenige herrliche Bilder schwimmen dauernd auf dem Ozean, im Treppenhause oder in den Gesellschaftsräumen von neu entstandenen Dampfern deutscher Reedereien. Und wem es vergönnt ist, gelegentlich in der stillen Villenstraße den jugendfrischen Künstler in seinem Atelier aufzusuchen, der weiß, daß dort etwas Neues auf der Staffelei zu sehen ist, etwas Neues vom Weltmeer.



Abend. Studie

rich III., der Sohn des Großen Kurfürsten, der erste preußische König. Letzterer wohnte 1692 der Hochzeit des Dresdener Kollegen mit der sechs Jahre älteren Witwe eines Ansbacher Markgrafen bei; dies mag einem sächsischen Künstler (Fehling?) den Auftrag zu jenem Doppelporträt verschafft haben. Mit dem Nebeneinander Augusts des Starken und Friedrich Wilhelms I. ist die Reihe der Verbrüderungsbilder zu Ende. Friedrich der Große, der 1752 seinem Nachfolger den Rat gab, Sachsen zu vernichten, und es aus dem Siebenjährigen Kriege gern als Beute heimgebracht hätte, konnte sich nicht gut wie seine Vorfahren Seite an Seite mit dem Wettiner verewigen lassen. Die Freundschaft der beiden Herrscherländer war der Rivalität ihrer Staaten gewichen.

Louis de Silvestre hat sein Werk vollendet. 1728 war während des Karnevals der preußische König Gast des polnischen in Dresden und einige



General Friedrich Wilhelm von Grumbkow
Zeitgenössischer Stich



Leopold von Dessau. Gemälde von A. Pesne
(Aufnahme von Bruckmann)

Zeit darauf August der Friedrich Wilhelms I. in Berlin gewesen: hüben und drüben schien man sich dem Glück holder Eintracht völlig hinzugeben. Am 10. Januar 1728 war es dem sächsischen Generalfeldmarschall und Premierminister Jakob Heinrich Grafen von Flemming gelungen, nachdem bereits einige Wochen vorher der sächsisch-preußische Zollkrieg sein Ende gefunden hatte, einen Freundschaftstraktat der beiden Monarchen zustandezubringen. Friedrich Wilhelm schrieb am selben Tage, an dem er ihn unterzeichnete, an Leopold von Anhalt-Dessau sichtlich beglückt: am 13. gehe es nach Dresden; er freute sich, in eine andere Welt zu kommen, weil er kurieux sei und gern nach seinem Penchant die ganze Welt durchreisete. Am Tage nach der Rückkehr, am 13. Februar, berichtete er dem Freunde hochbefriedigt, August der Starke habe, obwohl körperlich leidend, alles Erdenkliche getan, um ihm seine Affektion zu erweisen: „es ist

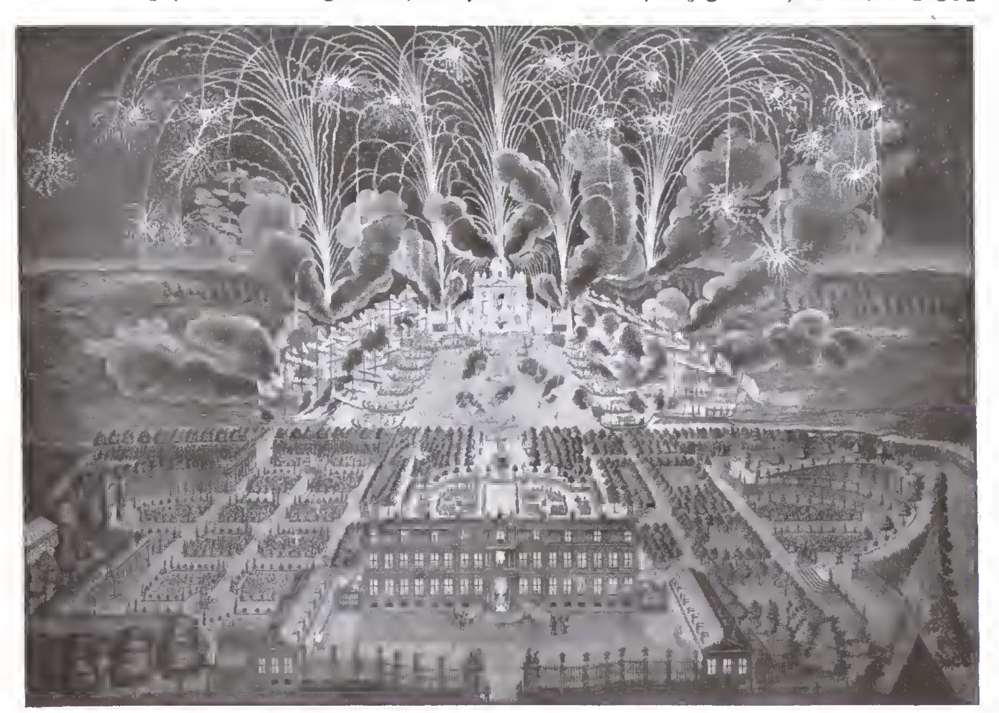


Ansicht des Neumarktes zu Dresden zur Zeit Augusts des Starken
Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

par Dieu ein guter braver Herr; ich versichere Sie, daß er an allem Schlimmen mit mir keine Schuld hat; die Apostels, die tun alles." Gegen die Pracht, die in Dresden herrsche, sei die am Hofe seines Vaters, Friedrichs III., Lappalie gewesen, — Friedrich Wilhelm hatte, als er die Prunkgemächer des kurfürstlichen Schlosses durchschritt, zu Flemming gesagt, er habe, beim Grafen Wackerbarth einquartiert, geglaubt, im Schlosse zu sein, und bei Flemming im Himmel; was er nun sehe, übertreffe alle seine Vorstellungen. „Ich glaube kein Goldmacherei, aber wo möglich ist Gold zu machen, so macht's der König." Extramagnifique seien die Möbel. Der Silberschatz der Hohenzollern möge den der Wettiner übertreffen; beschwören könne er es aber nicht. Im Grünen Gewölbe werde man geblendet: „meinen Vater seine Juwelen ist nichts dagegen". 400 Bäume der Orangerie erreichten die Größe der Linden in Schwedt; etliche zwanzig seien noch stärker und höher; dazu kämen noch 900 Stück schöne große und kleine, die meisten mit Früchten. Zu Moritzburg staunte er über die seltenen gewaltigen Geweihe; im Saugarten fiel ihm etwas auf, was ihn zur Nachahmung reizte; Fasanen glaubte er in drei Stunden mehr als 900 gesehen zu haben, war aber überzeugt, daß ihrer sehr viel mehr daseien. Auch das Zeughaus machte ihm einen guten Eindruck, doch schien ihm das Berliner tausendmal besser fournieret. Von den Fortifikationen imponierte ihm besonders der Königstein: er verdiene es, daß man hundert Meilen weit reise, um ihn in Augenschein zu nehmen. Von den drei Infanterieregimentern, die er besichtigte, erhielten zwei sein uneingeschränktes Lob, — das des Generalmajors v. Pflugk sei schlecht, „sehr miserabel" —, „von Kavallerie habe Kommandos gesehen, die finde (ich) sehr propre in Montur und Reiten gut und ist gut." 60 000 Mann könne ein Kurfürst von Sachsen wohl auf den Beinen haben; viele ordentliche Offiziere stünden in seinen Diensten; sie würden aber sehr bas gehalten und nicht genügend ästimieret; er, Friedrich Wilhelm, habe die Fähnrichs, wo er nur gekonnt, ausgezeichnet. Im ganzen war er äußerst zufrieden, das alles gesehen und eine Idee von Land und Leuten bekommen zu haben; er verlasse — bekannte er dem Dessauer — sich lieber auf seine eigenen Augen als auf das, was er von andern höre. Vertrauensvoll schied man voneinander. August der Starke bat den Hohenzoller, den Grafen Rutowski, einen seiner unehelichen Söhne, für einige Zeit zu übernehmen und an die Spitze eines Regiments zu stellen. Friedrich Wilhelm willfahrte dem Wunsche und gab ihm das Regiment v. Thiele. Rutowski — schrieb er an Leopold — sei ein ordentlicher Kerl, er habe Verstand und große Inclination zum Kriegsmetier. Er hat die preußische Uniform ungefähr ein Jahr lang getragen. Ende März 1729 erbat und erhielt er den Abschied. Er verließ Berlin im besten Einvernehmen



Treppe im Palasthof Augusts des Starken zu Warschau
Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto



Feuerwerk an der Elbe zur Zeit Augusts des Starken. Im Vordergrunde das Holländische, später Japanische Palais. Aus „Sponsel, Der Zwinger“, Verlag von Stengel & Co., Dresden

mit dem Soldatenkönig.

Ende Mai des Jahres 1728 machte August der Starke dem Hohenzollern seinen Gegenbesuch; der „Königliche Prinz“ und die Gräfinnen Bielinska und Orczelska, zwei uneheliche Töchter des gekrönten Don Juans, begleiteten den Vater. Von Westen, von Wittenberg her kommend machten die Herrschaften zunächst in Potsdam Station und besichtigten Stadt und Garnison, das Leibregiment der langen Kerls. August, mittelgroß, trat an den Flügelmann heran und versuchte seine Hand auf den Kopf des Riesen zu legen; es gelang ihm nicht ganz; dabei war dieser Grenadier nicht einmal der größte, sondern wurde von einem zur Zeit erkrankten Kameraden noch um eine halbe Handlänge übertroffen. Über Spandau ging es dann nach Berlin. In der Jungfernheide tranken die hohen Gäste bei einer erneuten Begrüßung durch Friedrich Wilhelm auf das Wohl ihres Wirtes; eine von diesem gestiftete Gedächtnistafel feierte das erschütternde Ereignis in den etwas holprigen Versen:



Pavillon des Zwingers zu Dresden



Märkische Landschaft mit Schäferszene. Gemälde von K. S. Dubois
(Aufnahme des Verlags der Weißen Bücher, München, für „Biermann, Deutsches Barock und Rokoko")



Das Jägertor in Potsdam zur Zeit Friedrich Wilhelms I. Gemälde von J. C. Mock



Vor dem Stadtschlosse zu Potsdam. Kolorierter Stich von J. G. K. Liebezeit nach J. F. Nagel

Der König Friederich August hielt mit dem Sohne,
Dem Folger seines Reichs, der weißen Adler-Crone,
An diesem Orte still, sprach: wie er gnädig wollte,
Daß er mit Preußen stets in Freundschaft leben sollte.
Das hat er zugesagt. Hierunter kannst du sehn,
Mein Leser, welchen Tag und Jahr es ist geschehn.
Gott gebe beider Volk auch solchen Sinn und Geist,
Weil er uns allesamt zur Bruderliebe weist!

Dem Allerhöchsten ist diese fromme Bitte wohl nicht zu Ohren gekommen. Schon 1745 schossen bei Hohenfriedberg und bei Kesselsdorf Sachsen und Preußen aufeinander,



Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen
Stich von P. Habelmann nach dem Gemälde von A. Pesne

und zwei Jahrhunderte sind fast schon verstrichen, ohne daß das Zeitalter des ewigen Friedens angebrochen wäre. Der Militarismus war und blieb obenauf. Auch am grünen Strand der Spree glaubte Friedrich Wilhelm seinen Gästen nichts Besseres als seine blauen Kinder vorführen zu können. Ein Parademarsch, ein Exerzieren folgte dem andern. Den Höhepunkt bildete eine Generalrevue von 16000 Mann auf dem Tempelhofer Felde; das waren Truppen,

„wie sie in der Welt nicht schöner zu sehen“. Dazwischen Besichtigungen des Zeughauses und anderer Gebäude, Jagden, Wettschießen, Feuerwerke, Fischerstechen und Belustigungen, — nicht gerade viel und eigenartige —, Friedrich Wilhelm hatte ja dem Wettiner und seinem Sohne schon vorher durch den kaiserlichen Gesandten sagen lassen: so gut wie er es habe, werde es gegeben, aber daß es so gut sei wie zu Dresden, das wäre seine — des Hohenzollern — Sache nicht beschaffen. Die Abende verschönten einige Bälle und Feste; lieber noch blieben die Allerhöchsten Herrschaften im kleinen Kreise für sich, am liebsten die Männer ungestört von Frauen an runden Tafeln, sogenannten Konfidenztischen, wie sie sich Friedrich Wilhelm nach Dresdner Muster hatte machen lassen; hier konnte bei Tabaksqualm dem Bacchus am reichlichsten geopfert werden. Pokuliert wurde nach Kräften und wohl auch über die Kraft manches wackren Zechers. Man hatte schon in Dresden eine Gesellschaft de la table ronde gegründet, eine société des antisobres, wie man sie auch nannte, eine Tafelrunde zur Bekämpfung der Nüchternheit; jeden, der zu ihr gehörte, verpflichteten die Statuten, beim Diner und beim Souper mindestens eine Flasche Wein zu leeren. Ihr Präsident wurde der besonders trinkfeste preußische General v. Grumbkow, August der Starke und Friedrich Wilhelm I. als Patron und Compatron in sie aufgenommen; die andern Mitglieder erhielten boshaftere Spitznamen: Grumbkow Biberius Cassubiensis, Ernst Christoph von Manteuffel le Diable et l'aumônier, A. G. v. Dönhof Starosta Schmoutzky, Ch. v. Linger Hänsgen in der Granate, Bod. v. Marwitz le Parfum usw. August der Starke war zuckerkrank und litt sehr an den Füßen; als im Herbst 1728 eine Besserung eintreten zu wollen schien, herrschte in Berlin große Freude; die antisobersche Gesellschaft sandte



Friedrich August Ferdinand August Wilhelm Heinrich

Kronprinz Friedrich und seine Brüder. Gemälde im Hohenzollern-Museum



Vom Dianafest auf der Altendresdener Elbwiese bei der Vermählung des Kronprinzen am 18. Sept. 1719 (Ausschnitt aus einer Zeichnung im Kupferstichkabinett zu Dresden)

ihm am 26. November aus Grumbkows Hause ein übermütiges, vom König mitunterzeichnetes Glückwunschschreiben zu und brachte ein Hoch aus à la constante union et amitié entre le Patron et le Compatron. „Nieder mit denen, die sie nicht lieben!“

Der schon dem Tode geweihte, sich den Sechzigern nähernde Diabetiker ging noch auf Freiersfüßen. Nachdem seine Gemahlin Christiane Eberhardine am 5. September 1727 vereinsamt in Pretzsch gestorben war, warf er seine Augen auf die 1709 geborene älteste Tochter Friedrich Wilhelms I., die spätere Markgräfin von Bayreuth; wie sie in ihren Memoiren behauptet, hätte sie der Compatron dem Patron ohne Bedenken gegeben; es wurde aber nichts daraus, weil der Thronfolger in Warschau und Dresden die Unterzeichnung der Ehepakten verweigerte, durch die die Lausitz für zwei Jahrzehnte in preußischen Besitz gelangt wäre. Der Intimität der beiden Monarchen tat das Scheitern der Verhandlungen keinen Abbruch. Man wurde trotzdem ein Herz und eine Seele, überschüttete sich mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, tauschte große und kleine Geheimnisse aus, feierte ein Wiedersehn nach dem andern, das berühmteste im Juni 1730 im Zeithainer Lager bei Mühlberg an der Elbe. Es freute ihn absonderlich — schrieb Friedrich Wilhelm am 10. September 1728 dem von einem Besuche Dresdens heimgekehrten Dessauer —, daß August der Starke nun sehe, was für falsche Vorstellungen ihm der am 30. April gestorbene Flemming von den Preußen beizubringen versucht habe: „Der König ist ein rechtschaffener Herr,



Ein Entwurf zu den Trachten einer Dresdener Reiterquadrille von Alessandro Mauro

und alle Mishelligkeiten, die unter uns gewessen sein, das bin ich itzo so vollkommen persuadiert, das er keine schuldt hat und Flemming der urheber gewessen ist. Gott gehbe nur, daß Ihm die Kur wohl anschlage und (Er) sich menagiere!“

Bald nach des Kronprinzen mißlungenem Fluchtversuch fiel ein Rauhreif auf die zarten Blüten dieser anscheinend so innigen Freundschaft. „Unserm guten Patron traue nit viel,“ bekannte Friedrich Wilhelm dem Dessauer am 16. November 1730; der Wiener Hof sei daran schuld; er tue zu wenig für den Wettiner, habe kein Geld für ihn übrig. Es zogen damals dunkle Wolken am politischen Himmel herauf: England, Holland, Frankreich rüsteten zum Kriege gegen den Kaiser. August der Starke hatte schon im Juni in Lichtenberg zu dem Hohenzollern gesagt, der Wiener Hof denke nur daran, die deutschen Fürsten wie Schachfiguren hierhin und dorthin zu schieben und zu schwächen; er übertrug an Manteuffels Stelle dem habsburgfeindlichen Grafen v. Hoym die Leitung der Geschäfte; er ließ in Moskau um die Hand der Zarin Anna werben und — so ging wenigstens das Gerücht — konzentrierte aufs neue Truppen bei Mühlberg, — sollten diese nicht die Preußen in Schach halten, konnte das Gespenst einer russisch-polnisch-sächsischen Personalunion in Berlin nicht beunruhigen? Befremden mußte den König auch die Mitteilung des kaiserlichen Gesandten, des Grafen v. Seckendorff, daß der Wettiner den Prozeß wegen der sächsischen Ansprüche auf Jülich und Berg beim Reichshofrat in Wien wieder anhängig gemacht habe. Brechen wollte er mit Dresden deshalb nicht, aber er befahl seinen Ministern, den Sachsen mit gleicher Münze zu zahlen und sie zu täuschen. Die Flitterwochen waren vorüber.

Gegen Ende des Jahres traf ein merkwürdiger Vorschlag Augusts und seiner Minister in Berlin ein, das Projekt einer Generalassoziation der deutschen Reichsstände, die 100 000 Mann aufbringen sollten zum Schutze des Oberhauptes und ihrer Freiheiten, denn der Kaiser, der die Fürsten immer wieder zu spalten suche, kümmere sich nicht um



Ansicht des Zwingerhofes zu Dresden. Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto



Königin Sophie-Dorothea mit Kindern und Hofstaat empfängt August den Starken im Lustschloß Monbijou
Ölgemälde von A. Pesne

Deutschland. Friedrich Wilhelm stutzte: „Wollen wir den Kaiser beiseite setzen? gut. Wer soll aber das Haupt sein? Wollen sie mir zu machen? gut. Aber das wird Sachsen, Hannover, Bayern nicht dulden. Ergo wer soll das Haupt sein? Sachsen? Da aber lasse mir lieber mein Land brennen. Soll's Hannover sein? Da aber lasse mir lieber Glied vor Glied abhauen als einen englischen Chef zu haben. Also ist das lauter englischer Schab-Hoymscher Wind und pauvreté." Die Antwort, die er am 6. Januar 1731 nach Dresden schickte, war in der Form verbindlich, in der Sache entschieden ablehnend. Er hatte das Vertrauen zu dem Wettiner verloren. Persönlich — erklärte er — könne er wohl Augusts Freund sein und bleiben; auch wenn er andere Wege gehe, werde er ihn von Herzen lieb haben, aber auf seine Armee und sein Land wacker losschlagen. Preußen gegen Sachsen!

Am Ende des folgenden Jahres ging ihre Freundschaft vollends in die Brüche. Der Wettiner hatte im Verein mit dem Wittelsbacher unverkennbar zu Frankreich gehalten. Er spekulierte beim Tode Karls VI. nach wie vor auf Böhmen, Schlesien und Mähren. Ferner arbeitete er auf den Umsturz der polnischen Verfassung hin. Für den Januar 1733 schrieb er einen Reichstag nach Warschau aus und zog Truppen zusammen, um, wie man in Berlin meinte, die Rechte der Krone nötigenfalls mit Gewalt zu erweitern. Er glaubte — schrieb Friedrich Wilhelm am 11. Dezember 1732 an den Dessauer —, daß der König die Armee nach Polen führen wolle, um sich dort zum Meister zu machen; das könne Preußen, Rußland und Österreich nicht dulden; die preußischen Regimenter stünden bereit und könnten in zehn Tagen marschieren. „Der Patron stellet sich an, als wenn er es mit mir ehrlich meinet. Einmal hat er mir düpiert, zum andern Mal bekommet er mir wieder nit. Ich bin die Düppe von seiner Freundschaft gewesen. Ich habe mir eingebildet, daß er so redlich wäre als ich. Enfin es ist geschehen. Wollte Gott Flemming wäre noch Herr, so wäre dieses alles nit geschehen." Vier Jahre früher hatte er über diesen Minister und August gerade entgegengesetzt geurteilt!

Der Rattenfänger im Dresdener Schlosse glaubte schließlich, den Hohenzoller, den Kaiser und die Zarin durch Angebot polnischen Landes ködern und auf seine Seite ziehen zu können. „Chimärische und impracticable Projekte": bemerkte Friedrich Wilhelm ablehnend dazu am 19. Januar 1733. Zwei Wochen später — am 1. Februar — ist August der Starke in Warschau, nachdem er auf der Reise dorthin mit dem Präsidenten der Feinde der Nüchternheit, mit Grumbkow, in Krossen noch ein scharfes Zechduell aus-

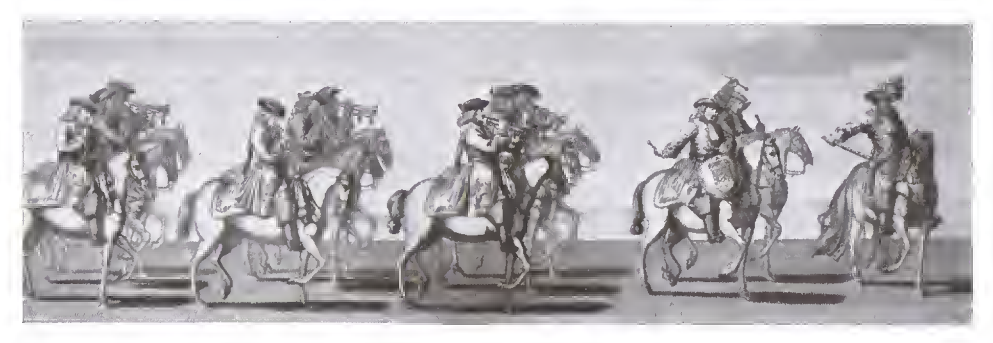
gefochten hatte, nicht ganz 63 Jahre alt gestorben

Auch der Wettiner ist zuletzt an dem Hohenzollern irre geworden. „Da seht Ihr's nun" — sagte er zum Grafen Brühl, als seine Bemühungen, mit Friedrich Wilhelm noch einmal zusammenzutreffen, vergeblich blieben —, „der König evitieret mich und will nicht kommen; ich habe es Euch allezeit gesagt." Waren es nur Mißhelligkeiten der Außenpolitik, die sie auseinandertrieben? Waren es nicht auch innere Gegensätze?

Gewiß stimmte ihr Triebleben in zwei Punkten überein: in der Freude an einem kräftigen Männertrunk und in der Lust am Weidwerk; als leidenschaftliche Jäger und als Diener des Bacchus beim qualmenden Tabak waren sie beide echte Deutsche. Friedrich Wilhelm I. hat sogar, als er den Wettiner zum erstenmal in seiner Hauptstadt besuchte, an Seckendorff recht übermütig geschrieben: „ich bin in Dressen und springe und tantze; ich bin mehr fatigieret, als wenn ich alle Tage zwei Hirsche tothetze; der König thuet uns so viel Höflichkeit, daß es nit zu sagen ist," — aber schon einige Tage später setzte er doch einen Dämpfer darauf, er kehre recht ermüdet von dem Wohlleben nach Hause zurück: „ist gewiß nit kristlich Leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause her gekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Ähnlich berichtete er dem Freunde in Dessau über den Karneval und das „Weltgetümmel" in Elbflorenz, er habe alles gesehen, aber kein Gusto daran gehabt. Die Weiber seien wie in Paris und Berlin alle Huren; sie brauchten gar kein Hehl daraus zu machen; mit den vornehmsten Damen könne man dort laut vom Fuxen reden wie in Berlin vom Exerzieren. Ein Jahr lang werde er Leopold, wenn er ihn wiedersehe, zu erzählen haben, Skandalgeschichten und eigene Abenteuer; die Verführung fehlte nicht; Gott aber habe ihn bewahrt. Man fühlt es deutlich heraus: eine Welt trennte diesen sittlich untadligen Menschen von dem galanten Wüstling, und kann damit nur nicht recht vereinbaren, daß Friedrich Wilhelm kein Bedenken getragen haben soll, dem im Dienste der freien Liebe ergrauten Veteranen die soeben erblühte eigene Tochter zur Gemahlin zu geben, — freilich war ja „das Zeitalter des Kindes" noch in weiter Ferne, das Ansehen der väterlichen Gewalt 1728 noch unerschüttert und die Politik von stärkerem Gewicht als alles andere! Und wie nicht nur in ihrer verschiedenen Einstellung zum Sinnengenuß ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen Friedrich Wilhelm I. und August dem Starken klaffte, so auch in der Bereitschaft zu inneren Bindungen überhaupt, im Moralischen, im Religiösen, in der Auffassung vom Fürstenberuf. „Ein Regente, der mit Honneur in die weldt Regieren will, mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flasken, faullen weiberlehben... Der liebe Gott hat Euch auf den Trohn gesetzt nicht zu faullentzen, sondern zu arbeitten und seine Lender wohll zu Regiren," — lag in dieser Mahnung, die der Hohenzoller 1722 an seinen lieben Successor richtete, nicht eine stille Kritik und Verurteilung des Wettiners? Auch in dem Satze: „wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts," klingt etwas wie Ablehnung der Grundsätze Augusts des Starken durch; dessen Hinneigung



Gräfin Orczelska
Pastell von Rosalba Carriera in der Gemäldegalerie zu Dresden



Gruppe aus den Festzügen der Hoffeste König Augusts des Starken

zu Frankreich hat er offen mißbilligt, als er 1731 in Dresden den Toast ausbrachte: „Vivat Germania deutscher Nation, ein Hundsfott, der's nicht von Herzen meint," und als er die Franzosen „Kanaillenpack" nannte, vor dem er ausspucken müsse. Friedrich Wilhelm I. war dem Nachahmer Ludwigs XIV. gegenüber ein ganzer Deutscher mit allen Ecken und Kanten, unliebenswürdigen und unästhetischen Eigenschaften unseres Volkstums; er war auch in seiner opferwilligen Unterwerfung unter den kategorischen Imperativ der Pflicht einer unserer Besten, ein leuchtendes Muster für seine Standesgenossen und seine Untertanen, August der Starke als Volkserzieher und vorbildlicher Arbeiter im Dienste seines Landes trotz der herrlichen Bauten und Sammlungen, die er ihm schenkte, und trotz manches anderen, was er für sein geistiges und materielles Wohl tat, im Vergleich zu jenem doch ein Versager. Beide Monarchen kamen sich Ende der zwanziger Jahre wohl vor allem durch die gemeinsame Liebe für das Militärwesen persönlich näher; der Wettiner erkannte zudem, daß das Werk des Hohenzollern sein eigenes bedrohte, und suchte, ihm nacheifernd, den Vorsprung wieder einzuholen; es war vergebens: vor dreißig Jahren — meinte Seckendorff sehr richtig — wäre die Imitation des Potsdamer Geistes in Dresden gut gewesen. In Sachsen hemmte der Hof, das ungetreue Beamtentum, der in seinen Sonderinteressen verharrende mächtige einheimische Adel die gesunde Fortentwicklung des Staates; in Preußen nahm dieser immer festere Gestalt an, wuchs empor wie ein Felsen von Erz, wurden Offizierkorps und Bürokratie, bedürfnislos, sparsam und pflichttreu wie der absolute Monarch, seine kräftigen Stützen.

War das um 1730 schon unabwendbares Schicksal? Konnte sich, wenn Friedrich Wilhelm I. früh heimging, darin nicht etwas ändern? Wie stand es um den preußischen Thronfolger in den letzten Lebensjahren Augusts des Starken?

Der Leser kennt die furchtbare Seelenpein, die auf dem jungen Friedrich gelastet hat; der Ärmste, vom Vater nicht verstanden, oft mißhandelt, mußte den bitteren Kelch des Leidens bis zur Neige leeren. Das Elternhaus wurde ihm zum Gefängnis, fast zur Hölle. Da durfte er im Januar 1728 dem Vater nach Dresden folgen: August der Starke bat Friedrich Wilhelm darum; er riet ihm auch, den Sechzehnjährigen bald auf Reisen zu schicken.

Unzweifelhaft hat es dem mit dürstenden Augen in die Welt schauenden Jüngling an der Elbe besser gefallen als am Strande der Spree; ein uns erhalten gebliebener Brief an die Schwester atmet Glück und Übermut. „Warte einen Augenblick! Laß mich erst husten, ausspucken und schneuzen! Heute wird Tartuffe gespielt; ich gehe sogleich hin. Lebe wohl! Madame Du Mesnil, Monsieur Dupré, Favier, Saint-Denis, Beaufort und die Mademoiselles Clement, Vaurinville, Corette, Romanville und andere Tänzer, Tänzerinnen und Figurantinnen rufen mich." Der Tempel der Schönheit tat sich ihm



Reitergruppe aus den Festzügen der Hoffeste König Augusts des Starken

auf. Lustiges Volk umgab ihn. Es wird nicht schwer gewesen sein, sein Herz zu entflammen, ihn für ein Schäferstündchen zu gewinnen. Leidenschaftlich liebte er ja schon die Musik; er durfte sich, wie er Wilhelmine am 26. Januar berichtet, hören lassen und mit Mitgliedern der berühmten Hofkapelle zusammen spielen; der Flötist Quantz und der Lautenspieler Weiß versprachen ihm, nach Berlin zu kommen, um ihm und seiner Schwester weiteren Unterricht zu erteilen. August der Starke machte auf ihn einen tiefen Eindruck. „Der König von Polen ist mittelgroß. Er hat sehr starke Augenbrauen und eine etwas aufgestülpte Nase. Er geht recht gut trotz seines Beines. Er ist geistvoll, sehr höflich gegen jedermann und hat viel Lebensart. Er schnarrt etwas beim Sprechen und ist nicht leicht zu verstehen, da er viele Zähne verloren hat. Trotzdem sieht er gesund aus und ist körperlich gewandt, d. h. er sticht nach dem Ring, tanzt und thut andere Dinge wie ein junger Mann.“ Was imponiert der Jugend mehr am Alter, als daß es sich jung erhält? Der feinsinnige Mäcen, der so glänzend zu repräsentieren verstand und nicht wie Friedrich Wilhelm I. über Mars und Diana die Musen und Grazien vergaß, hat dem preußischen Kronprinzen ohne Zweifel bei der ersten Begegnung gefallen, ist vielleicht über zwei Jahre für ihn das Ideal eines Fürsten gewesen, drohte es zum mindesten zu werden. Konnte das dem Vater verborgen bleiben? Mußte es ihn nicht mit schweren Sorgen bedrücken? Er war ein Mann der Einfachheit, Strammheit und Pünktlichkeit, der Pflichterfüllung, ein moderner Spartaner. Nur so konnte er erringen, wonach er strebte: Macht und Ansehen, letzteres lediglich als Folge der ersteren; denn am Schein der Macht lag ihm nichts. Drohte nicht alles umsonst zu sein und die Arbeit seines Lebens vernichtet zu werden, wenn der Thronfolger auf Abwege geriet, ein Genießer und Verschwender wurde, sich weder um die Armee kümmerte noch dem Staatsschatz zuliebe sich Schranken auferlegte? Friedrich Wilhelm hat das ohne Frage gefürchtet. Er wird sich bei der Freude des Sohnes über das Wiedersehen mit August dem Starken und seiner Tochter, der Gräfin Orczelska, schwerlich verhehlt haben, daß es vornehmlich Dresdner Gift war, mit dem Friedrich sich infizierte. Sollte nach der ihm wie eine Desertion erscheinenden Flucht des Kronprinzen ihn das dem Wettiner innerlich nicht gleichfalls entfremdet haben? Dem guten Patron traue er nicht viel, schrieb er, wie schon erwähnt, am 16. November 1730 an Leopold von Dessau!

Friedrich hat sich vielleicht noch im selben, sicher im folgenden Jahre abgewandt von dem Wettiner. Seine Briefe an Grumbkow geben dafür vollgültige



Von den Hoffesten Augusts des Starken: Gräfin Cosel, Lenker der König von Dänemark, zu Pferde König August von Sachsen mit seinem Kammerherrn



Bildnis. Gemälde von Gabriel Moiseler



Friedrich August II. als Kurprinz von Sachsen. Gemälde im Schloß zu Dresden

Beweise. „Er ist der falsche Fürst in ganz Europa" — schrieb der Kronprinz am 23. Januar 1733 an den aus Krossen nach Berlin zurückgekehrten Biberius Cassubiensis, „ich habe gegen ihn die größte Aversion. Er hat weder Ehre noch Treue und arbeitet nur mit Hinterlist; sein Interesse und die Spaltung der andern liegt ihm am Herzen. Ich habe ihn im Radewitzer (Zeithainer) Lager kennen gelernt; er hat mir Streiche gespielt, die ich in meinem Leben nicht wieder vergessen werde. Einmal bin ich von ihm angeführt worden; ich wäre ein wahrer Gimpel, wenn er mich wieder finge." Gleich scharf sprach er sich vier Tage später und recht unfreundlich auch bereits im November 1732 über August aus; er hat in reiferen Jahren hie und da milder über ihn geurteilt, aber sein Ideal und Vorbild ist er nach 1730 nicht mehr gewesen; die Gefahr, daß in Preußen dem Enkel des Großen Kurfürsten wie diesem ersten Begründer seines Aufstiegs die Regierung eines Hohenzollern folge, die das vom Vorgänger Erreichte durch Leichtsinn und Verschwendung illusorisch mache, war zum Glück beseitigt. Der Tod des Soldatenkönigs am Ende der zwanziger Jahre hätte die ganze Entwicklung auf den Kopf stellen können; 1740 bestieg den Thron ein Gereifter, dessen Regierungsantritt einen neuen Fortschritt bedeutete. Friedrich Wilhelm I. war wie der Patron in Dresden noch ein Vertreter der Anschauung l'Etat c'est moi gewesen — „die Seligkeit ist vor Gott, aber alles andere muß mein sein," — Friedrich der Große hat den Staat als etwas dem Monarchen Übergeordnetes anerkannt, und den Herrscher als seinen ersten Diener bezeichnet. Ehe er sich zu dieser Erkenntnis durchringen konnte, hat er innerlich abrücken müssen von August dem Starken, König von Polen und Kurfürst von Sachsen.





Der Kampf des alten und neuen Lebens im heutigen Ostasien

Eigene Beobachtungen von Dr. J. Witte

Die beiden großen Länder Ostasiens China und Japan mit ihren fast 500 Millionen Menschen stehen seit rund sechzig Jahren unter dem Zeichen der Umwandlung ihres gesamten Lebens nach dem Muster unseres westlichen Wesens. In Europa macht man sich kaum eine Vorstellung davon, was das für diese Völker bedeutet, wie ihr äußeres und inneres Sein dabei bis in die Tiefe aufgewühlt wird, wie alte Sitten fallen, ganze Wirtschaftszweige plötzlich brotlos werden, die alten Ordnungen des Staats zusammenbrechen, ja selbst die Religionen erschüttert werden.

Was sich dort im fernen Osten abspielt, ist ein Vorgang von erschütternder Tragik: der Untergang einer Kultur, die in einer Entwicklung von 3000 Jahren das Leben des dritten Teils der Menschheit bestimmt und zu beträchtlicher Höhe geistiger Bildung emporgehoben hat. Die alte ostasiatische Kultur ist in China geschaffen worden, die Japaner haben sie geschickt übernommen. Wenn wir noch heute der griechisch-römischen Kultur so hohe Bedeutung beimessen, daß wir nach ihr unsere gesamte Universitätsbildung einrichten, daß fast unsere ganze gebildete Jugend aus ihr ihre geistige Schulung empfängt, so hat die alte chinesische Bildung ein Anrecht auf die gleich hohe Einschätzung, denn sie steht der antik-europäischen keineswegs nach. Sie hat den Völkern Ostasiens die Kraft gegeben, sich 3000 Jahre lang in der Geschichte der Menschheit zu behaupten in ungebrochener Jugendkraft!

Diese ostasiatische Kultur ist ganz anders in ihrem Wesen und ihren Grundlagen als unsere heutige westliche Kultur; sie erinnert in manchem an die europäische Antike, hat aber ihren eigenen, anderen Geist. Ehe Rom gebaut war und vor Griechenlands Blüte war die chinesische Kultur schon fertig in allen wesentlichen Grundlagen. Noch heute bewundern wir die Kunst des fernen Ostens. Sie hat das ganze Leben Chinas und Japans in einem Maße ästhetisch durchgeistigt, wie das keiner anderen Kultur gelungen ist. Ihre Philosophie hat schon vor 2000 Jahren Probleme erörtert, die bei uns erst in der neueren Philosophie auftauchen. Auch technische Erfindungen haben sie besessen in alter Zeit, die wir erst in der Neuzeit gefunden haben: das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Porzellan-Manufaktur, den Kompaß, die Seiden-Industrie, ein Gleitflugzeug, ein Tauchboot, das alles besaßen sie schon vor 2000 Jahren.

Um so merkwürdiger ist, daß beide Länder dann, nach Erreichung einer gewissen Höhe, einem Zustand der Erstarrung verfielen, der nicht die Folge ihres Abgeschlossenseins von der übrigen Welt ist, denn faktisch stand China seit dem 13., Japan seit dem 16. Jahrhundert in Fühlung mit dem Westen, sondern eine Folge des entscheidenden Grundcharakters ihrer alten Kultur. Es ist eine Kultur, in welcher der einzelne Mensch grundsätzlich und auch in Wirklichkeit keinerlei persönliche Freiheit und kein Eigensein hat, eine Kultur der brutalen Herrschaft der Organisationen von Staat und Familie über den einzelnen Menschen. In Japan gehört das Leben jedes Menschen dem noch heute göttlich verehrten Kaiser. Noch heute wählt der erwachsene Mann nicht selbst die Braut, sondern sie wird ihm von dem Familienrat bestimmt. Wiederum ist die Frau völlige Sklavin des Mannes. Der Mann redet die Frau mit Du an, die Frau den Mann mit Sie. Dies System hatte bis in die Neuzeit volle Macht, weil es getragen wird von den uralten Religionen. Über der Familie wachen die als göttlich gedachten Toten, die Ahnen. Der Staat hat seine Autorität durch das Dogma von der Göttlichkeit des Kaisers. Es ist kein Zufall, daß auf diesem Boden der Unpersönlichkeitskultur der Buddhismus, die Religion der Verneinung der Persönlichkeit, Wurzel schlug und sich besser entwickelte als in seiner eigentlichen Heimat.

In dieser Welt der Allmacht der Organisationen war naturgemäß kein Neues möglich, das irgendwie mit dem Alten in Widerspruch geriet. Wie schwer hat selbst bei uns bis in die neue Zeit das Neue ringen müssen gegen das Alte! Dort aber war die Orientierung nur nach rückwärts gerichtet. Alles sollte wieder so werden, wie es zur Zeit der alten Herrscher der Urzeit war, damals war die goldene Zeit.

So kam es, daß die ostasiatische Welt, die im Mittelalter fraglos dem Westen weit voraus war, mehr und mehr erstarrte in der Zeit, in welcher der Westen ungeheure Fortschritte machte, nachdem sein Leben sich endlich losgerungen hatte von der Bevormundung durch die Autoritäten der Vergangenheit.

In dem Drang, für seine Wirtschaft die Welt als Absatz zu gewinnen, kam dieser neue, durch Wissenschaft und Technik erstarkte und fortgeschrittene Westen an die Tore Chinas und Japans und forderte Einlaß und ungehinderten Verkehr. Nun strömte das neue Leben des Westens in die beiden Länder ein, und zwei einander wesentlich fremde Welten ringen miteinander.

Das Problem des Ringens des alten und des neuen Lebens miteinander ist in beiden Ländern das gleiche. In beiden wird dieser Kampf auch sicherlich noch Jahrhunderte währen. Aber der Verlauf des Ringens der alten und der neuen Art ist in China und Japan so verschieden, daß man nur gesondert darüber reden kann.

Als im Jahre 1854 die Amerikaner die Öffnung Japans forderten, erkannten die Japaner erstaunlich schnell, was auf dem Spiele stand. Mit bewundernswerter Entschlossenheit schufen sie die Machtmittel, die nötig waren, um ihre nationale Selbständigkeit zu wahren. Ebenso begannen sie ohne Säumen, ihre Staatsverwaltung, ihre Wirtschaft und ihre Wissenschaft nebst der Volksbildung nach dem Vorbild des Westens umzugestalten. Es war, als hätten wir plötzlich einen Sprung vom 10. ins 20. Jahrhundert getan. Und für die Japaner ist alles noch dadurch erschwert, daß sie sich das Neue aus dem Gebiet mehrerer fremder, von der ihrigen völlig verschiedenen Sprachen aneignen müssen.

Unter der klugen, weitschauenden und straffen Leitung ihrer kaiserlichen Regierung hat Japan es fertig gebracht, sich in glänzendem Aufstieg zu einer modernen Großmacht zu entwickeln, seine Konkurrenten im Osten, China und Rußland, zurückzudrängen und ein Industriestaat zu werden, dessen Wettbewerb den westlichen Völkern recht unbequem ist. Gewiß hat eine Reihe günstiger Umstände diesen Aufstieg erleichtert. Zumal der Weltkrieg hat Japan die Möglichkeit gegeben, sich wirtschaftlich frei zu bewegen und großen Besitz zu gewinnen, und auch politisch konnte es die Bindung der andern Großstaaten zur Stärkung seiner Stellung in Ostasien ausnutzen.

Jetzt freilich ist nach dem Kriege politisch und wirtschaftlich ein böser Rückschlag gekommen. Japan war den andern im Osten interessierten Mächten zu stark geworden. So wurde es gezwungen, Tsingtau herauszugeben und auf seine Rechte in Schantung zu verzichten, auch mußte es seine Wehrmacht einschränken. Das war die Wirkung und der eigentliche Zweck der sogenannten Abrüstungskonferenz von Washington, die der Zurückdrängung Japans dienen sollte und diente, nachdem England auf Amerikas Wunsch vom Bündnis mit Japan zurückgetreten war.

Der wirtschaftliche Rückschlag war einfach die Folge der neu einsetzenden Konkurrenz Englands, Amerikas und auch Deutschlands. Japan hatte im Kriege eine ungesunde, überstürzte Vergrößerung seiner Industrie erlebt, die nun zum Teil zusammenbricht. In diese Lage kam das große Erdbeben vom 1. September 1923 hinein, das dem Volk einen großen Teil seines leichten Kriegsgewinns genommen hat.

So lagern über Japans äußerm Leben ziemlich dunkle Schatten, zumal Amerika keinen Zweifel darüber läßt, daß es eine weitere Erstarkung Japans nicht zu dulden gewillt ist. Die Ausschließung der Japaner aus Kalifornien, eine von Japan als kaum tragbar empfundene Kränkung, redet deutlich genug.

Aber Japan wird auch weiter eine kluge Politik treiben, es wird nichts überstürzen, doch auch nichts vergessen und sicher einen Weg finden zu fernerem nationalem Gedeihen nach außen.

Viel schwieriger sind für das Land die Fragen des innern Lebens, die von Jahr zu Jahr brennender werden. Je länger, je mehr wirken sich nun erst die neuen Einrichtungen aus, die man vor Jahrzehnten übernahm, in Nachahmung des Westens. Die geistigen Ideen, die diesen westlichen Einrichtungen zugrunde liegen, vertragen sich immer schlechter mit dem alten Wesen Japans, das ja noch da ist und noch die Zügel in der Hand hat. Noch gilt, wie erwähnt, der Kaiser als Gott, als Abkömmling der obersten Gottheit, der Sonnengöttin Amaterasu o mi kami. Heute aber lernt jedes Schulkind, daß die Sonne keine Göttin ist, sondern eine tote, glühende Masse, die im Weltall kreist. Japan führte überfrüh ein Parlament ein, auf ganz unvorbereitetem Boden. Die Gedanken der Demokratie werden aus Amerika bewußt importiert, sogar die Missionare aus Amerika setzen Christentum und Demokratie in ihrer Verkündigung gleich. Damit soll durchaus kein Urteil ausgesprochen werden über Wert oder Unwert der Demokratie als solcher. Aber in Japan, wo man im Volk noch fast allgemein den Kaiser als Gott verehrt, wirken die demokratischen Ideen wie ein Sprengstoff. Regierung durch einen Gott-Kaiser und Parlament — schon diese beiden Dinge schließen sich aus. Aber das Neue ist da und drängt mächtig voran. In diesem Jahre ist ein neues Wahlrecht eingeführt worden, durch das statt bisher 3,5 plötzlich 10 Millionen Japaner das Stimmrecht erhalten. Das wird dem Parlament ein ganz neues Gesicht geben. Zum erstenmal haben auch die Industriearbeiter eine eigene Partei zu bilden unternommen.

Das japanische Gesetz enthält bis heute den Arbeitern das Streikrecht vor. Es gibt aber trotzdem jedes Jahr viele Streiks im ganzen Lande. Von den 2,18 Millionen Industriearbeitern sind 300 000 organisiert und zum großen Teil sehr radikal sozialistisch gesinnt, was bei der starken Ausnutzung der Arbeitskraft, die bei Frauen und Kindern noch heute bis zu 14, ja 18 Stunden beansprucht wird, kein Wunder ist. Auch die Landpächter, die in winzigen Liegenschaften arbeiten, sind in großer Notlage und gleichfalls stark sozialistisch gesinnt. Von den drei Millionen armer Pächter sind 294 000 in zwei Vereinigungen zusammengeschlossen. Am 1. Mai ist in Tokio jedes Jahr ein großer Umzug mit roten Fahnen und dem Ge-

sang der Internationale. Und das in einem Lande, das vor 60 Jahren von nichts Modernem etwas wußte und das seinen Kaiser als Gott verehrt! Das gibt so starke Spannungen im Volk, daß eine sehr kluge Regierung dazu gehört, den rechten Weg zu gehen, der wohl nicht frei das Neue wild aufwuchern läßt, aber doch ihm soviel Freiheit gibt und Raum zur allmählichen, gesunden Fortentwicklung, daß eine zu hohe, die Gefahr von Explosionen ausschließende Überspannung vermieden wird. Die Schwierigkeit wird gerade jetzt auf diesem Gebiet noch dadurch erhöht, daß nach dem Kriege auch bolschewistische Strömungen in der Arbeiterschaft Boden fanden, und der neue Vertrag Japans mit Rußland vom Januar 1925 dem Bolschewismus die Möglichkeit schafft, ziemlich ungehindert seine Propaganda zu entfalten, auch wenn er versprochen hat, dies nicht zu tun. Bedeutsam ist, daß in der sozialistischen Arbeiterbewegung eine Anzahl bedeutender japanischer christlicher Pfarrer eine führende Rolle spielen, was von der Regierung nicht ungern gesehen wird, weil man hofft, daß dadurch eine allzu radikale Entwicklung der Arbeiterschaft vermieden werden wird. Die Regierung tut ihrerseits auch, was sie kann, um die berechtigten Wünsche der Arbeiter zu befriedigen. Sie hat ein soziales Arbeitsamt eingerichtet, es gibt auch eine Vereinigung, in der Arbeitgeber und Arbeitnehmer dauernd miteinander über die laufenden Fragen verhandeln. Aber sie hat sich jetzt doch genötigt gesehen, ein Gesetz „zur Bewahrung des innern Friedens“ zu schaffen, das in der Öffentlichkeit das Gesetz gegen gefährliche Gedanken genannt wird. Im übrigen ist es natürlich in Japan nicht anders als in andern Ländern: daß alle Forderungen der Arbeiter ihre Grenze haben an den unerbittlichen Zahlen des Absatzes. Und da Japan heute in einer bösen Wirtschaftskrisis steht und dauernd mit steigender Unterbilanz arbeitet, so ist es schwer, bessere Bedingungen zu schaffen. Not täte es schon im Interesse des Volksganzen. In Osaka, der größten Industriestadt, beträgt die Sterblichkeit der Kinder 30 v. H.! Und sie steigt! Der Anteil der übermäßig ausgenutzten Frauen und Mädchen an der Industrie ist viel höher, als im Interesse der Volkszukunft gut ist. 56 v. H. aller Fabrikarbeiter sind Frauen und Mädchen, davon sind 65 v. H. unter 20 und 22 v. H. unter 14 Jahren.

Weniger sichtbar, aber nicht minder tiefgreifend und erbittert vollzieht sich der Kampf zwischen Altem und Neuem auf geistigem Gebiet. Wir sehen einen einseitigen Individualismus für krankhaft und schädlich an. Jedoch das Recht des einzelnen auf persönliche Freiheit und eigenes Bestimmungsrecht bildet einen der wertvollsten Faktoren unserer Kultur. Die Befreiung des Individuums zur selbstbeherrschten Freiheit hat unserem westlichen Leben erst die glänzende Entwicklung ermöglicht, die das Abendland, das gilt trotz des Krieges, zu einer früher ungeahnten Kulturhöhe emporgehoben hat. In Japan aber wirken alle unsere Ideen von persönlicher Freiheit auf die Ordnung der Gesellschaft wie Dynamit. Das junge, in westlichen Ideen großgewordene Geschlecht, das aus jedem Buch unsere Luft atmet, will sich nicht mehr in den wichtigsten Entscheidungen von den Alten tyrannisieren lassen. Die jungen Leute wollen sich nicht mehr heiraten, ohne sich vor dem Hochzeitstage gesehen zu haben und überhaupt gefragt zu sein. Die neue Zeit mit ihrem Reiseverkehr und der Wanderbewegung entzieht die Jungen den Alten auch räumlich mehr als früher. Die erwerbstätigen Frauen, darunter 47 365 Lehrerinnen, 700 Ärztinnen und viele Tausende von Beamtinnen, lassen sich nicht mehr brutal knechten und gar für die Familie verkaufen wie früher. Dies Problem der Fragen um das Lebensrecht des einzelnen gegenüber der Familie steht auch in der schönen Literatur Japans heute weit voran.

So kommen alle neusten geistigen Strömungen aus dem Westen heute sofort nach Japan und wirken manchmal dort stärker als bei uns. Darum geht eine ungeheure Gärung durch das gesamte innere Leben des Volkes. Eine eigenartige Auswirkung hat die Einführung der neuen Autorität der öffentlichen Schule gezeitigt, die bis dahin unbekannt war. In diesem Lande, in dem bis heute die Arbeiter nicht streiken dürfen, finden jedes Jahr etwa 2000 Schülerstreiks statt. Und bei jedem dieser Schülerstreiks bekommen die Schüler recht. Die Eltern, die dauernd und mit Recht klagen über die hinschwindende Macht ihrer Stellung, wie sie früher war, stehen bei diesen Streiks geschlossen hinter den Kindern. Aus den nichtigsten Anlässen erklären zwölfjährige Mädchen und Knaben ihren Lehrern ihre Unzufriedenheit. Und die Regierung wagt auf diesem Gebiet nicht, streng zu sein, und entfernt in jedem Falle den Lehrer. Er kann froh sein, wenn er an einer andern Schule eine neue Anstellung findet.

Die japanische Regierung sieht sehr wohl, wie gefährlich das für ein Volk ist, wenn die uralten sozialen und sittlichen Grundlagen hinfallen. Sie sucht die alten sittlichen Ordnungen zu stützen und überhaupt das sittliche Leben zu vertiefen. Nach dem Erdbeben hat der Kaiser sich mit einem Aufruf an das Volk gewendet, in dem er es ermahnt, sich von der eingerissenen Verwöhnung durch die Kriegszeit abzuwenden, sonst drohe der Zukunft Verderben. In den Schulen, die offiziell religionslos sind, wird in Wirklichkeit unter dem Namen der Pflege des Patriotismus die alte Nationalreligion des Schintoismus in den Kindern gefestigt. Weite Schulfahrten auf Kosten der Regierung zu den großen Heiligtümern sollen die Achtung vor den Schutzgöttern und den von ihnen behüteten Sitten wieder stärken. Leider ist der

Schintoismus eine sehr tief stehende Naturreligion, die für Japans Zukunft kaum noch große Bedeutung haben kann.

Die Regierung sucht aber auch die beiden andern im Lande vertretenen Religionen, den Buddhismus und das Christentum heranzuziehen zu der Arbeit der Festigung der Volkssittlichkeit. Die Erkenntnis wird von allen amtlichen Stellen und auch von Politikern offen und stark unterstrichen, daß ohne die Hilfe der Religionen eine Pflege der Sittlichkeit im Volksleben unmöglich ist. Und die andere Erkenntnis ist gleich lebendig, daß darum die Frage der Religion die wichtigste für das heutige Japan ist. Denn in dem alles, aber auch alles umwälzenden Umgestaltungsprozeß, der das Volk bis in die tiefste Tiefe aufwühlt, kann das Volk nur dann einen guten, gesunden Weg finden, wenn es starke sittliche Kräfte sein eigen nennt, die ihm die Kraft geben, diese schwere Krisis zu überwinden. Solche Gedanken sind mir noch im letzten Jahre 1924 in vielen Städten Japans von vielen führenden Japanern geäußert worden. Ob es dem Christentum gelingen wird, dem Lande diese Kraft zu geben und so die herrschende Religion Japans zu werden, die Frage kann nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden. Die Regierung hat alle diese Dinge sorgsam im Auge. Sie hält jedes Jahr eine Konferenz mit den Vertretern der drei Religionen ab, in der die Fragen der Förderung der Volkssittlichkeit und ähnliche Dinge beraten werden. So darf man hoffen, daß trotz alles Schweren, das die Kulturumwälzung und die besondere heutige Zeitlage über Japan an Aufgaben, Sorgen und Nöten bringt, die Zukunft des Landes der aufgehenden Sonne doch eine gedeihliche sein wird.

In China hat sich der Vorgang der Hineinbeziehung des Landes in den Verkehr mit den westlichen Völkern leider nicht so friedlich und relativ gesund vollzogen. Dies riesige Land mit seiner Bewohnerschaft von nahezu 400 Millionen war von einem souveränen Stolz erfüllt, der sich über „die Barbaren an des Reiches Grenzen“ unendlich erhaben dünkte und es bis in unser Jahrhundert hinein ablehnte, von den Fremden zu lernen. Es kam zu vielen Kriegen, deren Ende stets Chinas Niederlage war. So dauerte es nicht lange, da saßen die Fremden an Chinas Küste in vielen Häfen fest, nahmen sich nach Belieben Land und zwangen China, ihnen fremde, ihre eigene Konsulargerichtsbarkeit, zu gewähren. Chinas letzter Versuch, im Boxeraufstand 1900 die Fremden zu verjagen, mußte scheitern, da China eben keine moderne Rüstung hatte. Nun lag der Fremden Druck erst recht hart auf dem Land. Als China endlich dann seit 1904 an gründliche Reformen dachte, sahen die Fremden die in einem erstarkenden China für ihre Interessen liegende große Gefahr. So zettelten sie die Chinesen zur Revolution an, indem sie dem jungen Geschlecht durch ihre für die Demokratie begeisterten Missionare, die sonst ganz gewiß an China viel selbstlos Gutes tun, die Meinung imputierten, China müsse eine Republik werden nach Amerikas Vorbild, dann werde alles besser. Nun ward mit fremdem Gelde das Kaisertum gestürzt, China wurde eine Republik, ein Land, in dem noch nicht 6 v. H. der Männer lesen und schreiben kann! Von den Frauen ganz zu schweigen. Das war im Jahre 1912. Mit Stolz nannten amerikanische Missionsblätter damals den Umsturz in China „eine christliche Revolution“.

Seitdem steht China in ununterbrochenem Bürgerkrieg. Viele Generäle, unter sich wieder uneins, beherrschen einzelne Teile des Landes. Eine einheitliche Zentralregierung besteht nur noch auf dem Papier. Dazu plagen dauernd Hungersnöte das Volk. Einmal war es eine schreckliche Überschwemmung der niemals ausgebaggerten Flüsse, die vor zwei Jahren drei Millionen Menschen das Leben kostete. Dann kam im Jahre 1924 eine tödliche Dürre mit nachfolgender neuer Überschwemmung, die wieder Millionen in namenloses Elend brachte. Die von den Generälen entlassenen Soldaten und die hungernden Landleute der Notstandsgebiete bilden dann die dritte große Not, die Plage der Räuber, vor denen man heute nirgends in China sicher ist. Verzweiflung ist es, was dieses geduldige, fleißige, mit unendlich wenig zufriedene Volk zu solchen Exzessen treibt.

So ist also in China der alte Staat dem Eindringen des westlichen Lebens zum Opfer gefallen, ein Staat, der auch wie der japanische auf uralten heiligen, religiösen Grundlagen aufgebaut war. Der Kaiser galt den Chinesen als Herr und Hoherpriester nicht nur Chinas, sondern der ganzen Welt. Er war der Himmelssohn, von dem Himmelsgott mit der Verwaltung der ganzen Erde betraut. Das alles ist nun dahin. Die wunderfeinen Staatsaltäre bei Peking liegen verödet. Die religiösen Funktionen der Beamten haben im ganzen Lande aufgehört. So ist also mit dem Staat zugleich die Staatsreligion vernichtet. Daß nicht noch viel größere Unordnung im Lande herrscht, das dankt China dem Umstande, daß es ein Agrarstaat ist, dessen weite, weite Ebenen von friedlichsten Bauern bewohnt werden, die an den alten Sitten und Religionsgebräuchen festhalten, als regierte heute noch wie seit Jahrtausenden der Himmelssohn die Welt. Für diese 300 Millionen ist die neue Zeit erst ein Gerücht noch keine Tatsache.

Das neue China, das sind heute die großen Städte, zumal die Hafenstädte, Hongkong, Schanghai, Tientsin, Hankau, Peking usw. Da lebt ein junges Geschlecht, das, allem Neuen erschlossen, das Alte oft viel zu leicht fortwirft. Nun wiederholen sich hier alle Vorgänge, die wir bei Japan gesehen haben, nur ohne Ordnung, zügellos,

leidenschaftlich überstürzt. Es gibt unter diesen jungen Chinesen viele tüchtige Leute, aber auch sehr viele Oberflächliche, bloße Nachahmer, deren Leistungen in keinem Verhältnis stehen zu ihren Ansprüchen. Ein starkes Nationalgefühl läßt diese Jungen die Schwäche Chinas als ungeheure Schmach empfinden. Die Stimmung gegen alle Fremden wird unfreundlicher mit jedem Jahr. Sie sind die Herren in China. Ihr Kapital schöpft des Landes reiche Bodenschätze aus. Sie hetzen die Parteien gegeneinander auf, um besser China weiter zu drücken. So empfinden sie das Dortsein der Europäer und Amerikaner. Das kann man ja gut begreifen. Im Kriege hat man ihnen nun viel versprochen: Selbstbestimmungsrecht und Gleichheit der Völker hat man zugesagt, Schutz den unterdrückten Nationen. Jetzt fordert China die Tat. Der Anlaß der jetzigen Unruhen war ein Streik in den Baumwollspinnereien in Tsingtau und Schanghai. Der tiefere Grund ist Chinas Forderung, daß alle Vorrechte der Fremden fallen sollen, die eigenen Siedlungen, die eigene Gerichtsbarkeit, die ungünstigen Zölle unter fremder Verwaltung und vor allem Englands Machtstellung in Hongkong. Den Deutschen hat der Versailler Vertrag ihre Vorrechte in China genommen. Jetzt sagen die Chinesen, die Deutschen beweisen es ja, daß man in unserm Lande sehr gut auch ohne diese Sonderstellung leben und gute Geschäfte treiben kann. Die Engländer haben es schon lange bereut, daß sie die Deutschen in China entrechtet haben. Nun werden sie mit ihrer eigenen Waffe geschlagen.

Was die Chinesen in diesem jetzigen Kampf erreichen werden, ist schwer zu sagen. Das hängt von vielen Faktoren ab, vor allem von der Haltung Amerikas und davon, ob es Japan gelingen wird, wonach es offensichtlich strebt, die Chinesen für eine gemeinsame Front der Asiaten gegen die Fremden aus Europa und Amerika zu gewinnen.

Ich fürchte, die jungen Chinesen stellen sich die Befreiung ihres Vaterlandes zu leicht vor. Die Jungen, die Studenten, sind es, die die Seele der Bewegung bilden. Diese Jugend Chinas aber ist noch viel zuchtloser und radikaler und unverständiger als die Jugend Japans. Dies Urteil trifft natürlich nicht die fleißigen und stillen jungen Studenten, die bei uns hier studieren, obwohl auch unter ihnen unruhige und radikale Elemente nicht fehlen. Aber es kann kein Land gedeihen, in dem die Studenten, wenn der Unterrichtsminister ihnen nicht zu Willen ist, hingehen und einfach seine Villa demolieren. Noch mehr als in Japan sind Schülerstreiks in China an der Tagesordnung. In alle politischen Angelegenheiten greifen sie ein. Man hat den Eindruck, als hätten die Behörden Chinas vor ihren Studenten mehr Angst als vor den Großmächten.

Und diese jungen Leute meinen, England und die andern Fremden zwingen zu können durch Boykott und Streik. Mögen die Fremden dadurch auch Schaden haben, den größten Schaden wird doch China zu kosten haben. Denn die Verwirrung aller Dinge wird nur immer größer.

So zwingt man eine Macht wie England nicht. Freilich, die Fremden werden einsehen müssen, daß China nicht Afrika und das müde Indien ist! Die Frage der Vorrechte der Fremden wird nicht mehr zur Ruhe kommen. Mag Chinas jetziger Versuch des Widerstandes zusammenbrechen, sie werden nicht ruhen, bis ihr Land frei sein wird. Und sind die Fremden jetzt gar zu schroff, dann werden die Bolschewisten leichtes Spiel haben, zumal sie mit China ja verbündet sind, das Land weiter aufzuwühlen gegen alle sogenannten kapitalistischen Staaten.

Es leiden unter den heutigen traurigen Zuständen in China alle Fremden, auch die Deutschen. Darum haben wir ein dringendes Interesse daran, daß bald wieder Ruhe im Lande herrsche und daß die heute bestimmenden Großmächte China gegenüber wirklich eine Politik verfolgen, die dem Lande freie Bahn läßt zur inneren Gesundung und zum Aufbau eines neuen Lebens auf der Grundlage der westlichen Kultur. Es ist freilich nach dem, was wir selbst mit den gleichen Völkern, die China bedrücken, erleben, nur geringe Hoffnung, daß diese heutigen Siegerstaaten Mäßigung beweisen und den Weg zur Freiheit und Kraft China einräumen werden. Und Machtmittel, um sich sein Recht im eigenen Lande zu verschaffen, hat China so wenig wie wir.

Wir möchten wohl wünschen, daß ein neuer Weltgeist die Völker der Erde endlich willig machte zu verständigem Zusammenwirken statt zu weiterer gegenseitiger Zerfleischung. Das Problem China ist für die Zukunft ein Faktor, der viel Aufsehn machen wird, und der für uns von großer Wichtigkeit werden kann.

Trotz aller dieser Wirren und fast unmöglichen Zustände geht die Umbildung Chinas in beschränktem Maße voran. Von den 86 Millionen chinesischer Kinder in schulpflichtigem Alter können freilich erst sechs Millionen eine Schule besuchen, aber das Schulwesen einzelner Gebiete zeigt deutlich gute Fortschritte. Der Handel findet größere Entfaltung. Eine moderne Industrie dringt bis ins Innere vor. Aber ehe nicht volle Ruhe herrscht, ist an eine wirkliche Durchbildung Chinas nicht zu denken. Darum ist die Frage der Befriedung des Landes die Voraussetzung alles weiteren Fortschritts.

Zwei Schwestern

Novelle von Raoul Auernheimer

Es geschah am Tage vor der feierlichen Eröffnung seiner großen Porträtausstellung, daß mich der berühmte Damenmaler Vitus Lackner persönlich in dem für den Besuch des Publikums bereits hergerichteten Atelier von Bild zu Bild führte. Nicht ein einziges Männerbildnis war darunter, was für Lackners Art vorweg bezeichnend war. In seiner Jugend hatte er noch hin und wieder einen hübschen Grafen, einen General in Uniform, einen Minister in Gala gemalt, dann aber mit den Jahren sich immer entschlossener zum Frauenmaler spezialisiert. Sein Geschmack, seine Beherrschung eleganter Lebensformen, seine stadtbekannte Vorliebe für das schöne Geschlecht und damit zusammenhängend — die Liebe war gegenseitig — eine betont männliche, ja, fast brutal männliche Erscheinung, die die Damenwelt anzog, prädestinierten ihn für diesen Beruf. Ein weitausgreifender Erfolg kam ihm überdem zustatten, und so konnte er sich's wohl erlauben, sich am Vorabend seines sechzigsten Geburtstages — aus diesem Anlaß fand die Ausstellung statt — mit einer Art Trotz zu der ihm von der Kritik mehr oder minder ernsthaft vorgeworfenen „Männerfeindschaft" zu bekennen und, als eine Art Pascha der Malerei, die Öffentlichkeit zum Besuch seines Bilderharems einzuladen. Etwa hundert weibliche Bildnisse hingen, fast alle lebensgroß, an den drei Innenwänden des hallenartigen Ateliers, das durch die verglaste vierte Wand das breit einströmende Licht eines klaren Oktobertages empfing. Eine äußerst gemischte Frauengesellschaft fand sich da zusammen, die von der Erzherzogin bis zum Wäschermädel reichte und neben den Koryphäen der Wiener Salons der letzten dreißig Jahre auch eine stattliche Anzahl bekannter Bühnenkünstlerinnen, Lebedamen und unbekannter Schönheiten — im Katalog nur mit den Initialen ihres Namens angeführt — enthielt. Sie alle waren im Kostüm ihrer Zeit gemalt, das heißt, in Gesellschaftstoilette, die mit der Zeit Kostüm geworden war. Ein geübtes Schneiderauge hätte allein aus dem Schnitt der Kleider, die die gemalten Damen am Leibe, und der Hüte, die sie auf dem Kopfe trugen, das Datum des Entstehens jedes einzelnen Konterfeis ablesen können.

Unter diesen Umständen fiel mir ein der Eingangswand gegenüber hängendes Doppelbildnis zweier junger Mädchen schon durch eine gewisse Zeitlosigkeit auf. Zwar war diese, wie sich bei näherer Besichtigung herausstellte, zunächst in einem rein äußerlichen Umstand begründet, daß nämlich das Bild nicht zu Ende gemalt war, das heißt, die Kleider unausgeführt geblieben waren, doch hatte das Porträt auch darüber hinaus einen ganz eigentümlichen malerischen und künstlerischen Liebreiz, der es zu einem zeitlosen Kunstwerk stempelte. Die beiden Köpfe waren so herzhaft, so frisch und farbenlebendig gegen einen goldbraunen Hintergrund gesetzt, sie waren bei aller Lieblichkeit so ausdrucksvoll, bei allem Ausdruck so geheimnisvoll, daß man sich aufs reizendste von ihnen gefesselt fühlte. Auch ich hatte mich, ohne es zu merken, längere Zeit vor dem anmutigen Bild verweilt, und als wir weiterschritten, machte ich dem mir befreundeten Maler gegenüber kein Hehl daraus, daß ich es zu seinen allergelungensten Meisterwerken rechnete. Lackners nervöses Künstlergesicht mit dem sich verfärbenden Schwerenöterschnurrbart drückte lebhafte Befriedigung aus.

„Ja, nicht wahr, die beiden Mäderln sind mir gelungen!" rief er, und indem er sich zurückwandte und, den Arm vorstreckend, die Luft zu Häupten der beiden Schönen mit einer zärtlichen Gebärde liebkoste — man hätte an einen verliebten Vater denken können — setzte er hinzu: „Es ist mehr als dreißig Jahre her, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich seither jemals wieder ein Bild mit so viel Liebe gemalt hätte!"

„Aber warum haben Sie es dann nicht zu Ende gemalt?" verwunderte ich mich: „Das ist doch sonst gar nicht Ihre Art. Und wenn Sie selbst sagen, daß Sie es mit Liebe —"

„Vielleicht eben darum!" erwiderte er kurz abbrechend und beschleunigte, mich am Arme fassend, unseren Rundgang.

*

Etwas später saßen wir, bei einer Zigarette, auf einem seitlich angebrachten balkonartigen Vorsprung, der die Eingangstüre überdachte und zu dem man über ein paar Treppenstufen emporgelangte. Hier, in geschützter Stellung, pflegte der Meister seit einem Vierteljahrhundert seine Schönheitsgalerie malend zu vervollständigen . . .

„Haben Sie die beiden hübschen Schwestern auch hier gemalt?" fragte ich, auf das uns jetzt gerade gegenüberhängende und neuerlich zur Betrachtung reizende Bild deutend. „Nicht wahr, es sind doch Schwestern?"

„Freilich,“ sagte Lackner. „Aber gemalt hab' ich sie nicht hier, sondern auf dem Schloß des Barons Volpini. Ich hatte damals das Atelier noch gar nicht ...“

„Volpini ... Volpini ... Warten Sie nur ...“

„Sie denken wahrscheinlich an den alten Volpini, den Statthalter. Das war ein Onkel der beiden jungen Damen, der Bruder ihrer Mutter, die einen bürgerlichen Rittmeister geheiratet hatte und mit ihm und ihren zwei Töchtern Hedda und Nedda auf dem Schlosse des Bruders lebte.“

„Hedda und Nedda — das reimt sich!“

„Ja — und auch die beiden Gesichter der beiden, Augen, Nase, Mund, Haarfarbe — alles reimt sich!“

„Ja,“ sagte ich, „es ist eigentlich dasselbe Gesicht. Und doch —“

„Grundverschieden! Aber von innen heraus, aus dem Charakter. Und deshalb hat es mich gereizt, die beiden Köpfe nebeneinander zu malen. Sie begreifen ... Es war eigentlich mehr eine psychologische Studie ... Übrigens war es von Haus aus gar nicht meine Absicht, die jungen Damen zu malen. Ich sollte ein Bildnis ihrer Mutter machen, der ich wiederholt in der Gesellschaft begegnet war, und zu diesem Zweck hatte ich mich damals im Frühsommer auf dem Schlosse eingefunden. Aber kaum waren meine Malsachen ausgepackt und das Turmzimmer zum Atelier gemacht, als eine nahe Verwandte des Hauses plötzlich starb und die Baronin mit ihrem Mann zum Leichenbegängnis nach Prag reisen mußte. Anfänglich hieß es zwar, daß sie in drei Tagen wieder zurück sein würden, aber im Augenblick der beabsichtigten Rückreise glitt der Rittmeister auf der Hoteltreppe so unglücklich aus, daß aus den drei Tagen schließlich drei Wochen wurden. Trotzdem blieb ich auf dem Schlosse. Die Baronin wußte, daß ich ihretwegen zwei Aufträge aufgegeben hatte, und bat mich brieflich, ihre endliche Rückkunft abzuwarten. Übrigens kostete es mich kein besonderes Opfer zu bleiben.“

Ich tauschte einen lächelnden Blick mit den beiden schönen Schwestern und schaute den vor mir sitzenden Maler an, der, auch seinerseits lächelnd, heiter zu berichten begann: „Wir lebten, die Dienerschaft abgerechnet, zu viert auf dem ganz einsam gelegenen Schlosse: die Schwestern, meine Wenigkeit und eine alte französische Gesellschaftsdame, die schon die Baronin Mutter erzogen hatte und nun ihr Erziehungswerk bei den Töchtern erneuerte. Sie war sehr fromm und hatte einen kakaduartig gesträubten weißen Haarschopf, der, immer tadellos frisiert, ihren Sinn für Korrektheit und Förmlichkeit schon äußerlich andeutete. Von Gästen kam nur regelmäßig ein junger Baron aus der Nachbarschaft herübergeritten, der mit Vornamen Ferdinand hieß und Baron Nippi gerufen wurde. Ein entfernter Vetter der Baronessen, und, wie ich erst nachher erfuhr, von ihren Eltern nicht allzugern gesehen, erschien er in deren Abwesenheit unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß er sich erkundigen wolle, ob sie schon zurück wären, worauf er dann regelmäßig bis übers Nachtmahl auf dem Schlosse blieb. Die beiden Mädchen nannten ihn untereinander immer nur den Filou und als solchen erwies er sich auch mir gleich am zweiten Tag unseres Alleinseins, als er, vom Pferde steigend, zwei Bücher aus der Satteltasche zog. Das eine war eine sehr schön gedruckte und gebundene ‚Histoire des Saints‘ aus der Bibliothek seiner Mutter, die er, um sie zu beschäftigen, mit einem scheinheiligen Bückling der gottesfürchtigen Französin übergab, das andere ein Bändchen Novellen von Prévost, das er gleichzeitig seiner hübschen Cousine heimlich zusteckte.“

„Der mit dem Spitzbubengesicht und den eingetieften Mundwinkeln, die so fein wie Eidechsenschwänzchen auslaufen ...“ mutmaßte ich, nach dem Bild hinüberdeutend.

„Ja — der Nedda!“ nickte der Maler. „Bei ihrer Schwester Hedda hätte er damit kein Glück gehabt. Die war viel ernster veranlagt, was man ihr auch gleich vom Gesichte ablas, nach dem wir Maler nun einmal die Menschen beurteilen. Es geschah am zweiten oder dritten Abend, daß ich im Musikzimmer Gelegenheit fand, mir in dieser Richtung allerhand Gedanken zu machen. Die beiden Schwestern saßen nebeneinander auf dem schmalen Bänkchen am Klavier — so ungefähr wie auf dem Bilde — und wandten mir ihre vom Kerzenschein lieblich angeglühten Gesichter zu. Der Baron, der eine hübsche Baritonstimme besaß und mit Nedda zusammen zweistimmig französische Lieder sang, verschwamm, hinter den Damen stehend, im Halbdunkel, die Französin, die mit langen Nadeln an einem weißwollenen Spenzer strickte, und ich bildeten das Publikum. Nedda sang mit ihrem koketten Stimmchen, vom Baron begleitet:

> Et si je vous aime
> D'une folle ardeur,
> D'un bonheur suprême
> Remplissez mon cœur ...

Die Französin neben mir klapperte, im Takt der Gavotte, zärtlich und galant mit ihren Elfenbeinnadeln, und Hedda, die im Sitzen

die jüngere Schwester bedeutend überragte, wandte die Notenblätter um. Im übrigen blickte sie an diesen vorbei geradeaus vor sich hin mit einem Gesicht, als träumte sie, während das französische Bänkel gesungen wurde, von einem gemütstiefen Schubertlied. Damals ging mir zum erstenmal der Kontrast zwischen den beiden so ähnlichen Schwestergesichtern und damit die Idee meines Bildes auf. Die Französin gab ihre Einwilligung, und so fingen wir gleich am nächsten Morgen mit dem Malen an."

„In Ihrem Turmzimmer?"

„Im Turmzimmer — jawohl. Die Staffelei stand am offenen Fenster, durch das die ferne Kette blauer Berge über ein paar hohe Baumwipfel hereingrüßte, der Sommerwind wehte um den Turm, es roch nach Heu und Rosen, ein Hahn krähte tief unten, ein Hund schlug an, der blitzschnelle Flug einer Schwalbe zog einen schwarzen Zickzackstreifen durch den unwahrscheinlich blauen Himmel . . . Und vor mir, im schönsten Morgenlicht, saßen die beiden Mädchen mit ihren Rosenknospengesichtern und langstengeligen Hälsen und schauten mich an — das heißt, Hedda schaute mich an, Nedda schaute weg—"

„Und die Gouvernante?"

„Schaute auch weg! Anfangs nahm sie an den Sitzungen im Turmzimmer teil, aber später ersparte sie sich die vier Treppen, die zu steigen der alten Dame bei ihrer asthmatischen Veranlagung nicht ganz leicht fiel, und ließ ihre beiden Schützlinge mit Rücksicht darauf, daß sie zu zweit waren und gegenseitig aufeinander aufpassen konnten, mit mir allein. Allerdings erwies sich diese Annahme, wie derartige Annahmen gewöhnlich, insofern als nicht ganz zutreffend, als ich naturgemäß, nachdem die Stellungen festgelegt waren, immer nur an einem der beiden Gesichter malte, und da ich mit Hedda anfing, Nedda während der ersten Sitzungen nahezu überflüssig war. Diesen Umstand benützte der kleine Racker, um, als sie unten ihren Vetter zu Pferd antraben hörte, sich einen Urlaub von mir zu erbitten, den sie dann im Park mit dem jungen Baron nutzbringend anlegte, während die nichtsahnende Französin, die beiden jungen Damen in sicherer Hut wähnend, ihre Geschichte der Heiligen las, und ich oben im Turmzimmer mit der schönen Hedda stundenlang allein blieb . . ."

„Aha!"

„Nicht aha! Eben nicht! Hedda war ja ganz anders, und ich wußte das. Nichts von Koketterie war zwischen uns, nicht die Spur, aber gerade das wurde mir gefährlich. Es war so etwas Liebes, Vertrauenerweckendes in ihrem Wesen, und um sie herum so eine reine Luft, daß man sich gleich wunderbar wohlfühlte in ihrer Nähe, und das ist es ja wohl, worauf es ankommt. Bei Goethe heißt es einmal irgendwo von einem jungen Mädchen, ich glaube von der Mignon in bezug auf Wilhelm Meister: Sie verstand, ihn aufzuwickeln — an diesen wunderbaren Ausdruck denk' ich oft, wenn ich mich an jene Sitzungen zurückerinnere; denn das war es, darin lag der letzte Grund des Zaubers, den Hedda auf mich ausübte, daß sie mich so freundlich und liebevoll im Gespräch aufzuwickeln verstand. Ich erzählte ihr, was sonst gar nicht meine Art war, von meinem Leben, meinem Aufstieg, meinen Sorgen und Plänen für die Zukunft; und ich hatte das Gefühl, mit einer Schwester zu reden, aber mit einer Schwester, die das Leben von einem noch gar nicht kennt, was das Verhältnis zu ihr eigentümlich reizvoll und geheimnisvoll macht. Auch erwiderte sie mit gleicher Herzlichkeit mein Vertrauen, sie ließ mich tief in ihre Jugend, in ihre Kinderjahre blicken, das Verhältnis zu ihrer Schwester, deren Leichtsinn ihr große Sorgen machte, entschleierte sich mir, auch das zu ihrem Vater, das ein sehr zartes war, und mit dem sie im Charakter viel Ähnlichkeit hatte. Er hatte sich einmal bei einem Manöver durch eine unangebrachte Aufrichtigkeit die Gunst eines sehr hohen Herrn verscherzt und mußte im weiteren Verlauf dieser Angelegenheit quittieren, was für ihn verhängnisvoll wurde, da er mit Leib und Seele Soldat war und seinen Beruf über alles liebte. Ich erwähne das, weil es auf die Geschichte mit Hedda bezug hat, wenn auch nur mittelbar. Um Ihnen aber den richtigen Begriff zu geben von der von Haus aus ganz kameradschaftlichen Beziehung, die zwischen uns bestand, muß ich eins noch erwähnen: Hedda malte auch selbst ein bißchen, und zwar gar nicht so übel, sie hatte entschieden Talent, wenn auch eines, das noch der Ausbildung bedurfte. Indem ich sie nun in vielstündigem Beisammensein abkonterfeite, hatte ich zugleich Gelegenheit, ihr ein wenig Unterricht zu geben, den oder jenen malerischen Handgriff zu zeigen, und diese Anleitung nahm sie mit der größten Dankbarkeit und einem so schönen Ernst entgegen, daß sie mich völlig entwaffnete. Es ist etwas Eigenes, ein reizendes Mädchen so zu sich aufblicken zu sehen, es kann einem schon den Kopf verdrehen, besonders, wenn, wie in diesem Fall, auch sonst noch allerhand dazu kommt. Am dritten oder vierten Vormittag, den wir allein miteinander verbracht hatten, war ich denn auch soweit und machte im Vertrauen



Stilleben mit Früchten. Gemälde von Wilhelm Schreyer



auf meinen jungen Ruhm und die Vorurteilslosigkeit der Eltern, die ich als liberale Leute kannte, der schönen Hedda kurzentschlossen einen Heiratsantrag. Und da geschah etwas Merkwürdiges."

„Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter eine Baronin war!"

„Keine Spur! Etwas ganz anderes." Lackner zündete eine andere Zigarette an, blickte, in Rauchwolken eingehüllt, vor sich hin und sagte dann plötzlich mit einer Entschiedenheit, in der sich ein mühsam unterdrücktes Gefühl verriet: „Es war einer der ganz wenigen Heiratsanträge meines Lebens, wahrscheinlich erinnere ich mich darum noch so genau an alles. Als ich ausgeredet hatte, läutete man im Dorf drunten eben zu Mittag: Zwölf langsam aufeinanderfolgende Glockenschläge, und nachdem der letzte verhallt war, trat eine längere Pause ein. Ich sah Hedda erwartungsvoll an, die noch immer in der vorgeschriebenen Haltung auf dem Bänkchen saß, und bemerkte, daß sich zwei Tränentropfen auf ihren langen Wimpern gebildet hatten. Dann, über die Tränen hinweg, begegnete ihr gerader Blick dem meinen — ich habe mich bemüht, die Wahrhaftigkeit, die aus ihm sprach, auf der Leinwand festzuhalten — und mit einer wunderbaren Geradheit mir die Hand entgegenstreckend, sagte sie, daß ich ihr lieb geworden wäre und unter allen Umständen ihr Freund bleiben müsse, daß sie aber meine Frau nicht werden könne, und zwar aus einem sie furchtbar beschämenden Grund, weil sie nämlich in einen andern verliebt wäre. Verliebt, jawohl, und raten Sie, in wen! In den Baron Nippi."

„Den Filou!"

„Jawohl! Und sie sagte mir auch, daß sie sich keinerlei Illusionen hingebe in bezug auf seinen Charakter, auch recht wohl wüßte, daß er sich nichts aus ihr mache, und, soweit ein Mensch wie er überhaupt lieben könne, weit eher in ihre Schwester Nedda verliebt sei, aber es wäre nun einmal nicht anders, sie sei seit Monaten in ihn verliebt und hielte es für unanständig, mir diese Tatsache zu verheimlichen."

„Für unanständig?"

„Für um so unanständiger, sagte sie, da sie mir von Herzen gut wäre und mich unbedingt achten müßte. Aber eben darum dürfte keine Lüge oder überhaupt irgend etwas Unausgesprochenes zwischen uns sein —"

„Etwas Unausgesprochenes ist doch darum noch keine Lüge!"

„Eben!" rief Lackner in seiner temperamentvollen Art, und sein ausgestreckter Zeigefinger fuhr wie ein Stoßvogel durch die Rauchwolken auf mich los. „Das ist der Punkt, um den sich alles dreht. Nach ihrer Meinung war es eben ein und dasselbe. Die überspannte Wahrheitsliebe ihres Vaters, Sie verstehen!"

„Ach so! Und da mußte sie also auch — quittieren?"

Er überhörte die vorlaute Frage und fragte seinerseits: „Hat Ihnen schon jemals eine Frau, in die Sie verliebt waren, gestanden, daß sie in einen anderen verliebt sei? Sie, lieber Freund — das ist eine merkwürdige Sache. Also im Anfang — im Anfang macht's gar nichts. Nichts ändert sich in ihrer Beziehung zueinander, scheinbar wenigstens. Warum auch sollte sich etwas ändern? Sie sind ja Freunde, und das Prinzip der Freundschaft ist Aufrichtigkeit, unbedingte Aufrichtigkeit, Sie müssen Ihre Freundin darum nur um so höher achten. Aber plötzlich, nach ein paar Stunden, spüren Sie, daß es aus ist, aus mit der Freundschaft. Ihre Freundin ist genau so lieb und herzig wie immer, sie lacht, sie plaudert, sie erzählt, sie wickelt Sie auf, aber mit einemmal interessiert Sie all das nicht mehr, ihre Kindheitserinnerungen langweilen Sie, ihre teilnahmsvollen Fragen irritieren Sie, ihr Sie berauschendes Gespräch schmeckt auf einmal fad, wie ausgerauchter Champagner ohne Kohlensäure. Mit einem Wort, sie ist für Sie nur noch eine Frau wie eine andere, wie hundert andere. Und warum? Weil sie in einen anderen verliebt ist! So ist's, so muß es sein! . . ."

„Also, ob es unter allen Umständen so sein muß," meinte ich einschränkend, „das weiß ich nicht. Aber bei einem Mann wie Sie muß es wohl so sein."

„Auch bei den anderen! Glauben Sie mir! Darüber kommt kein Mann hinweg . . . Wir Männer sind nämlich gar nicht so verschieden. Und die Frauen auch nicht, wie der Fortgang meiner Liebesgeschichte beweist."

„Ah, sie ist noch nicht zu Ende?"

„Keine Spur! Vergessen Sie nicht, daß ich ja noch den zweiten Kopf zu malen hatte!"

„Richtig, den der Sängerin nach der Malerin!"

„Ganz richtig, der Sängerin!"

„Ich erwarte, daß sie Ihnen während der Sitzungen das Coupletsingen beigebracht hat, wie Sie ihrer Schwester das Malen!"

„Nun, wenn auch gerade das nicht! Wir unterhielten uns aber jedenfalls ganz gut unter vier Augen . . . Hedda war jetzt überflüssig, und ich selbst gab ihr, vielleicht

mit einem Rest von Bitterkeit und Vergeltungsbedürfnis, den Rat, sich dem Baron Nippi zu widmen und uns allein zu lassen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie ihn errötend aufnahm und, ohne ein Wort zu erwidern, in stolzer Haltung die gewundene Turmtreppe hinabzusteigen begann, über die ihr Unband von einer Schwester Tag für Tag wie ein lustiger Kreisel hinuntergefegt war. Indessen blieb ich mit der reizenden Nedda allein, stundenlang wie mit ihrer Schwester . . .“

„Ich sage zum zweitenmal aha!“ sagte ich. „Und diesmal hoffentlich mit mehr Berechtigung!“

„Ja und nein!“ schmunzelte der Erzähler. „Es kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Vergessen Sie nicht, daß Nedda ein junges Mädchen und daß ich Gast im Hause war ... Aber davon abgesehen mögen Sie schon recht haben mit Ihrer Vermutung. Nedda war ganz anders als ihre Schwester, ein verschlagener koketter Fratz, und sie ging vom ersten Augenblick unseres Alleinseins sichtlich darauf aus, mich in sie verliebt zu machen. So etwas von Beinchenübereinanderschlagen, von Tiefatemschöpfen — Sie sehen es sogar auf dem Bilde! — von Sichherrichten, Augenbrauenverlängern, Mündchenlackieren, Wimpernfärben, Pudereinstauben hab' ich kaum jemals erlebt. Jeden Tag kam sie mit einem anderen Gesicht zur Sitzung, und jedesmal mußte ich mir sie erst zurechtfrisieren. Wenn ich mich dabei des ehrlichen Gesichts ihrer Schwester Hedda erinnerte, das immer dasselbe war und blieb, so wurde mir angst und bange. Aber trotzdem unterhielt mich die Geschicklichkeit, die die Kleine anwandte, um mich der Schwester wegzukapern. Dazu war vor allem vonnöten, mein schon vorhandenes Mißtrauen zu bekämpfen und das tat der Nichtsnutz in der Art, daß sie mich gleich in der ersten Viertelstunde unseres Zusammenseins mit der unschuldigsten Miene von der Welt fragte, wie ich denn eigentlich den Baron Nippi fände. ‚Und Sie?‘ fragte ich ebenso unschuldig zurück und malte, während ihr Blick lügenhaft dem meinen auswich, den Ausdruck in das Bild hinein, den Sie darin verewigt finden, denn natürlich wußte ich genau, wie sie miteinander standen und daß sie sich heimlich küßten, wo immer Gelegenheit dazu war. Übrigens machte es mir Spaß zu beobachten, daß sie ihn mir zuliebe ohne weiteres fallen ließ. Was zunächst sein Äußeres beträfe, sagte sie, einen Schnabel ziehend, so fände sie, daß er einen birnenförmigen Schädel habe und einen Mund wie ein italienischer Giftmischer. Sie nannte ihn lustig den ‚Renaissanceverbrecher‘, und ich fand diese Bezeichnung sehr glücklich. ‚Und sein Charakter?‘ fragte ich, weiter malend. Nun, auch was den Charakter des Barons betraf, so gab sich Nedda keinerlei Täuschungen hin. ‚Er ist ein lustiger Gesellschafter,‘ meinte sie, ‚aber doch eigentlich ein ganz unbedeutsamer Mensch, ein Nichtstuer, ein Filou.‘ Ich hatte dieser Charakteristik nichts hinzuzufügen und pinselte an ihren glänzend abgewandten Augen. Aber nach einer Weile wandte sie mir sie zu und sagte mit einem seelenvollen Aufschlag der gefärbten Wimpern, sie begreife gar nicht, wie die Hedda in ihn verliebt sein könne, es gäbe doch um so viel wertvollere Männer . . . Mit solchen Praktiken wollte sie mir gefallen und gefiel mir auch. Und natürlich waren das nur einige ihrer Praktiken, sie wußte und erfand täglich neue.“

Lackner schloß die Augen, machte eine lässig-wegwerfende Handbewegung, so ungefähr, als würfe er Blumen zum Fenster hinaus, und fuhr nach einer kurzen Unterbrechung, den Faden seiner Erzählung wieder aufnehmend, lebhaft fort: „Ich will die Geschichte nach Möglichkeit abkürzen, Sie können sich ja auch die weitere Entwicklung ungefähr vorstellen. Wenn ein bildschönes junges Mädchen und ein junger Mann stundenlang miteinander allein sind und sie's darauf anlegt . . . Zudem hatte ich eben erst eine Enttäuschung erfahren, die mir näher ging als ich zugeben wollte. Mein Stolz und, was bei Männern noch mehr ins Gewicht fällt, meine Eitelkeit waren durch das unzeitgemäße Geständnis Heddas aufs tiefste verletzt. Da tanzte mir dieser hübsche Teufelsbraten von einem Frauenzimmer lockend und duftend vor der Nase herum, ich brauchte nur zuzugreifen, und da, in dieser Stimmung . . .“

„Griffen Sie eben zu!“

„Es ist schon so lange her, mehr als dreißig Jahre, man kann darüber reden . . . Was mir den Rest gab, war eine Mondnacht, die Johannisnacht, die in die dritte Woche meines Aufenthaltes fiel; im Mondschein reifen bekanntlich die Saaten der Liebe... Wir hatten den Tag wie die vorangegangenen zusammen verbracht und am Abend zu fünft mit der Französin auf der Terrasse gespeist. Um zehn Uhr trennten wir uns in aller Form. Der junge Baron ritt nach Hause, die alte Dame legte sich schlafen, und auch wir gingen zu Bett, scheinbar wenigstens, denn in Wahrheit trafen wir uns eine Stunde später in einem kleinen Gartensalon des Schloßparks, ohne die Französin diesmal, und tranken noch eine Erdbeerbowle,

die der ‚Renaissanceverbrecher' in einem Suppentopf aus dem nächsten Dorf hoch zu Roß herüberbrachte. Als wir sie ausgelöffelt hatten, schwärmten wir noch eine Zeitlang im Park umher, in den das Mondlicht magisch helle Lichtungen und die hohen, alten Bäume schwarze Schatteninseln zauberten. Bei dieser Nachtschwärmerei wollte ich mich zunächst zu Hedda gesellen, teils aus Gewohnheit, teils auch um Neddas Glück, an dem ich zweifelte, nicht im Wege stehen. Aber Nedda selbst nahm mich beim Arm und raunte mir, sich dicht an mich schmiegend, leise und verführerisch ins Ohr: ‚Lassen wir doch die Liebenden allein!', wobei sie mich ihrerseits in der Richtung zum Schloßteich zog, wo die Bäume am höchsten und der Park am duftigsten und dunkelsten war. Eine Viertelstunde später küßten wir uns natürlich, während die Dorfglocke eben Mitternacht schlug. Zwölf Schläge, zwölf Küsse, und als sie mir den letzten mit brennenden Lippen auf den Mund geheftet hatte, warf sie mir die Arme wie eine Schlinge um den Kopf und sagte mir ins Ohr: ‚Ich bin in dich verliebt!' so süß, wie mir eine Woche vorher Hedda bitter gesagt hatte, daß sie in einen andern verliebt sei . . ."

„Und beide logen sie?" mutmaßte ich.

„Beide! Sie haben's erraten!" Er nickte stark. „Die eine, indem sie die Wahrheit übertrieb, die andere, indem sie sie unterschlug . . . Und darum, sehen Sie, wurde das Bild nicht fertig."

„Aber die beiden Köpfe waren es doch bereits?"

„Es war noch allerhand daran zu bessern, und außerdem fehlten auch noch die Kleider. Dazu war nun wieder die gleichzeitige Anwesenheit der Schwestern erforderlich, weil die Farben aufeinander abgestimmt sein mußten. Aber am Morgen nach der Johannisnacht kam Hedda allein und entschuldigte die kleine Nedda, die nicht ganz wohl wäre. Dabei sah sie mich mit ihrem wunderbar geraden Blick lieb und vorwurfsvoll an und sagte leise mit ihrer dunkeln Stimme, die etwas Umflortes hatte wie ihre Augen: ‚Ich weiß alles!' Ich tat natürlich äußerst überrascht, aber sie lächelte nur und beruhigte mich mit den Worten: ‚Nedda selbst hat es mir anvertraut. Sie ist vor dem Schlafengehen zu mir gekommen, um mir beglückt ins Ohr zu raunen: Etwas Wunderbares ist geschehen! . . .' ‚Nun, und Sie?' fragte ich, ihrem Blick begegnend. Sie schüttelte traurig den Kopf. ‚Er lügt!' sagte sie, ‚Er lügt Liebe!' Und indem sie mir die Hand hinstreckte, schien sie mir Abbitte leisten zu wollen für die Küsse, die auch sie in dieser Nacht gegeben und empfangen haben mochte. Ich nahm ihre Hand, ich drückte sie, aber ich küßte sie nicht und übersah auch bei unseren noch folgenden Begegnungen die demütige Werbung, die in ihrem Benehmen mir gegenüber jetzt zum Ausdruck kam. Ich glaube, es hätte damals nur von mir abgehangen, und Hedda wäre heute meine Frau. Aber jetzt wollte ich plötzlich meinerseits nicht mehr, justament nicht, wie das schon so geht in derlei Fällen, und außerdem hatte ich Nedda im Kopf, deren gefährlicher Liebreiz mir ins Blut gegangen war, seitdem sie mich geküßt und mir gesagt hatte, daß sie in mich verliebt wäre. Zwar hätte es mich mißtrauisch machen müssen, daß sie nicht mehr zur Sitzung kam, aber dann klang mir wieder, alle meine Zweifel auslöschend, das Wort im Ohr, von dem mir Hedda berichtet hatte: ‚Etwas Wunderbares ist heute geschehen!' Im allgemeinen von ihrer Verlogenheit durchdrungen, zweifelte ich doch nicht, daß sie in diesem Augenblick vollkommen wahr gewesen wäre und, folglich, daß sie mich liebe. Auch verstand sie es, mich in dieser Meinung zu bestärken, durch Händedrücken, Äugeln und andere kleine Zärtlichkeiten, die ihr geläufig waren. Besonders abends, wenn der Baron Nippi abgeritten war, war sie sehr lieb, während sie mich am Vormittag regelmäßig mit ihrer Schwester allein ließ. So gelang es ihr, mich noch eine Zeitlang zu foppen, und ich fiel förmlich aus den Wolken, als eines Tages mein Tete-a-Tete mit Hedda in heftiger und unschöner Weise unterbrochen wurde. Die Tür des Turmzimmers sprang auf, und herein trat Nedda, von der weißhaarigen Französin, deren Kakadu sich vor sittlicher Entrüstung noch höher zu sträuben schien, mehr geführt als begleitet. Nedda hatte einen verstrubelten Kopf, ein ungleich gerötetes Gesicht und an ihren Haaren und Kleidern hingen ein paar Flocken Heu. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen mich in den Erker, die Französin mit einem strengen Blick, eine Häkelarbeit hervorziehend, neben die Türe, und unten sah ich durch das offenstehende Fenster den Baron Nippi über die frisch gemähten Wiesen in größter Eile heimwärts galoppieren . . .

„Es gibt Situationen, die jede Erklärung überflüssig machen, und in einer solchen befand ich mich damals an jenem letzten Vormittag im Turmzimmer. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Nedda mit mir gespielt und mich schändlich betrogen hatte, und es war klar, daß mich Hedda liebte. Als der Baron im Galopp davonsprengte, sah sie nicht ihm nach, sondern mich an, unendlich

gut und schwesterlich bekümmert, so daß mir in all meinem Elend ganz warm ums Herz wurde. Trotzdem reiste ich am nächsten Tag nach Wien zurück, das unvollendete Schwesternbild mit mir nehmend. Ich wollte es zu gelegener Zeit in meinem städtischen Atelier zu Ende malen, es blieb aber bei der Absicht. Von Nedda hörte und sah ich gar nichts mehr, mit Hedda blieb ich noch eine Weile in brieflicher Verbindung. Als ich heiratete, geriet auch diese ins Stocken, und einige Zeit nachher erfuhr ich, daß Fräulein Hedda, allen schmeichelhaften Bewerbungen zum Trotz, an denen es dem schönen Mädchen nicht fehlte, den Schleier zu nehmen im Begriffe stünde. Man mutmaßte allerhand, auch, wie in solchen Fällen üblich, eine unglückliche Liebe; doch hat sie selbst darüber sich weder zu mir, noch, so viel ich weiß, zu jemand anderem jemals ausgesprochen . . . Ihren Vorsatz führte sie aus; sie widmete sich der Krankenpflege und ist heute Oberschwester in einem Herz-Jesu-Spital."

„Und Nedda?" fragte ich. „Was ist aus ihr geworden?"

„Das Gegenteil einer Krankenpflegerin!" sagte Lackner trocken.

„Das wäre also eine Pflegerin für Gesunde!"

„So ungefähr!"

Er war lachend aufgestanden und ging, die ausgerauchte Zigarette wegwerfend, neben mir die Treppe von seinem Malbalkon wieder herunter. Dabei ließ er, ohne seine sittliche Entrüstung allzusehr zu betonen, in bezug auf Nedda noch ein paar Bemerkungen fallen. „Ich traf sie," sagte er, „kurz vor Kriegsausbruch in Monte Carlo wieder. Sie saß am Trente-et-quarante-Tisch, zwischen einem viel zu alten russischen Fürsten und einem viel zu jungen argentinischen Rasta, die sich darin überboten, abwechselnd für sie die höchsten Einsätze zu leisten, während sie ihrerseits mit einem italienischen Conte über den Tisch hinweg ziemlich unverschämt äugelte. Ich setzte mich neben den Conte und sah mir sie an. Sie hatte noch denselben blonden Wuschelkopf wie vor zwanzig Jahren, nur daß die Farben, die damals natürlich gewesen waren, jetzt künstlich waren. Trotzdem glaubte ich zu bemerken, daß sie unter der Schminke blaß wurde, als sie mich erkannte. Übrigens tat sie nichts dergleichen und blickte, einen Haufen Louisdors einstreichend, scheinbar ohne mich zu erkennen, gleich wieder lügenhaft-verschmitzt zur Seite, genau wie auf dem Bilde. Mir war, als hätte ich ihr Schicksal schon zwanzig Jahre früher gemalt!"

„Auch das der tugendhaften Schwester, dünkt mir!" sagte ich, auf dem Rückweg durch das Atelier vor dem schönen Bilde angelangt und mich noch einmal in seinen Anblick versenkend.

„Und das meinige!" meinte Lackner, die mit Frauenbildern behängten Bilder entlangdeutend. „Denn eigentlich sind es ja doch lauter Variationen desselben Themas, was ich seither gemalt habe."

„Das Thema?"

„Die Frau, die wahr ist, und die Frau, die lügt!" sagte er, unverhältnismäßig ernst, ja beinahe feierlich.

„Und welche von beiden macht uns glücklicher?" fragte ich, in seine weitoffenen Augen schauend.

Seine Miene verfinsterte sich. „Sie meinen wohl: welche von beiden uns unglücklicher macht?" sagte der verwöhnte Mann stirnrunzelnd, mit einer Schärfe, die nach unheilbarer Verletztheit klang.

„Wenn Sie wollen, auch so!" meinte ich. „Es ist ja im Grunde ein und dasselbe."

Nach einer Weile sagte er, den Blick am Boden, vorgebeugt, ein alter Mann: „Die wahr ist, macht uns unglücklicher!"

Dann hob er den Kopf, blickte im Kreise umher, begegnete dem Blick aus hundert Frauenaugen, zuletzt Heddas sanftem Schwesternblick, der gradaus, ohne Vorwurf, ohne Rückhalt, groß und ernst auf uns gerichtet blieb. Und er setzte, sich aufrichtend, entschlossen hinzu: „Aber sie macht uns besser!"

Im lichterfüllten Saale. Von Leo Sternberg

Im lichterfüllten Saale sangen sie
Von Liebe grell in tausend Angesichter.
Doch ich bedeckte mir die Augen
Und dachte dein.

Sie glaubten, daß ich weine und bedauerten
Den Einsamen, der mit geschlossenen Augen saß.
Ich aber schuf mir Nacht inmitten
Unheiligen Schwarms und dachte meiner Liebe.

George Bryan Brummell

Das Leben eines unromantischen Romantikers

Von Dr. Otto Mann

Es war am 7. Juni des Jahres 1778, als der kleine George Brummell mit seinem ersten Schrei die süße Stille des ländlichen Sheriffhauses zu Berkshire zerriß. Kein glückhaftes Erbe trug ihn. Sein Großvater war ein ehrlicher, beschränkter Zuckerbäcker gewesen, und erst in dessen Sohne William erhob sich die Sonne der Familie so weit, daß sie über die Niederungen des kleinen Volkes hinweg die Hügel des behäbigen Bürgertums anzustrahlen begann. William begann als Clerk, und vielleicht, daß die drohende Erstickung durch ein kümmerliches Bürokratendasein seine Kräfte zur Entfaltung antrieb: wir sehen ihn in den feierlichen Büros englischer Ministerien, endlich als Privatsekretär des ruhmlosen Premiers Lord North. Diese Stellung bedeutete viel Ehre und dem Einflußreichen noch mehr geldlichen Gewinn. Nachdem er so zwölf Jahre lang geschickter als sein Herr seine Hand in mannigfachen Geschäften gehabt, trat er mit diesem vom Amte zurück, ein wohlhabender, geachteter Mann und in ehrenvoller Abfindung mit der Würde eines Sheriffs von Berkshire belehnt.

Brummell mochte finden, daß gerade die Stille seiner Geburt, der dünne Klang des ererbten Namens ihn des eigentümlichsten Vorteils versichere, durch den Glanz jungen Ruhms die Ahnen zu adeln, anstatt von ihnen Adel zu empfangen. Hierzu fand er sich vielleicht früh genug bewegt durch den lebhaften Umgang, den der Sheriff von Berkshire mit den politischen Größen seiner Zeit pflog, unter ihnen den höchsten Vertretern oratorischer Kunst, Fox und Sheridan.

Weckten diese Männer in dem Knaben die ersten Begehrungen des Ruhms? Brummells frühe Vollendung läßt darauf schließen. Sehr möglich aber, daß des Knaben überzartes Auge sich damals schon an dem groben Format dieser genialen Köpfe stieß und in ihm eine Ahnung seiner Lebensaufgabe aufkeimte: Reformator der englischen Gesellschaft zu werden.

Als Brummell zwölf Jahre zählte, schickt ihn sein Vater nach Eton. Der gut erzogene, aufgeweckte Knabe erweckte schnell Aufsehen. Er wurde ein Gentleman, und mehr als dies, ein Gentleman, der seine Aufgabe ernst nahm und mit überlegenem Talent löste. Ohne faßbaren Aufwand verstand er seinem Benehmen, seinem Anzug eine Feinheit zu geben, die ihn wie ein Wesen höherer Geburt zwischen irdischen Menschen erscheinen ließ. Er war wie ein Zauberer, der Wasser in Wein verwandeln und nicht berühren konnte, ohne es geheimnisvoll zu adeln.

Diese Macht hat Brummells ganzes Leben geleitet. Er war nichts mehr, nichts weniger als die menschgewordene Vornehmheit selbst. Von ihr umstrahlt, riß er in Eton die Führung seiner Altersgenossen an sich, und mit dem Erfolge wuchsen auch die Schwingen seines Geistes. Auch in ihm bewies er würdige Gemessenheit, anmutige Leichtigkeit des Witzes und freie Natur. Er hielt sich hier klug auf der Grenze einer Haltung, die Liebe und Furcht gleicherweise zu wecken weiß. Seine Klugheit gab er vornehm nachlässig, sein Witz sprühte Überlegenheit, sein Freimut blieb reserviert. Kein Herz blieb ihm gegenüber unbewegt, keines drang an das seine heran. In seiner rätselhaften Überlegenheit verehrt und gefürchtet zu werden war die tiefwühlende Erfahrung, die Brummell in Eton machte, der ersten Sprosse auf der Leiter seines Ruhms.

Anfang 1794 siedelte er nach dem ehrwürdigen Oxford über, um dort auf dem Oriel College die Bildung des wohlhabenden Engländers zu erwerben. Auch hier blieb er seinen Grundsätzen treu. Er bewies große Strenge in der Auswahl seiner Bekannten, reinigte sich unbarmherzig von den Schlacken einer kindlicheren und unkritischeren Vergangenheit und schärfte seinen Geist an Spottgedichten, einer gefürchteten wie belustigenden Zuchtrute des College.

Wir sind überrascht, Ende dieses Jahres Brummell als Fähnrich bei den 10. Husaren wiederzufinden. Nun waren die 10. Husaren damals das vornehmste Regiment Englands, in dessen Offizierkorps die höchste englische Aristokratie diente und dessen Chef niemand anders war als der Prinz von Wales. Brummell mußte die militärische Maskerade, die ihn plötzlich mitten in die Aristokratie führte, ewig als den großen glückbringenden Sprung seines Lebens preisen.

Es scheint, daß ein Zufall ihm diese neue Aussicht eröffnete. Eben von Eton verabschiedet, weilte er als Gast bei zwei Tanten, die einen Posten als Türhüterinnen des Greenpark verwalteten. In diesem Park traf Brummell mit dem Prinzen von Wales zusammen, gewann sofort dessen Interesse und das kostbare Versprechen eines Patents für die 10. Husaren. Dieser große Augenblick überwältigte den jungen Mann, er brach in Tränen aus, sank vor der königlichen Hoheit in die Knie und küßte die gnädige Hand.

Des Prinzen Gunst für Brummell wuchs rasch. Wirklich verband diese an Alter sehr getrennten Männer — Brummell zählte sechzehn Jahre, der Prinz zweiunddreißig — eine verwandte Tendenz zur Eleganz ihrer Erscheinung, die dem Prinzen den Ruf des ersten Gentleman von Europa eingetragen

hatte, doch sehr zu Unrecht. Der junge Mann knüpfte an den überladenen Trieb eitler Käuze an, an denen kein Land reicher ist als England, und suchte ihre Modetorheiten unsinnig zu überbieten. In ihnen vergeudete er sich, scheinbar auf dem Gebiete des Geschmackes führend, in Wahrheit aber immer in ihm schwankend und geführt. Zuerst machte sich Fox zu seinem bewunderten Lehrmeister; nun sollte er Schüler seines jungen, ihm unendlich überlegenen Schützlings werden. Schon das Äußere beider Männer offenbarte den entscheidenden Gegensatz inneren Rangs: des Prinzen schwere, lässige Gestalt, langsam verfettend und mit tausend Eitelkeiten behangen, sein haltloser Kopf, dessen Aufschwemmung durch keinen festen Zug des Antlitzes gehemmt wurde; dagegen nun Brummells göttliche Jugend, sein hoher gewinnender Wuchs, geadelt durch den erlesenen Geschmack seiner Kleidung, sein klassischer, geistiger Kopf, nur wenig geschädigt durch den Bruch der Nase, deren Ebenmaß er durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde dem Militär hatte opfern müssen, die Anmut seines Geistes, das Sprühen seines Witzes.

Noch sechzehn Jahre alt, doch schon zum Leutnant erhoben, sah dieser junge Mann sich eines Morgens auf der Windsorstraße inmitten der vornehmsten Gesellschaft Englands und ihr als Freund des Prinzen von Wales vorgestellt. Mit achtzehn Jahren war er der Herrscher und durch des Prinzen Gunst der jüngste Hauptmann der Armee.

Da traf ihn die Nachricht, daß die 10. Husaren im Begriff seien, nach Manchester verlegt zu werden. Brummell stand in Gefahr, statt im Schoße der englischen Aristokratie im Sumpfe einer mittleren englischen Industriestadt zu landen; so suchte und fand er bei seinem königlichen Gönner seinen Abschied, indem er vorgab, sich von seinem erlauchten Freunde nicht trennen zu können. Eben dieses Jahr setzte ihn in Besitz des Erbes, das ihm sein inzwischen verstorbener Vater hinterlassen.

Brummells erste Bemühung war es, das Gesetz des Geschmacks der brutalen Verschwendung überzuordnen. Nach diesem Prinzip richtete er sich in der Chesterfieldstraße ein erlesenes Heim ein, nach diesem Prinzip lebte er in ihm. Weder groß noch reich empfing es den Besucher mit unnachahmlicher Vornehmheit; es bot Gemächer, deren zurückhaltende Farbensymphonien dem Auge zart schmeichelten, in denen jedes Möbel den Willen und die Kunst seines Besitzers ausdrückte und deren Köstlichkeit sich durch kleine Kunstsammlungen noch hob. Hier fand man eine reiche Bibliothek der vorzüglichsten Werke, kostbar in Druck und Bindung, eigens für ihren Besitzer gefertigt, schöne Bronzen, das feinste Sevresporzellan, das zu sammeln Brummell Kosten und Mühe nie scheute, bis herab zu den modischen Dingen wie Schnupftabaksdosen und Stöcken. In diesen Räumen war der Orgienlärm englischer Gastmähler verpönt, und nur einer durfte sich anmaßen, den gemessenen Ton des Hauses zu durchbrechen, der Prinz von Wales, der es nicht liebte, nüchtern von Gesellschaften zu scheiden. Brummells Symposien wurden in kleinem Kreise gefeiert und boten ihren Teilnehmern in diesem köstlichen Rahmen die Künste eines französisch geschulten Kochs, wohlabgestimmte Weine und den Genuß eines witzigen Feuers, wie es das Behagen von Leib und Seele ausglühen ließ.

Dieses neue Gesetz durchwirkte auch Brummells äußere Erscheinung. Er warf seine leichte Erfindung auf die Kleidung und machte sie zu einer raffinierten Kunst. Zuerst überraschte er die Londoner Gesellschaft mit einem Frack, der ungläubige Bewunderung erregte. Im Anblicke dieses Frackes konnte niemand länger bezweifeln, daß Brummell das Genie der Gesellschaft war. Dieser Frack war zurückhaltend in der Farbe, bescheiden im Schnitte. Aber gerade hierdurch hob er die Anmut seines Trägers. Brummell fuhr in diesen fruchtbaren Erfindungen fort; bald trug er eine Krawatte, deren Ruhm den seines Fracks hoch übertraf, er reformierte das Reitkostüm, er griff über die Kleidung hinaus und führte London einen neuen zierlichen Wagen vor, der leichte Anmut mit vornehmer Linie verband.

Es ist heute kaum zweifelhaft, daß Brummells Wirkung in einer einzigartigen Fähigkeit ruhte, den überlegensten Geschmack an seiner eignen Person zum Ausdruck zu bringen. Er hatte sich die besten Schneider Londons zum geschickten Werkzeug geschult; er beschäftigte nicht weniger als drei Handschuhmacher, von denen jeder ein Meister war, der eine im Anfertigen des Handrückens, der zweite des Daumens, der dritte der übrigen Finger; er besaß einen Friseur für den Vorderkopf, den Hinterkopf und die Schläfen. So mit unendlicher Kunst geschmückt denke man sich Brummell, und man versteht, warum er London hinriß. Keiner mehr als er hatte jedem zu geben: dem Geistvollen geistvolle Unterhaltung, dem Verehrer des Geschmackes den künstlerischsten Menschen, dem Liebhaber modischer Sensation Mittel äußerer Nachahmung.

So wird Brummell der Diktator der Gesellschaft, indem er das Gesetz der Mode, des Schicklichen wird. Der White-Klub wird zu seinem Hauptquartier. Hier ist das berühmte Eckfenster zu sehen, an dem Brummell oft stand, von wenigen Vertrauten umgeben und die Gesetze der Mode bestimmend. Er ist der Herrscher des guten Tones; ein Fest in London, das Anspruch auf Rang macht, kann ihn nicht entbehren. Sein Erscheinen bedeutet Glück, und aller Blicke fliegen ihm zu, ihn zu bewundern, von ihm, dem Unnachahmlichen, das Nachahmbare zu lernen, die Gedanken zu lesen, die sein kühles Antlitz verschweigt, und sein Urteil zu dem ihren zu machen.

So sind wir bis zu dem Jahre 1810 vor-

gerückt und auf den Höhepunkt des größten Erfolgs, den je ein romantischer, unwirklicher Vorsatz hat erringen können. Doch hatte Brummell wirklich gesiegt? Wer konnte sagen, ob nicht seine Wirkung auf einem ungeheuren Mißverständnis ruhte und in sich zusammenstürzen müsse, sobald dieses Mißverständnis gelöst würde? Wie platt, wie äußerlich war die Nachahmung, die von ihm aus ganz London durchdrang, wie geistlos die Bewunderung, die man ihm zollte! Es war ein armseliger Anblick, eitle Tröpfe an der Hülle des Meisters herumklauben, sie Kammerdienergeheimnissen nachjagen zu sehen, um das gefährliche Rätsel zu lösen. Niemand wußte, daß dieses Geheimnis Brummell selbst war und es nur eine wahre Nachfolge gebe, sich selbst von innen her zu künstlerischer Kultur heranzubilden.

Von diesem Erfolge der Äußerlichkeit mußte Brummell sich abtrennen. Er hörte auf, in der Mode erfindend zu sein, er begann, im Besuche der Gesellschaften seine Zurückhaltung zu steigern. Sein Wesen verlor an Verbindlichkeit und verstärkte sich in der Strenge. Er zeigte selbst Spuren eines gehässigen Überdrusses und verriet hiermit das geheime Unglück seiner überragenden Stellung. Denn es scheint, daß er in demselben Maße, wie er an Macht stieg, an Glauben verlor, nicht zwar an sein Ideal, wohl aber an dessen fruchtbare Wirkung. Er fühlte wachsenden Abscheu vor einer Gesellschaft, die er vielleicht nie geliebt, für die er aber gewiß gehofft hatte; zugleich umdüsterte ihn eine Einsamkeit, die unheimlich zu seiner gesellschaftlichen Stellung kontrastierte. Nun erst erklomm er den wahren Zenit seiner Größe: ein romantischer Plan hatte sich zur Gewalt einer Tragödie entfaltet, der glänzende Sieger des Salons sich in den ernsten Heros verwandelt, der gebietend, einsam, verachtend in der englischen Gesellschaft emporragte zu einer Zeit, als Fox im Grabe faulte und Sheridans Ruhm erloschen war.

Wir stehen an einem neuen Wendepunkte der brummellschen Existenz, notwendig wie die Wandlungen zuvor, doch sie an Verhängnis übertreffend. Wo lag Brummells Herrschbereich? Er sah die Gesellschaft unter seinen Füßen und ihm Weihrauch streuen, doch kein lebendiger Strom verband ihn und sein Reich, nicht er herrschte, sondern ein niederer Götze, das Mißverständnis, machte sich zum Mittler zwischen ihm und seinen Untertanen. Wohin er sah, sah er sich verplattet, karikiert; aus dem Boden, den er mit seinem Herzblut getränkt, keimten nur dürre Nesseln. Er hatte viele eitler, kaum einen vornehmer gemacht, keinen glücklicher, reicher. Seinen Händen fehlte die segnende Kraft des Propheten; für sich selbst groß, blieb er als verschlossenes Bild stehen, das Anbetung erzwang, ohne Güte zu schenken. Er war nichts als er selbst, er besaß nichts als sich.

Brummells Verhängnis wurde, daß seine Aufgabe, was die Gesellschaft angeht, unerfüllbar blieb und ihn einem zynischen Haß auslieferte; hinsichtlich seiner selbst aber war er seit langem vollendet und dem Überdruß anheimgegeben. Möglich, daß solche Qualen ihn geheim zerfraßen und dem Sturze entgegenzogen. Denn mit dem Rückzug Brummells aus der Gesellschaft paart sich eine sichtliche Vergröberung seiner Lebensweise, eine Sucht nach Betäubung, die befremdet und erschreckt. Er hatte sich in früheren Jahren vorwiegend den feinsten Genüssen hingegeben, die die englische Gesellschaft ihm darbot: der Feudalität englischen Landlebens, dem zwanglosen Austausch auserlesener Gäste, dem Verkehr mit den großen Köpfen seiner Zeit und den Schöngeistern, die sich um die Herzoginnen von Devonshire und Rutland zu versammeln pflegten.


Beau Brummell

Nun beginnt er das Leben in den Klubs zu bevorzugen, in denen noch ungehemmt die Roheit des Trunkes und Spiels waltete. Wir können nicht verschweigen, daß Brummell, der zuvor Mäßige, stärker zu trinken begann, daß er, einst Feind des Spiels, dieser Verlockung allmählich leidenschaftlich unterlag, er roher im Witze wurde, nachdem er in ihm der feinste gewesen.

Das Spiel bedrohte sein Vermögen mit Zerrüttung; um die gleiche Zeit, im Jahre 1811, traf ihn ein gesellschaftlicher Schlag: ein stets unversöhnter Streit mit dem Prin-



Modisches Gestade. Gemälde von Willy Schmidt-Heubach

zen von Wales. Wir entsinnen uns, daß beide Männer mit dem gleichen Anspruch auftraten; und der Friede, den der Prinz mit Brummell hielt, war nicht ohne listige Verschlagenheit; denn er bediente sich Brummells Geschmack umfassend und erkannte dafür den Beau lässig als den einzigen Mann in der Welt an, der in der Mode sich mit ihm messen könne. Doch konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß er langsam in den Schatten seines großen Schülers gedrängt wurde. Brummell aber gefiel sich bei Erstarken seiner zynischen Verachtung auch dem Prinzen gegenüber in beißenden, verletzenden Urteilen, die dessen Eitelkeit erzürnen mußten. Als nun Brummells Spottsucht auch des Prinzen heimliche Gemahlin Mrs. Fitzherbert empfindlich getroffen, gab der Langverdrossene der weiblichen Rachsucht gerne nach und sagte Brummell die Fehde an.

Brummell, neubelebt durch die Aussicht eines gefährlichen Spiels, beschloß den Prinzen zu schlagen. Hierzu stand ihm eine angeborene und durch jahrelange tiefe Beobachtung entfaltete Kenntnis der menschlichen Seele zu Gebote, die ihn zu einem furchtbaren, weil überlegen wissenden Gegner machte. Denn die Liebenswürdigkeit, mit der er im Gespräch stets das Wort fand, das seinem Partner schmeichelte, zeigte nur die Tiefe seines durchschauenden Blicks, und er konnte die Anziehung jederzeit in Furcht verwandeln, indem er gleichsam die Vorzeichen seines Verhaltens umkehrte und seine Kenntnis benutzte, seinen Gegner aufs zierlichste zu durchstechen.

Diese Überlegenheit setzte Brummell in den Kampf mit dem Prinzen. Er wußte, daß er angreifen müsse, ehe die englische Gesellschaft ihren Blick auf die wahren Machtverhältnisse lenkte, die auf der einen Seite Englands künftigen König zeigte, auf der anderen einen finanziell halb ruinierten Mann, den nichts trug als das Rätsel seiner Person. Strenger als je nahm er die Miene des gesellschaftlichen Gesetzgebers an, schreckte nicht davor zurück, den Prinzen in die Acht zu erklären, und gab vor, ihn in die Barbarei zurückstoßen zu wollen, aus der er ihn erhoben habe. Er setzte den Prinzen in die größte Gefahr, indem er sich mit überlegener Verachtung weigerte, dessen Gegnerschaft ernst zu nehmen. Der unverhohlene Groll des Prinzen, verglichen mit der leichten Impertinenz Brummells, wurde unfehlbar lächerlich. So hatte Brummell bald die Lacher Londons, damit den Sieg auf seiner Seite.

Dennoch war der Sturz des mächtigen Diktators nicht aufzuhalten. Eben in diesen letzten Jahren seines Sieges, zwischen 1811 und 1816, vollendete sich sein finanzieller Ruin. Der völlige Verlust seines Vermögens fällt in die Jahre 1813/14, der Zeit eines wahrhaft kosmopolitischen Treibens, bis zur Ausschweifung angestachelt durch die glücklichen Siege über Napoleon. Die üppig hochgehende Woge des Londoner Lebens riß den schon schwankenden Brummell mit sich; und wie sie verebbt, konnte er die Tage zählen, die ihn von der Aufdeckung seines geheimen Ruins noch trennten.

Dieser Zeitpunkt nahte sich ihm an dem denkwürdigen 16. Mai 1816. Am Mittag dieses Tages gab er sich noch einmal dem Genusse hin — im eignen Heim einen Kapaunen zu speisen, besuchte darauf abends die Oper und glänzte dort hinreißender denn je, dann, ohne nach Hause zurückzukehren, bestieg er einen Wagen, worin er das Teuerste seiner Habe gerettet, fuhr nach Dover und landete am Tage darauf in Calais, dem Paradiese englischer Bankerotteure.

Der Tag nach Brummells Rückzug sah London in tödlicher Erregung. Groß und unverstanden hatte dieser Mann mehr als zwanzig Jahre lang so überragend die Mitte der Gesellschaft gebildet, daß er unverletzlich schien. Die Schwierigkeiten, mit denen er in den letzten Jahren gerungen, waren keineswegs unbekannt; aber da niemand die Stärke und Hilfsmittel des geheimnisvollen Mannes ausmessen konnte, war jeder geneigt, sie allen Lagen gewachsen zu glauben. Nun war über diesen Helden das irdische Geschick hereingebrochen, die Gläubiger meldeten sich, und Brummells Besitz wurde zur Versteigerung gebracht. Die Londoner Gesellschaft trat dieser Situation würdig gegenüber; sie wallfahrtete zur Auktion und erwarb die Reliquien einer glanzvollen Vergangenheit, von der sie wohl ahnen mochte, daß sie unwiederbringlich verrauscht sei. —

Hiermit ist Brummells Laufbahn beendet; und wir folgen nur dem Bedürfnis nach einer äußeren Abrundung, wenn wir kurz das wachsende Unglück andeuten, unter dessen Zeichen die langen Jahre bis zu Brummells Tod stehen sollten. In Calais, das Brummell sich zum dauernden Aufenthalt wählt, zuerst noch durch gerettete Habseligkeiten und Unterstützung vieler Freunde wohlhabend, versinkt er allmählich in gefährliche Verschuldung. Um ihn aus seinen geldlichen Nöten zu befreien, bietet man ihm einen Konsulsposten in Caen an, den er jedoch bald durch eigene Unklugheit wieder verliert. Er gerät in bitteres Elend und lernt selbst auf Monate das Schuldgefängnis kennen; dazu zerrütten ihn Alter und unheimliche paralytische Anfälle. In ihnen zerbricht endlich sein Geist; 1838 findet der gänzlich Umnachtete Aufnahme in der Irrenanstalt von Saint-Saveur, nahe bei Caen. Hier stirbt er 1840, die Gebete nachlallend, die eine fromme Schwester ihm vorspricht.



Das Haus zum Lanzknecht

Novelle von Karl Friedrich Baberadt

Das Haus zum Lanzknecht ist eines der wenigen Frankfurter Bürgerhäuser, die in dem großen Christenbrand von 1719 verschont geblieben sind. So steht es nun schon mehr als dreihundert Jahre. Ein ummauerter winziger Ausschnitt aus der Unendlichkeit, Wahn einer bleibenden Statt seiner Erbauer, durchtränkt von Menschenschicksalen, Leib, aus dem glückhafte Geburten sich losrangen, Grab, in das müde Generationen hinabfielen, Gefäß unsterblicher Hoffnungen und nie erfüllter Wünsche, Kampfplatz um Höchstes und Niedrigstes, letzte Zuflucht gehetzter Seelen und Überdauerer alles Glückes, allen Schmerzes, aller Zweifel und aller Erkenntnisse.

Von den heute Lebenden kennen vielleicht nur noch die ganz Alten das Haus zum Lanzknecht, denn das gemeißelte Wappenschild über der breiten, trutzigen Türe ist längst verschwunden, der Name des Hauses ist gelöscht, seit der letzte Lanzknecht durch das mächtige weiße dorische Portal draußen weit vor den Toren in die Ewigkeit getragen wurde, und mit einer Nummer versehen ist das Haus jetzt eines in der Reihe der alten behäbigen Bürgerquartiere der einstigen freien Reichsstadt, nichtssagend, grau, und gegenüber den kalten, protzigen Geschäftspalästen in der Nachbarschaft vergrämt und verschüchtert wie einer, der nicht mehr in die Zeit paßt und sich doch noch kräftig genug fühlt, seinen Platz in der Gemeinschaft auszufüllen.

Als im Jahre 1618 die Brüder Adam und Jakob von Lanzknecht in die gebietende Mainstadt kamen, mit Privilegien von Kaiser Matthias, der die braven Lanzknechte, die ihm als Söldner lange treu gedient hatten, mit einem ehrenvollen Adelsbrief entlassen und sie nach Frankfurt, wo er reiche Freunde besaß, empfohlen hatte, da schauten sie sich lange um nach einem Platze, wo sie ihr Haus erbauen könnten. Die Herren in Frankfurt forderten manchen Goldgulden, jedoch die Brüder besaßen nicht genug davon und verzweifelten fast, eigenen Grund und Boden hier erwerben zu können. Zudem war damals die Stimmung in der Stadt den Fremden nicht günstig. Die Brüder, die sahen, daß sie mit ihren kaiserlichen Empfehlungen in dem stolzen Frankfurt nicht viel ausrichten konnten, machten sich schon bereit, nach Nürnberg überzusiedeln, als ihnen ein Arzt, an dem sie empfohlen waren, sein schönes neues Haus in der heutigen Töngesgasse anbot. Sie griffen rasch zu, erwarben das Haus des Arztes, ließen es im Erdgeschoß ein wenig umbauen, um es für den Weinhandel, den sie zu betreiben gedachten, geeignet zu machen, und lebten fortan darin als Bürger der selbstbewußten Reichsstadt. Ihr Geschäft blühte dank ihrer merkantilen Tüchtigkeit rasch auf, und ihr Ansehen wuchs besonders, als sich Jakob eine Ratstochter zur Frau wählte. Als er in hohem Alter starb, hatte sich seine Familie bereits mehrfach verzweigt und mit den bodenständigen Frankfurter Bürgergeschlechtern versippt. Die Wurzeln, die die landfremden Lanzknecht in die fränkische Erde senkten, waren stark und reichten tief und saugten die beste Kraft des Heimatbodens in den Stamm. Stolze und lebendig-tätige Liebe zur Vaterstadt galt dem Geschlecht allzeit als hoher Besitz und war ein Erbteil, das sich durch die Generationen der Familie fortpflanzte und festigte.

Dennoch blieben Zank und Streit auch in dieser Familie nicht aus, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde erbittert darum gekämpft, welcher Zweig in dem alten Hause in der Töngesgasse die Herrschaft führen sollte. Der Zwist wurde zugunsten des Lutz von Lanzknecht entschieden, der damals der einzige männliche Nachkomme des Namens war, ein zäher, selbstbewußter Mann, der keine Rücksichten kannte.

Aber über das Urteil, das Lutz von Lanzknecht zum Herrn des Stammhauses machte, gerieten nun seine beiden ledigen älteren Schwestern in so ungeheuerliche Wut, daß sie eines schönen Tages den pergamentnen Adelsbrief des Kaisers Matthias in tausend Fetzen zerrissen und sie vor den Augen des Bruders ins Feuer warfen. Als dieses Sakrileg ruchbar wurde, mengten sich andre Leute in den Familienzwist, und die Folge war, daß auf Grund einer Entscheidung der hochweisen Herren in Wien die Kinder des Lutz das Adelsprädikat nicht mehr führen durften. Eine Erneuerung des Diploms wußten die Neider und Feinde des „Bürgerschöffen“ boshaft zu hintertreiben. Fast hundert Jahre lang ging darum ein grimmiger Prozeß, der viel Geld verschlang und den die Familie am Ende doch verlor.

Der spätgeborene Sohn des Schöffen Lutz lebte bereits in einer anderen Zeit. Sein größter Stolz war, Bürger zu sein ohne das adelige „von“ vor seinem Namen, Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt am Main.

Er war ein Mann mit gesundem, unverfälschtem Empfinden, dem der eitle Standesfirlefanz nichts galt. Er betrieb das vom Vater überkommene Geschäft als tüchtiger Kaufmann weiter, aber er vernachlässigte darüber seine geistigen Interessen nicht. Durch seine Frau, die schöne Dorothea Marianne Claudius, stand er dem feinsinnigen, hochkultivierten Kreise der Willemer und Brentano verwandtschaftlich nahe, und aus diesem vornehmen, gediegenen kleinen Zirkel floß in das Haus zum Lanzknecht ein warmer Strom geistiger Anregung und seelischer Vertiefung des täglichen Lebens. Bis in ihr hohes Alter hielt Dorothea Lanzknecht diese Tradition aufrecht, und sie genoß bei ihren Enkeln eine fast priesterliche Verehrung. Sie war eine Frau, die tief in Menschliches geschaut hatte, die Leid und Freud selber in reichem Maße erfahren und die von der Höhe eines gesegneten Lebens mit einer Klarheit auf Menschen und Dinge sah, die nicht nur ihr eigenes Innere erleuchtete, sondern auch weise und wärmend auf alle ausstrahlte, die mit ihr in Berührung kamen. Seit sie verwitwet war, bewohnte sie den zweiten Stock des Hauses zum Lanzknecht und führte dort ein behagliches, beschauliches Dasein.

Der letzte Wille des alten Jakob von Lanzknecht war gewesen — und in einem ausführlichen Testament hatte er es in derben, knorrigen, aber sehr bestimmten, klaren Worten unter Drohungen und selbst Verfluchungen festgelegt — daß das Handelsgeschäft immer vom Vater auf den ältesten Sohn übergehen sollte, und das Schicksal hatte es seltsam gefügt, daß neben mehreren Töchtern, von denen übrigens die meisten unvermählt starben, immer nur e i n Sohn in der Familie war, der sich dem Willen des Ahnherrn auch fügte. Erst Jakob Friedrich Lanzknecht, Dorotheas Sohn, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts Besitzer des Hauses und des Geschäftes war, hatte zwei Söhne, und zum erstenmal, seit das Haus zum Lanzknecht stand, sträubte sich der Älteste, dem Gewerbe des Vaters treu zu bleiben.

Dirk Lanzknecht und sein um ein Jahr jüngerer Bruder Jakob Ludwig hatten von frühen Kindheitstagen an den stolzen Geist des Hauses zum Lanzknecht eingesogen. Sie fühlten sich eins mit den grauen Mauern, mit den altmodischen Stuben, mit dem hohen, steilen Dach, aus dem als besonderes Reich der Jungen die sehr geräumige Giebelstube trotzig-kühn hervorsprang.

Dirk, dessen Schlankheit der Mutter nachartete, war von außerordentlicher geistiger Regsamkeit, aber er war keine Kampfnatur, sein Charakter war, trotz aller Auflehnung, die in ihm schlummerte, auf eine stille, friedsame Entwicklung eingestellt. Schon früh neigte er sich den schönen Künsten zu, Musik und Poesie bedeuteten für ihn Lebenselement, und die Ideale seiner Knaben- und Jünglingszeit schöpften ihre Kraft aus diesem Born. Je tiefer er die Beglückungen der Kunst in seinem Innern verspürte, desto schroffer fühlte er den Gegensatz zu der Welt, in die er vom Schicksal gestellt war. Er wußte, daß er bestimmt war, das väterliche Geschäft fortzuführen, aber er erkannte auch wie einen von fernher dunkel heranbrausenden Katarakt die Unmöglichkeit, in solchem Fahrwasser sein Leben dahintreiben zu lassen, ohne schließlich in einem Abgrund zu zerschellen. Hätte er nicht mit allen Fasern seines Herzens an dem alten Hause, an der alten Stadt gehangen, er wäre längst von dannen geflohen, um irgendwo in der Ferne ein Leben der Weisheit, der Sehnsucht und der Liebe zu leben.

Jakob Ludwig, sein Bruder, war ganz anders geartet. Von kräftiger, gedrungener Statur ähnelte er auch im Wesen ganz dem Vater. Er hatte dessen kluge Augen und die harte, breite Stirn, war im Denken zwar ein wenig schwerfällig, aber in seinen Handlungen und Entschlüssen von strenger Zuverlässigkeit, treu bis zur Aufopferung, unbeugsam und stolz, fest verwurzelt im Boden alltäglicher Wirklichkeit, gesund und nüchtern im Urteil und nicht weniger anhänglich an das Haus, in dem er lebte, als sein Bruder. Für Jakob Ludwig gab es keinen höheren Ehrgeiz, als dem väterlichen Geschäfte vorstehen zu dürfen.

Trotz dieser Gegensätze aber war die brüderliche Verbundenheit der Seelen beider Jünglinge von Kindheit auf eng und fest. Sie hatten keine Geheimnisse voreinander, sie brauchten keine Freunde außer sich selbst, sie wuchsen in ihrer eigenen Welt groß, die sie mit den Bildern ihrer Phantasie bevölkerten und der die Erzählungen der Großmutter einen bunten Inhalt gaben.

Ohne daß sie es beabsichtigte, verstärkte der Einfluß Frau Dorotheas den Widerwillen Dirks gegen den Kaufmannsberuf. So gerecht die alte Frau ihre Liebe unter die Enkel zu verteilen suchte: für den ältesten war doch immer noch ein Überschuß da, und wenn die Bevorzugung nach außen hin nur wenig hervortrat, so war dafür die innere Verwandtschaft der beiden Menschen um so inniger. Dorothea Lanzknecht sah in dem aufgeweckten, schönen Knaben mit dem blonden schmalen Kopfe und dem rassiggeschnittenen, intelligenten Gesicht, das durch gold-

braune Augen unter schmalen schwarzen Brauen fremdartig belebt wurde, die Verwirklichung ihrer Sehnsucht nach einem zweiten Sohne, und ihr Herz floß über, um ihn teilnehmen zu lassen an dem goldenen Reichtum ihres Gemüts und seine Seele anzufüllen mit allen Schönheiten und allem Glanz des Lebens. Sie gab ihm gleichsam alle Hoffnungen, Wünsche und Träume zum Erbe, die sie selbst einst dem Leben entgegengebracht und die sich niemals erfüllt hatten.

Frau Dorothea galt im Hause zum Lanzknecht so viel, daß jeder in ihr den guten Geist des Hauses verehrte und sich ihrem begütigenden und versöhnenden Wirken willig beugte. Sie unternahm es, ihren Sohn zu überzeugen, daß das Schicksal der Familie Lanzknecht gewissermaßen selbst sich für Dirk erklärt habe, da es ihm noch einen Bruder, einen ordentlichen, tüchtigen Menschen, zur Seite gegeben habe, so daß das Testament des Ahnen Jakob seine Verwünschungen gar nicht wirksam zu machen brauchte, denn das alte, ehrenwerte Geschäft bliebe ja in der Familie, wie es die Absicht seines Begründers gewesen sei; Jakob Ludwig sei mit Leib und Seele bei dem Handel des Vaters, und es sei gewiß auch schon Vorbestimmung gewesen, daß gerade dieser Knabe in der Taufe die traditionellen Vornamen der Lanzknecht erhalten habe.

Jakob Friedrich bekam diese Gedankengänge, die auch von seiner eigenen immer leidenden Frau unterstützt wurden, bei jeder Gelegenheit zu hören, und es schien eine Zeitlang, als wolle er sich der Meinung der beiden Frauen anschließen. Aber als Jakob Ludwig selber mit dem Wunsche an ihn herantrat, ihn vor dem Abiturium aus der Schule zu nehmen und in das väterliche Geschäft eintreten zu lassen, damit er es im Sinne der Vorfahren weiterführen lerne und Dirk nach seinen Neigungen studieren könne, gab er eine ausweichende Antwort. Es wurmte ihn, daß Dirk noch nie von sich aus über diese wichtige Lebensfrage mit ihm gesprochen hatte, und er schalt ihn feig und minderen Vertrauens. Er befahl ihn zu sich in das dunkle, schlichte Kontor, von dessen Wänden die Porträts aller männlichen Lanzknecht herabschauten und in dessen strenger Stille der Wohlstand der Familie begründet und gepflegt worden war.

Dirk fand den Vater an seinem alten Platz hinter dem hohen Schreibpult, den Kopf in die linke Hand gestützt, die scharfen, hellen Augen aus dem frischen bartlosen Gesicht auf den Sohn gerichtet. Unbeirrt und kühl ruhte sein Blick auf dem jungen Menschen, und als Dirk sich neben den Schreibtisch des Vaters setzen wollte, gab ihm eine gebieterische Geste zu verstehen, damit zu warten.

Ohne auf das Erstaunen des Sohnes zu achten, begann der Vater: „Es ziemt dir, das, was ich dir zu sagen habe, stehend anzuhören, lieber Dirk, denn ich spreche nicht bloß als Vater zu dir, sondern ich vertrete in diesem Augenblick das ganze Geschlecht der Lanzknecht, ich spreche zu dir im Namen aller deiner Vorfahren. Es tut mir leid, daß ich dich erst habe rufen lassen müssen, um über deine Zukunft mit dir zu sprechen — lieber wäre mir gewesen, du hättest Vertrauen zu mir gehabt und hättest deine Wünsche mir gegenüber selber vertreten."

„Vater," unterbrach Dirk ihn, fast erdrückt von der ungewohnten Feierlichkeit, „es war kein Mangel an Vertrauen . . ."

„Ich habe dir noch nicht erlaubt zu reden," schnitt Jakob Friedrich ihm das Wort ab.

Dirk ließ die Arme am Körper herabsinken und neigte das Haupt. Jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen.

„Verzeih, Vater, ich höre," sagte er heiser.

„Du bist jetzt neunzehn Jahre, Dirk, und reif, dich fürs Leben zu entscheiden. Ich freue mich, daß dein Weg bisher gerade und rein war und daß du die Pflichten, die dir die Schule aufgab, brav erfüllt hast. Ich erwarte nichts anderes von meinen Söhnen. Nachdem du jetzt das Abiturientenexamen gut bestanden hast, will ich ein übriges tun und dich auf Reisen schicken."

Dirk machte einen raschen Schritt auf den Vater zu und streckte ihm die Hände entgegen, ein freudiges Aufleuchten ging über seine Züge. Aber der gestrenge Herr schien es nicht zu bemerken. Ohne eine Pause zu machen, fuhr er fort: „Ich weiß, du willst studieren, aber das geht nun einmal nicht, du mußt dich damit abfinden. Du wirst einmal der Chef dieses Hauses sein. Doch ich halte es für nötig, daß ein Mann in dieser Stellung die Welt kennt. Du wirst nach Frankreich und nach Italien gehen und wirst dann unsre Niederlassung in Smyrna besuchen. Du magst so lange im Auslande bleiben, wie du willst — drei, fünf, sechs Jahre . . . Ich fühle mich mit meinen sechzig so frisch und gesund, daß ich hoffe, der Himmel schenkt mir noch viele Jahre."

Jakob Friedrich hatte sich vor den Sohn hingestellt, der ihn fast um Hauptes Länge überragte. Ein wärmerer Schein kam jetzt in seinen Blick, als er die Hand auf des jungen Mannes Schulter legte und weitersprach: „Ich hoffe, Dirk, daß dir mein Plan Freude macht und dir einigen Ersatz für das entgangene Studium gewährt. Es ist nun an dir, alles zu einem guten Ende zu führen."

Dirks erste Empfindung war eine tiefe Enttäuschung, aber dann brannte eine mächtige Hoffnung in ihm auf. Wünsche, die er sich selber kaum einzugestehen gewagt hatte, gewannen plötzlich Leben und Farbe. Mit einer hastigen Bewegung ergriff er die Vaterhand und drückte sie, wie er es als Kind gewohnt gewesen war, an die Lippen. In diesem Augenblick war er angefüllt von Dank für den Vater und von Gelöbnissen und Zuversicht.

Aber nur eine kleine Sekunde war so etwas wie Ergriffenheit zwischen den beiden Männern, deren jeder in sich den Stolz eines alten tüchtigen Geschlechtes trug, dann wandte sich der ältere wieder seinem Arbeitstische zu.

„Zunächst wirst du nach Bordeaux gehen. Bei Ribauc fils habe ich bereits eine Lehrstelle für dich ausgemacht. Armand Ribauc ist ein Jugendfreund von mir, er wird dich mit offenen Armen aufnehmen und dir eine gediegene Ausbildung geben, auf die du dann in Italien und in Smyrna selber weiter aufbauen kannst. Ich denke, zwei Jahre werden bei Ribauc genügen. Also, lieber Junge, triff deine Vorbereitungen. Die Mutter ist schon verständigt und, so Gott will, kannst du heute in acht Tagen auf die Reise gehen."

Jakob Friedrich Lanzknecht nahm seine Geschäftsbücher vor, und Dirk fühlte, daß er entlassen sei. Er taumelte mehr, als er ging, aus dem Kontor. Es war ihm, als sei er aus einem Lichtmeer jählings in schreckenvolle Finsternis geraten. Erloschen die Hoffnungen, verdorrt die Wünsche. Befreiung von unerträglichem Joch hatte er zu sehen vermeint, und an eine Kette war er gelegt worden, die noch viel schwerer drückte.

Mutlos und verzagt suchte er die Großmutter auf. Als er neben ihrem Lehnstuhl auf dem niedrigen Schemel saß, brach alle Bitterkeit und alles Mitleid mit sich selbst in leidenschaftlichen Worten hervor.

„Mein Bub, mein Dirk," tröstete ihn Frau Dorothea, „nicht weinen! So groß die Enttäuschung auch für dich sein mag, so ist es doch keine grenzenlose Öde, die vor dir liegt. Dein Vater zeigt dir einen Weg, und er meint es gut. Frei sein heißt unsre Grenzen erkennen. Was sich dein Vater als Selbstzweck denkt, sei dir Mittel zum Zweck. Es gibt nichts im Leben, was nicht die Möglichkeit in sich trägt, uns innerlich zu bereichern, es kommt nur darauf an, es sich richtig aufzuschließen und hinter die Dinge zu sehen. Wenn du dir das zu eigen machst, was dein Vater dir vorschreibt, wirst du geistig nicht ärmer werden, so spröde dir auch der Lernstoff erscheinen mag. Mach' dir alles Schöne zu eigen, was dir am Wege begegnet, kämpfe für alles Wahre, das du erkannt hast, tu alles Gute, das du zu tun vermagst. Das ist der Segen, den dir eine alte Frau mitgeben kann, mein geliebter Bub. Komm wieder, als ganzer, reifer Mann. Ich will den lieben Gott bitten, daß er mir erlaubt, dich wiederzusehen."

Eine Woche später war Dirk Lanzknecht reisefertig. Der Vater hatte sich entschlossen, ihn selbst nach Bordeaux zu bringen. Dafür war der Sohn von Herzen dankbar. Der Abschied von der Familie war innig und bewegt. Als der junge Mensch an der Seite des Vaters in dem Wagen saß, der sie zum Bahnhof bringen sollte, warf er einen langen Blick zurück auf das Haus zum Lanzknecht, und es war ihm, als ginge von dem altersgrauen Stein eine magische Kraft aus, die in ihn hinüberflösse und ihn mit unsichtbaren, starken Fesseln an die Heimat kettete. Er wußte auf einmal, daß dieses Haus Schicksal war und daß sich in diesem Augenblick der erste Kreis seines Lebens schlösse. Aber schon bog sich die Linie des neuen Kreises weit aus und wie eine dunkle Macht trieb ihn das Leben vorwärts, neuen Erkenntnissen entgegen, neuer Gnade und neuen Enttäuschungen.

*

Zwei Jahre blieb Dirk Lanzknecht, wie es Wunsch und Wille des Vaters war, in Bordeaux. In der Familie Ribauc fand er einen Hort feinster Bildung und fühlte sich bald wohl in diesem Kreise. Anfangs freilich verzweifelte er schier an der Ungerechtigkeit seines Schicksals, jedoch ganz allmählich, unter dem Einfluß der neuen Umwelt, fing er an, neues Lebensgut heraufzuholen, und gewann schließlich die Kraft zu einem freudigen, bejahenden „Dennoch!" Er spürte in sich die in Generationen denkende Verantwortlichkeit und grollte nicht mehr den Unzulänglichkeiten seines Lebenslaufes. Als er, mit Einwilligung des Vaters, nach beendeter Lehrzeit, in der ihm nichts geschenkt worden war, was zur Ausbildung im väterlichen Gewerbe notwendig erschien, statt zuerst nach Italien gleich nach Smyrna fuhr, war er schon weit vorgedrungen im zweiten Lebenskreise und im tiefsten Brunnengrund seines Herzens fühlte er sich reif und stark.

Die Sehnsucht nach der Heimat trieb ihn nach Jahr und Tag nach Hause, jedoch nur kurz war sein Aufenthalt im Hause zum Lanzknecht. Noch einmal schickte der Vater ihn weg, und diesmal war es ein freudiger Abschied. Nur Frau Dorothea las im Herzen des Enkels und sah den Abgrund, den seine Jugend noch mit Bergen von Blumen auszufüllen und zuzudecken vermochte.



Der Jäger

Federzeichnung von Herbert Lehmann

Während der beiden Jahre, die Dirk Lanzknecht in Italien zubrachte, lernte auch sein Bruder ein Stück Welt kennen. Jakob Friedrich schickte den jüngeren Sohn zunächst zu einer weltberühmten Winzerfirma am Rhein in die Lehre, dann kam er in einen großen Kellereibetrieb nach Reims und endlich arbeitete er noch ein gutes halbes Jahr auf einem ungarischen Weingut. Jakob Ludwig Lanzknecht war kein Sucher des Künftigen, ihm blieben die weihevollen Geheimnisse der Kunst verschlossen, er besaß nicht die heitere Augenfreudigkeit, die in der Welt das Schöne findet — ihm galten nur die sinnlichen Wirklichkeiten des Lebens etwas, nur in dem praktischen Dienst an seinem Beruf sah er Sinn und Zweck. Seine Natur war robust und kannte keine nervösen Erschütterungen. Er war schon als Zwanzigjähriger in sich gefestigt, ohne Furcht vor dem Leben, tatkräftig und willensstark, der geborene Kaufmann, dessen Lebensperspektive von Anbeginn an materieller Gewinn, blühender Erwerb, Macht durch Geld ist. So bejahte Jakob Ludwig die Tradition des Hauses zum Lanzknecht. Er war hart in seinen Gewohnheiten und streng in seinen Pflichten und hatte kein anderes Ziel, als seine ganze Kraft dem Gewerbe der Väter zu widmen, um es mit eifrigem Wirken zu neuen Erfolgen zu führen. Jakob Friedrich hatte Freude an diesem Sohn, und es gab Augenblicke, wo er bedauerte, daß dieser nicht der Erstgeborene war.

Die tiefe Sehnsucht nach dem zeitüberdauernden Wahrzeichen des Hauses zum Lanzknecht trieb Dirk Lanzknecht aus Italien nach Hause. Jedoch in die Sehnsucht mischte sich eine leise Furcht, denn das steinerne Mal konnte auch unerbittlich grausam sein. Die Generationen, die hier gelebt hatten, waren stets stark im Wollen gewesen, und ihre Gedanken, ihre Irrtümer, ihre Stärke und ihre Liebe hatten Spuren hinterlassen, die wesenlos und doch gegenwärtig die Lebenden umgaben und sie wie ein Zwang umschlossen. Wer dauernd in diesem Hause leben wollte, mußte etwas von sich tun, ein Opfer bringen, eine lautlose Einsamkeit auf sich nehmen. Und er tauschte dafür ein die Zuversicht eines vorherbestimmten Schicksals, Entrücktheit von allen Lockungen, Sicherheit des Weges und des Zieles.

Niemand im Hause zum Lanzknecht freute sich der Rückkehr Dirks mehr als Frau Dorothea. Die letzten Jahre waren an ihr nicht spurlos vorübergegangen: ein Schlaganfall hatte sie halb gelähmt, und sie verbrachte ihre Tage nun im bequemen Rollstuhl, die fleißigen Hände immer mit einer feinen Nadelarbeit beschäftigt, ihr Geist aber war klar und regsam geblieben, und die Fühlsamkeit ihres gütigen Herzens reichte tief in die Seelen der Menschen, die um sie waren. Dirk goß alle sehnsüchtige Liebe und alle zweifelvolle Angst seines Herzens in die Begrüßung mit der alten Frau. Und sie spürte sein leidenschaftliches Offensein für das Reinste und Böseste, sie wußte wie eine Seherin um die Erschütterungen, die dem Herzen des Enkels bevorstanden, und um das schmerzvolle Stummwerden, das am Ende aller Leiden und Kämpfe steht.

Dirk Lanzknecht hatte sich mit kluger Überlegung einen festen Lebensplan gemacht, nur übersah er, daß er besser wußte, was er *nicht* wollte, als *was* er wollte. Das Streben, sich frei zu machen von dem aufgezwungenen Beruf nahm zunächst noch mehr von seiner Energie in Anspruch als das Suchen nach dem neuen Weg, den einzuschlagen er willens war. Trotzdem sah Dirk diese neue Bahn einigermaßen deutlich vor sich: er wollte sich eine Stellung als Schriftsteller und als Gelehrter schaffen. Er begann zu studieren und zu schreiben und wünschte ungeduldig die Zeit herbei, wo es ihm möglich sein würde, auch größere Pläne auszuführen.

Der gleichmäßig-eherne, jahrhundertgebundene Rhythmus des Hauses zum Lanzknecht war so empfindlich, daß es allmählich spürbar wurde, daß seit der Rückkehr des ältesten Sohnes darin eine Störung eingetreten war. Es gab keinen Streit, kaum einmal laute Meinungsverschiedenheiten, und doch war jeder davon berührt, daß sich im Hause zum Lanzknecht eine Kluft aufgetan hatte, an deren Rändern Menschen standen, die über den Abgrund nicht zusammenkommen konnten. Am ersten trat der Widerspruch zwischen den Brüdern zutage, als auch Jakob Ludwig, bald nach Dirks Heimkehr, in das Vaterhaus zurückkam. Zwei Welten standen sich auf einmal gegenüber: die Welt des Rausches und der Phantasie und die der harten Nüchternheit, der berechnenden Geschäftigkeit. Starke Lebensbejahung in beiden, aber die eine betrachtete die andere wie ein widerwilliges Spiel und wollte die Wahrheit nicht sehen, die hinter dem Lebenstrieb steckte. Jakob Ludwig verstand nicht, wie der Bruder angesichts der Fachkenntnisse, die er sich für das väterliche Geschäft angeeignet hatte, blendenden Illusionen und nichtigen Spielereien nachhing. Und Dirk wiederum sah in der praktischen Weltanschauung des jüngeren eine verzerrte Spießbürgerlichkeit, eine pathetische Tyrannis, die alles beherrschen wollte, was ihr in den Weg kam. Seit

Dirk wieder daheim war, hatte er sich, einem bestimmt geäußerten Wunsche des Vaters und dem liebevollen Zureden der Großmutter nachgebend, der überseeischen Korrespondenz des Hauses angenommen und arbeitete jeden Vormittag ein paar Stunden im Privatkontor, ohne irgendwelche innere Anteilnahme freilich, aber doch mit dem Verantwortlichkeitsgefühl, das jedem im Hause zum Lanzknecht angeboren und vererbt wurde. Die Versuche des Bruders, ihn mehr und persönlich für die Geschäfte des Hauses zu interessieren, wies er zurück, ohne seine Abscheu vor diesen Dingen verbergen zu können. Gekränkt sagte daher eines Tages Jakob Ludwig zu ihm: „Du willst nichts von unserem Geschäft wissen, Dirk, du tust sogar manchmal, als ob der Weinhandel eine Schande sei, aber die Früchte dieses Gewerbes pflückst du gern. Du glaubst, mit dem bißchen, was du, ungern genug, täglich da unten im Kontor tust, dir ein Recht zu sichern, daß das Haus dir ein behagliches Leben gewährt. Bei uns jedoch, das weißt du ganz genau, ist es Tradition, daß jeder seine Pflicht bis zum äußersten tut. Achtung kann ich nur vor Menschen haben, die mit ganzer Kraft arbeiten, für Tagedieberei habe ich nichts übrig, und ich, ich würde lieber hungern, als von Geld leben, das ich mir nicht selber ehrlich verdient habe."

Diese Vorwürfe trafen Dirk entsetzlich und tief. Er war unfähig vor Erregung, ein Wort darauf zu erwidern. Totenblaß stand er droben in der alten Giebelstube, die sein Reich geblieben war, während Lutz auf einem Flur mit den Eltern wohnte, vor dem jüngeren Bruder. Einen Augenblick lang schien es, als wolle er ihm einen Schlag versetzen, aber dann besann er sich, die Arme fielen ihm am Körper herab, und schweigend verließ er das Zimmer. Wie eine ganz neue Erleuchtung kam mit einemmal die Erkenntnis über ihn, daß in diesem Hause nichts für den Augenblick geschaffen war, alles schien für die Ewigkeit dazusein. Alles in diesem Hause atmete Ruhe, Beharrung, das ganze Lebensprinzip war auf sorgfältiges Ebenmaß abgestimmt. Wer diese Gleichmäßigkeit störte, griff in ein Gefüge ein, das stärker war als er und das mit ehernem Schwung über ihn hinwegrollen mußte. Man wurde in diesem Hause geboren, man lebte hier und starb hier, und wenn man nicht wollte, wie das Geschlecht es bestimmte, dann blieb man Gefangener des Hauses, mochte man sein, wo man wollte — ein Entrinnen gab es nicht.

In Jakob Ludwig war der Ärger rasch verraucht. Er ging alsbald dem Bruder nach und fand ihn in Gedanken versunken auf dem Treppenabsatz an das Geländer gelehnt. Als Dirk die Hand des Bruders auf den Schultern spürte, war es ihm, als zersprängen seine Visionen mit einem lauten Knall. Erschrocken sah er auf, und als seine Augen denen des Bruders begegneten, die rein und klar waren, wie einst die des knabenhaften Gespielen, da huschte ein verstehendes Lächeln um seine Lippen, und er schlug in die dargebotene Hand ein. Entzweiung war Schicksal und Versöhnung war Schicksal — sie waren nur tragische Komödianten in diesem Hause; sie hatten ein Gefolge von Geistern hinter sich, das sie antrieb und vorwärtspeitschte, bis der Tod sein Siegel auf Leidenschaften und Irrtümer drückte.

Es verursachte Dirk ein wohliges Gefühl der Geborgenheit, daß der häßliche Streit mit dem Bruder so rasch und so zart beigelegt worden war. Er preßte Jakob Ludwig an sich und sagte: „Wir wollen uns nie wieder so bittere Dinge sagen, Lutz. Du tust mir unrecht, wenn du mein Streben nicht ernst nimmst. Ich fühle eine Welt in mir, und ich will sie gestalten, aber dazu brauche ich Zeit und — euer Vertrauen. Lutz, du bist jung wie ich, du hast die Welt gesehen, du weißt, wie unendlich mannigfaltig und reich das Leben ist — du m u ß t mich verstehen!

„Du bist ein Schwärmer, Dirk," erwiderte Lutz kopfschüttelnd, „ich verstehe nicht alles, was du sagst. Aber das spüre ich doch, daß in dir ein starkes Wollen ist, etwas zu vollbringen, das dir und unsrem Hause Ehre macht. Ich glaube ja nicht, daß ich dir dabei werde helfen können, aber wenn du mich einmal brauchst, dann will ich für dich dasein."

⋆

Seit diesem Tag war das Verhältnis zwischen den Brüdern wieder ungetrübt, wenigstens nach außen, der innere Gegensatz jedoch war zu groß geworden, als daß er sich leicht hätte ausgleichen lassen. Jakob Ludwig versuchte indes nicht mehr, den Bruder in das Alltagsgetriebe des Geschäfts hineinzudrängen, sondern nahm ihm vielmehr noch manche Arbeit ab, die der Vater ihm aufgetragen hatte, damit Dirk für seine wissenschaftliche Tätigkeit Zeit und Muße gewänne. Denn nun war es auch Jakob Ludwigs Ehrgeiz, den Bruder dahin zu bringen, ein Werk zu schaffen, mit dem er die Berechtigung seines eigenwilligen Lebens gewissermaßen vor dem ganzen Hause rechtfertigen konnte.

Dirk empfand die feinfühlige Freundschaft des Bruders wohltuend, aber er wußte ihm dennoch keinen Dank dafür, denn er fürchtete, dadurch so tief verpflichtet zu werden, daß er seine persönliche Freiheit schließ-

lich zum Opfer bringen müßte. Er besaß den „Hochmut des Leidenden", der ihn von seiner Umgebung trennte und ihn zwang, sich zu verstellen, um jene zu täuschen. Er glaubte, wie er dem Bruder gesagt hatte, die Elemente zum Bau einer Welt in sich zu haben, und suchte mit brennenden Sinnen das Schöpferwort, das aus dem Chaos einen Kosmos machen sollte, aber weil die Vorstellung seines Ideals in seinen innersten Gedanken, ihm selber unbewußt, noch nicht geklärt war, erwartete er den Lichtbringer von außen her und griff begierig alles auf, wovon er hoffte, daß ihm durch dessen Hilfe die Erkenntnis zum Erlebnis werden könnte.

In dieser Stimmung des Suchenden lernte er die anmutige, vornehme Marianne van Hees kennen. Gesehen hatte er sie freilich schon häufig, denn sie pflegte früher Frau Dorothea, ihre Tante God', regelmäßig zu besuchen, aber seit sie sich mit dem niederländischen Konsul Hendrik van Hees verheiratet hatte und nach den Kolonien übergesiedelt war, hatte er sie aus den Augen verloren. Nun aber begegnete er ihr bei der Großmutter wieder.

Dirk hatte eine Novelle, die Geschichte einer sehnsuchtsvollen Künstlerliebe, vollendet und war an einem stillen Nachmittag bei Frau Dorothea eingetreten, um sie ihr vorzulesen. Er legte großen Wert auf das Urteil der alten Dame und hatte aus ihren feinsinnigen Ratschlägen schon manchen Nutzen gezogen. Als er nun beim Lesen an die Stelle gekommen war, wo sich die Entwicklung der Katastrophe zuzuneigen beginnt, wurde Besuch gemeldet, und Marianne van Hees folgte der alten Babette auf dem Fuße. Das Wiedersehen nach langen Jahren der Trennung war zwischen beiden Frauen besonders herzlich und warm, und schon wollte Dirk, ein wenig ärgerlich über die Störung, sich zurückziehen, als die junge Frau ihn anredete und mit einem gewinnenden Lächeln zur Begrüßung seinen Handschlag forderte. Dirk war sofort mit aller ihm eigenen Ritterlichkeit auf dem Plan, und als Frau Dorothea nun nach Art alter Leute die Arbeit des Enkels rühmte und es beklagte, sie nur zur Hälfte gehört zu haben, wäre er gleich bereit gewesen, weiterzulesen, auch wenn ihn Marianne nicht dazu aufgefordert hätte. Sie aber meinte: „Ei, Tantchen, wenn Herr Dirk keine Angst vor dem großen Publikum hat, dann möchte ich sehr schön bitten, wenigstens das Ende der Geschichte hören zu dürfen."

Mit ein paar Strichen zeichnete Dirk den bisherigen Gang der Handlung und fuhr dann da fort, wo er zuvor stehengeblieben war. Er saß zwischen den beiden Frauen, das Manuskript auf den Knien, und hatte sich bald ganz in seine Schöpfung versenkt. Kein Laut unterbrach ihn. Frau Dorothea freute sich seines guten Vortrags und seiner hohen Gedanken. In Marianne van Hees aber brach in dieser Stunde ein ungekannter Born auf. Sie war nur zwei, drei Jahre jünger als Dirk, aber das Leben hatte sie verschlossen und kühl gemacht, so daß sie viel älter wirkte, als sie war. Ihre Ehe mit dem bedeutend älteren, sehr zurückhaltenden und ganz leidenschaftslosen Hendrik van Hees hatte ihr nur ruhige Sicherheit, freundliches Gleichmaß und gediegene Wohlhabenheit beschert. Jetzt, angesichts des Dichters und im Genuß seines Werkes überkam sie blitzartig das Bewußtsein, daß ihr seitheriges Leben eine einzige Enttäuschung war, und daß es ein anderes Leben gäbe, voll von Blicken und Zärtlichkeiten und kleinen Kostbarkeiten, voll von Seligkeiten und Geheimnissen, und diese Empfindung überwältigte sie so, daß sie, als Dirk zu Ende gelesen hatte, die Hände vor das tränenüberströmte Gesicht schlug und den Kopf an der Schulter der von diesem Ausbruch überraschten Matrone barg.

Dirk war aufgesprungen, die Blätter des Manuskripts flatterten verstreut zur Erde. Er hielt beide Arme vorgestreckt, und sein männlich-schönes Antlitz war wie verklärt. Frau Dorothea erkannte fast augenblicks den mystischen Blitz, der diese beiden Herzen getroffen und entzündet hatte, und war berührt von dem Hauche eines geheimen und verhängnisvollen Schicksals. Sie gab dem Enkel einen leisen Wink, sich für jetzt zu entfernen, und zog dann die von Schmerz und Glück durchzitterte Seele des jungen Weibes an sich, gütig und verstehend, allbereit zu helfen und zu trösten.

Als am Abend Dirk nochmals bei der Großmutter vorsprach, um ihr nach lieber Gewohnheit ‚Gute Nacht' zu wünschen, fand er sie seltsam verändert. Sie sah ihm mit einer unendlichen Zärtlichkeit in die Augen. Dirk hatte das unbestimmte Gefühl eines Abschieds. Ihre Lippen bewegten sich, als sprächen sie ein Gebet und einen Segen. Dann hauchte sie einen Kuß auf die Stirn des Enkels und begann mit ihm zu sprechen: „Mein Bub, es ist eine heiße Glut in deinen Worten, die die Herzen verbrennt. Du hast es eben erst erlebt. Es wird dich vielleicht beglücken, jedoch es darf dich nicht stolz machen. Du hast eine Seele aus dem Dunklen ins Helle gerissen, du hast einem Menschenherzen tiefe Not bereitet. In euren Herzen werden Wünsche auftauchen und



Mittagsmahl. Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz



werden enttäuscht werden, und Wunsch wird sich auf Wunsch, Begierde auf Begierde, Erfüllung auf Erfüllung und wieder Wunsch auf Wunsch häufen, ein ganzes Leben lang. Gib der Begierde nicht nach, Kind. Denke daran, daß dieses Haus dich zu höchster Ehrlichkeit und letzter Selbstzucht verpflichtet. Die höchste Möglichkeit des Menschlichen ist die Entsagung."

„Laß mich den Kampf mit diesem unbekannten Schicksal aufnehmen, Großmutter, ich fühle mich stark genug dazu. Dieses Leben ist ein Anfang — meine innerste Leidenschaft weist mir den Weg zur Freiheit."

„Nein, Dirk, du irrst. Dein Leben ist kein Anfang, sondern ist Fortsetzung. Du kannst deine Vorfahren und kannst den Geist dieses Hauses aus deiner Seele nicht wegwischen . . ."

„O, dieses unselige Haus," unterbrach der junge Mensch sie fast außer sich, „wie kannst du, du, Großmutter, dich zum Fürsprech dieses Hauses machen, das ein Gefängnis ist!"

„Lästre nicht, Dirk," mahnte die alte Frau ernst, und ihre Stimme bebte, „du bist, was du bist, nur durch Gott und dieses Haus!" Und milder fuhr sie fort: „Du weißt, daß ich keine Anbeterin des goldnen Kalbes bin und mich mein ganzes Leben lang freizuhalten wußte von der Sklaverei unsres Hauses — es gibt hier eine Sklaverei! — aber gerade darum verkannte ich nie seinen guten Geist. Der Geist des Hauses zum Lanzknecht vermag dir Gleichgewicht zu geben, verleugne ihn nicht. Ich sehe, daß du einen schlimmen Weg gehen willst — vielleicht ist es dein Schicksal, daß du ihn gehen mußt. Aber wenn du am Ende dieses Weges stehen wirst, wenn dein Wunsch zu einem Wahn geworden sein wird, dann überwinde die Gefahr des Absturzes durch den guten Geist deines Vaterhauses. Es ist das letzte, was ich dir zu sagen vermag."

Dirk hatte die letzten dunklen Worte der Greisin nicht verstanden. Wohl war sein Wollen auch diesmal ehrlich und aufrichtig, jedoch der triebhafte Strom in seinem Herzen brauste schicksalhaft darüber hinweg und riß ihn in seinen Strudel.

Frau Dorothea war durch die Erlebnisse dieses Tages so erschöpft, daß sie mit einer Ohnmacht zu kämpfen hatte, als sie sich mit Hilfe der alten Babette auskleidete. Als sie dann im Bett lag, spürte sie kaum mehr den Schlag ihres Pulses. Ängstlich verfolgte die treue Dienerin die Ermattung und das Erbleichen der Herrin, doch als diese ihr lächelnd ein paar beschwichtigende Worte sagte und ihr auftrug, den Herrn des Hauses zu ihr zu bitten, beruhigte sie sich wieder und sah in der plötzlichen Schwäche ihrer Frau nichts anderes als ein vorübergehendes Angegriffensein, wie es Leute in solch hohem Alter gelegentlich befällt.

Aber Frau Dorothea wußte besser, wie es um sie stand, und als der Sohn an ihrem Bett saß, begann sie ohne Umschweife: „Du bist mir immer ein braver, treuer Sohn gewesen, Fritz, ich bin stolz auf dich und ich danke dir für alle Liebe, die du mir erzeigt hast. Du hast mich zu einer glücklichen Mutter gemacht. Du gehst deinen geraden, unbeirrbaren Weg des Rechtes. Aber, mein Bub, vergiß darüber die Liebe nicht! Nein," wehrte sie ab, als er sprechen wollte, „ich weiß, was du sagen willst. Wie für mich, so bist du auch voller Liebe für deine Familie und für dieses Haus. Du würdest alles hingeben, nur um sie glücklich und in Ehren zu sehen — aber es gibt noch eine andere Liebe: die Liebe des Verzichtes. Und diese Liebe, meine ich, sollst du nicht verkennen. Du hast zwei Söhne, die beide versprechen, wertvolle Menschen zu werden, um die dich heute schon manch einer beneiden darf. Laß es dir genug sein, daß einer von ihnen in deine Fußstapfen als Kaufmann tritt und laß den anderen dem Berufe folgen, den er in sich fühlt. Fritz, es ist die Pflicht deiner Vaterliebe, daß du auf deinen Lieblingsgedanken verzichtest. Wir Menschen sind doch nur Werkzeuge und ein höherer Wille bestimmt unser Schicksal."

Längst nicht mehr saß Jakob Friedrich neben dem Bett der Mutter. Erregt ging er in der Stube auf und ab und merkte so nicht, wie die alte Frau vollkommen erschöpft in die Kissen zurücksank. Alles was er gegen die Mutter vorzubringen hatte, redete er sich stürmisch vom Herzen, und als er endlich mit einem heftigen, energischen „Nein!" schloß, glaubte er, als Sieger die Tradition des Hauses zum Lanzknecht gerettet zu haben.

Aber die alte Frau hatte seine Verteidigungsrede gar nicht mehr vernommen. Ihre Sinne waren halbbetäubt, aber ihre Gedanken suchten und suchten einen Halt, irrten durch unendliche Dunkelheiten, flohen durch endlose Lebensräume und fanden sich endlich an ihrem letzten Ausgang in ehrfürchtiger Anbetung. Und plötzlich löste sich alles Heimweh in Licht auf, der edle Bogen dieses reinen Lebens neigte sich tief zur Muttererde, ein heiliger Segen entströmte dem brechenden Herzen, und auf geweihten Fittichen glitt eine beglückte Menschenseele in die Ewigkeit.

Dirk war der erste, der, vom Vater gerufen, an dem Totenbett der geliebten Großmutter stand. Aber das war gar nicht die

alte achtzigjährige Dorothea Lanzknecht — das war ja die junge, schöne Dorothea Clausius, die so viel Sonnenschein in dieses ernste Haus gebracht hatte.

Im Hause zum Lanzknecht rief der plötzliche Tod der verehrten Greisin äußerlich keine großen Veränderungen hervor. Es fand sich, daß Frau Dorothea in einem Testament den Wunsch ausgesprochen hatte, Dirk möchte ihre Zimmer, so wie sie wären, mit allen Möbeln und allen Kunstgegenständen übernehmen und sie sich zur Wohnung wählen, solange es ihm gefiele, und Jakob Friedrich, der seit dem Tode der Mutter noch ernster geworden zu sein schien, empfahl dem Sohne, diese Erbschaft anzunehmen. Es bedurfte sehr wohl des Zuredens, denn Dirk, so tief ihn das reiche Geschenk der Großmutter rührte, zögerte doch, es anzunehmen, denn es war ihm, als werde ihm ein Netz übergeworfen, aus dem er sich nie mehr freimachen konnte. Er sah, wie das alte Haus die Arme nach ihm ausstreckte, um ihn endgültig an sich zu ziehen, — fügte sich schließlich doch der lockenden Behaglichkeit und dem Bewußtsein, immer von dem schützenden Geist der gütevollen Frau umschwebt zu sein.

Jakob Friedrich war durch den Ausgang, den sein letztes Gespräch mit der Mutter gehabt hatte, noch immer tiefer erschüttert, als er sich anmerken ließ. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er Mühe, sich im Gleichgewicht zu halten, aber schließlich war es gerade das Haus zum Lanzknecht, das ihm die innere Festigkeit wiedergab. Seine Gefühle Dirk gegenüber waren geteilt in schmerzliche Resignation und zornmütige Ablehnung, indessen vermied er es, ihnen Ausdruck zu geben und überließ den Sohn weiter sich selbst, um in dem glättenden Fluß der Zeit zu einem ruhigen, festen Entschluß gelangen zu können.

Aber die Unruhe des Frühlings war in der Luft, und die Stadt war voll vom Duft der steigenden Säfte, der schwellenden Knospen und der zum Gebären bereiten Erde. Dirk spürte das Gären und Werden in sich, das mit Gewalt nach einem Ausbruch drängte, und er empfand die Einsamkeit seines vom Hause zum Lanzknecht bedingten Menschentums wie einen Schmerz. Der Gedanke an Flucht rauschte jählings in ihm auf und betäubte ihn wie eine Verführung.

Der Haß gegen das Haus zum Lanzknecht ätzte seine Seele tief und tiefer. Es war aber ein mutloser, vergeblicher Haß, der in einer wehen, eigensinnigen Liebe verkrampft war, ein schmerzhafter, lebenfürchtender Haß, der weiß, daß irgendein Tod auf ihn steht. Mit seinem Haß übertäubte Dirk, ohne sich dessen bewußt zu sein, seine Liebe zu dem Hause. Er wähnte, es bedürfe nur eines Gefühls, um sich losreißen zu können, und glaubte sich schon frei, weil er zu hassen vermeinte, jedoch sein Haß war nichts anderes als eine ohnmächtige Liebe, und je zorniger er an seinen Fesseln zerrte, desto empfindlicher schnitten sie ihm ins Fleisch. Das Haus zum Lanzknecht wollte Sieger bleiben über Liebe und Haß.

Der brennende Schrei nach dem Sinn des Lebens trieb Dirk immer wieder in die Einsamkeit. Zweifel und Gewissenskämpfe über die Möglichkeit einer Flucht dorrten sein Herz aus. Da fiel ihm mitten in der tiefsten Niedergedrücktheit die schöne Marianne van Hees ein, und eine unbändige Lust, mit dieser Frau das Schicksal zu versuchen, ließ seinen Lebenswillen wieder mit aller Kraft in die Höhe schnellen.

Seit dem Tode Frau Dorotheas hatte er sie nicht wiedergesehen. In jenen trauervollen Tagen war sie zwar auch im Hause zum Lanzknecht gewesen, aber Dirk war in keine Verbindung mit ihr gekommen. Jetzt war sein Entschluß, sie zu besuchen, kaum gefaßt, als er ihn auch schon ausführte.

Er fand sie in ihrem Heim im Westen der Stadt, dessen Prunk seltsam abstach gegen die gediegene Solidität des Hauses zum Lanzknecht, und wurde mit offenkundigem Entzücken begrüßt. Er war wie in einem Taumel, denn Marianne erschien ihm begehrenswerter als je, seine Liebe zu ihr durchdrang ihn in allen Fibern.

Als sie ihm zur Begrüßung die Hand reichte, führte er sie höflich an die Lippen, viel lieber hätte er die Frau an sich gerissen und sie mit heißen Küssen trunken gemacht. So sehr er sich beherrschte, vermochte er nicht, zu verhindern, daß sein fiebriges vollkommenes Außersichsein die empfindsamen Nerven des Weibes berührte und sie im höchsten Grade erschütterte. Ihre erste Gefühlsregung war, sich ihm zu entziehen, ihn fortzuschicken und ihm zu verbieten, sich ihr je wieder zu nähern, aber sie wurde überströmt von einem unbeschreiblichen Lichtüberfluß, sie wuchs hoch und hoffnungsvoll und war, eingedenk ihrer ersten leidenschaftlichen Begegnung, bereit, die Weihe zu empfangen, die ihr die Liebe dieses Mannes mit dämonischer Macht gewähren zu wollen schien.

Dirk erfuhr bald, wie es um Marianne stand. Ihre Ehe war ein ungestörtes, kühles Nebeneinanderleben, der Konsul war die Rücksicht selbst und erfüllte seiner Frau jeden Wunsch, soweit es ihm sein großes Vermögen nur immer erlaubte. Er war viel auf Reisen und Marianne kannte den Schauder und die

Angst einsamer Stunden. Es gab Augenblicke, wo sie den ganzen Reichtum, der sie umgab, geopfert hätte für das Zusammensein mit einem Menschen, der nur um ihretwillen da wäre.

Dirk fühlte sich von einer rauschenden Welle fortgerissen. Er fiel vor der Frau nieder und preßte ihre Hände an seine Schläfen.

„Marianne, ich liebe dich, ich liebe dich! Ich will nur für dich dasein, nur für dich leben. Ich wußte es ja nicht, wie ich mich nach dir gesehnt habe . . . du . . . du . . .“

Er bedeckte ihre Hände mit Küssen und sie wehrte dem Ansturm nicht. Die glückseligste Stunde hatte sie wie eine unerwartete Lawine jäh überfallen. Ihr Herz war so glücksüchtig, daß alle Befangenheiten und alle Bedenken in einem Meer der süßesten Empfindungen untergingen.

„Und ich, ich habe auf dich gewartet, Dirk, bei Tag und bei Nacht. Ich habe dich an meinem Hause vorübergehen sehen, und mein Herz hat nach dir geschrien . . . Du hast es nicht gehört . . .“

„Dein Ruf war wohl um mich, Geliebte, ich habe ihn nur nicht vernommen, weil ich in einem Gefängnis war und meine Einsamkeit mich betäubte.“

„Jetzt aber bist du frei — und glücklich?“

„Frei! frei, durch meine Liebe zu dir. Glücklich, weil du mich liebst!“

Er sprang auf und riß sie mit empor und hielt sie fest in seinen Armen. Sie trieben auf hohem Meer in göttlichem Alleinsein, ihre Seelen erzitterten in überglücklichem Gleichklang und erschauerten ahnungsvoll vor zauberhaften Geheimnissen.

Immer aufs neue sagten sie sich ihre Liebe, und wie ein reiner, blauer Südlandstag umströmte sie das verklärende Licht ihres Glückes.

Es verging kein Tag, an dem sie sich nicht sahen. Da Herr van Hees sich auf einer dienstlichen Reise befand, ergab es sich von selbst, daß Dirk täglich zu Marianne kam. Sie erlebten ein völlig neues Dasein und genossen ihre Liebe wie eine tiefe träumerische Wiedergeburt.

Je mehr sich in ihnen Gegenwärtiges und Künftiges vermischte, desto beengender empfanden sie die Feindseligkeit der Umwelt. Drohend stand das Haus zum Lanzknecht in den Gedanken Dirks, und Marianne fühlte sich bedrückt durch ihre Ehe. So drängten ihnen die Mächte der Selbsterhaltung gewaltsam den Gedanken an Flucht auf. Es war ein schmerzliches unbewußtes Mißtrauen gegen sich selbst, das sie aus dem Paradies reiner Kinderglückseligkeit hinaustrieb auf den tobenden Ozean der Leidenschaften. Sie litten am Schicksal ihrer Liebe wie an einer schmerzhaften Wunde, ohne die Ursache ihres Leidens zu kennen.

Dirk, der ja auch schon vorher an Flucht gedacht hatte, war es, der zuerst das Wort Italien aussprach. Marianne nahm es wie ein Stichwort auf, und es dauerte nicht lange, da häuften sie alle Wünsche ihrer Sehnsucht auf Florenz. Dennoch wären sie wohl zu keinem raschen Entschluß gekommen, wenn nicht Dirks Vater nach langem Bedenken und Erwägen endlich dem Sohne seinen Willen kundgegeben hätte, ihn nunmehr als volle Arbeitskraft im Kontor des Hauses zum Lanzknecht zu sehen. Er habe ihm, erklärte er, seit seiner Rückkehr aus dem Ausland genügend lange Zeit gelassen, sich in die heimischen Verhältnisse hineinzufinden, und erwarte nun, daß er seine ihm von den Vorfahren überkommene Pflicht im Geschäft tue. Wohl wisse er, daß Dirk andre Pläne hege, und er habe auch mit Bedauern gesehen, daß er sich nicht gescheut habe, den guten alten Namen der Lanzknecht in die Zeitungen zu bringen, aber das seien phantastische Träumereien. Wenn er seinen Posten im Geschäft ordentlich ausfülle, und es bliebe ihm dann noch Zeit, ein Steckenpferd zu reiten, so habe das Haus zum Lanzknecht schließlich auch noch Raum dafür. Mit dieser Konzession wollte Jakob Friedrich die Manen Frau Dorotheas beruhigen.

Dirk hörte aus den Worten des Vaters nur Unterdrückung und wehrte sich mit leidenschaftlicher Beredsamkeit dagegen. Aber der Wille des Hauses zum Lanzknecht war Unterwerfung ohne Bedingung. So verstand Jakob Friedrich die Notwendigkeit, die Mission des Hauses zum Lanzknecht sicherzustellen bis in ferne Zeiten.

Nach der verhängnisvollen Auseinandersetzung mit dem Vater eilte Dirk sofort zu Marianne. Sie nahm seinen Bericht fast mit Frohlocken auf, denn nun glaubte sie endlich den Weg in die Freiheit zu sehen. Sie wußte Dirk zu überzeugen, daß ihm jetzt in der Tat nichts anderes übrig bliebe, als wegzugehen, und so setzte er denn die Abreise für den anderen Morgen fest. Das Ziel sollte Florenz sein, wo er für seine Arbeit die nötige Sammlung zu finden hoffte.

Die wenigen Reisevorbereitungen, die Dirk notwendig dünkten, waren bald getroffen, ohne daß es von jemand im Hause gemerkt worden wäre. Aber als dann die Stunde des Abschieds da war, waren seine Glieder seltsam schwer. Er wollte keiner sentimentalen Regung nachgeben, und dennoch, als er die Haustüre hinter sich zuzog,

fühlte er Herzklopfen bis in die Kehle hinauf. Das Haus zum Lanzknecht stand in der Abenddämmerung still und traulich, nichts Feindseliges war an ihm. Es war Dirk, als sähe er es wieder mit den Augen des Knaben: stolz, eigensinnig, aber behaglich, hafensicher, unergründlich in der dunklen Verbundenheit der Generationen. Er wußte in diesem Augenblick nicht mehr, ob er das alte Haus liebe oder hasse, das aber fühlte er durch alle Vereinsamung hindurch, daß Anfang und Ende seines Schicksals in diesen Mauern lagen. Seine Jugend schritt über die blutsverwandte Schwelle, die Kette lockerte sich, aber sie zerbrach nicht, konnte niemals zerbrechen. Und so vollendete sich der dritte Kreis seines Lebens im Symbol eines Letzten, eines Zu-Ende-seins.

*

In der Arnostadt fand Dirk in der Casa Aldiani in der Via de' Serragli ein freundliches Nest, zwei Zimmer, sehr einfach ausgestattet, aber mit einer herrlichen Aussicht. Das größere machte er zu seinem Arbeitszimmer und schon am ersten Abend begann er mit der Ausarbeitung des Dramenentwurfs, der schon einige Zeit seine Phantasie beschäftigte. Indes schon am anderen Tag wartete seiner eine unverhoffte Überraschung: Frau Marianne war ihm nachgereist und in einem einfachen, kleinen Gasthof in der Innenstadt abgestiegen. Das Wiedersehen war bei Dirk nicht ganz frei von Sorgen, aber dennoch verströmten die nächsten Tage den Liebenden in Märchenschönheit und in der Leidenschaft des Kunsterlebens.

So groß indes ihr Durst nach neuen Erlebnissen war, so fühlten sie doch schließlich ein Müdewerden, eine Übersättigung, und es gab Stunden, wo sie einander nichts mehr zu sagen hatten. Dirk hatte das Bedürfnis, allein zu sein und zu arbeiten. Marianne wollte davon nicht viel wissen, sie beklagte sich über Vernachlässigung und fing an, sich zu langweilen. Die Primitivität ihrer Häuslichkeit bereitete ihr Unbehagen, sie entbehrte die Bequemlichkeiten, die ihr daheim Selbstverständlichkeit waren. Dirk fand sie, als er einmal nach einer Stunde begnadeten Schaffens zu ihr kam, unwirsch und eigensinnig wie ein verwöhntes Kind und war enttäuscht, als sie es ablehnte, sich das entstehende Werk vorlesen zu lassen. Es kam, obwohl Dirk jede Gereiztheit unterdrückte, zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf Marianne ihre überstürzte Reise, die sie so vielen Unannehmlichkeiten aussetzte, heftig beklagte. Vergebens versuchte Dirk, sie am Sprechen zu verhindern, um sie beide nicht noch mehr zu entwürdigen, denn er fühlte sich wie beraubt und zerschlagen von der Selbstsucht der Frau, die er mehr als irgendeine andere zur Mitwisserin seiner Seele gemacht hatte. Er schämte sich für sie und wollte der letzten bitteren Wendung um jeden Preis ausweichen. Deshalb verließ er sie, verzweifelt über ihre Tränen und Vorwürfe, ohne sich zu rechtfertigen oder zu verteidigen. Es war für ihn ein furchtbarer Schlag, daß ihre Liebe schon zerbrochen sein sollte, ehe sie noch richtig erstarkt war. Verzagt und ohne Hoffnung irrte er durch die Straßen, bis ihn ein beharrlicher Regen in die Casa Aldiani trieb. Hier traf er auf seinem Zimmer Marianne. Sie fiel ihm um den Hals, als er eintrat, und bat ihn unter den zärtlichsten Liebkosungen ihr häßliches Benehmen ab. Eine heiße Welle der Freude spülte allen Unmut und Gram aus Dirks Herzen und mit jungenhaftem Übermut gab er sich der leidenschaftlichen Versöhnung hin.

Als er am anderen Mittag Marianne zum gemeinsamen Mahl abholen wollte, war sie nicht zu Hause. Er wollte auf sie warten, aber der geschwätzige Wirt berichtete ihm, daß der Gemahl der Dame dagewesen sei, der eine lange, ganz ruhige Aussprache mit der jungen Frau gehabt habe und dann mit ihr zum Bahnhof gegangen sei, um mit dem Mittagszuge abzureisen. Ob denn kein Briefchen für ihn da sei, keine Bestellung? Nein, nichts! Die junge Frau habe sehr verweinte Augen gehabt, wäre aber anscheinend mit den Vorschlägen ihres Mannes einverstanden gewesen, denn sie habe sich beim Fortgehen zutraulich in seinen Arm geschmiegt.

Kein Gruß, keine Nachricht tagelang! Dirk schickte einen langen Brief an Mariannens Frankfurter Adresse — er kam nach wenigen Tagen mit dem Vermerk „Annahme verweigert“ zurück. War das die Frau, die lieber mit ihm ans Ende der Welt gehen wollte, als im Luxus leben? Er wartete in fieberischer Ungeduld auf ein Zeichen Mariannens, das den Zusammenhang der letzten Vorgänge erklären sollte — nichts erhellte die böse Ungewißheit, nichts hemmte die rastlose Flut seiner marternden Gedanken. Marianne und ihre Welt waren versunken für ihn auf ewig.

Es waren Tage der Demütigung und des Verzagens, bis sich Dirk zu der bitteren Einsicht durchgerungen hatte, daß alles so sein mußte, wie es war. Dann aber erwachten Trotz und Zorn in ihm, alle Träume fielen von ihm ab, und wirklich und sinnennah erhob sich vor seinem inneren Blick das Kunstwerk, zu dessen Vollbringung er jetzt reif geworden war. In dem festlichen Schaffen befreite er

sich von aller Lästerung und aller Raserei. Die Unrast zügelloser Vorstellungen vermochte er zu bändigen, die Leidenschaft aufgeregter Gesichte zu dämmen — und so entstand in wenig Tagen das Drama seines Ichs, eigener Bekenntnisse voll, aber doch hineingehoben in das Schicksal der Allgemeinheit, eine flammende Notwendigkeit aus Wahrheit und Irrtum und zuletzt ein Zeugnis aus der Welt der Rätsel und Geheimnisse.

Er schwankte, nachdem er das Werk vollendet hatte, ob er es an ein Theater senden oder einem Vertrieb übergeben sollte, schloß es dann aber ein und gab sich der lächelnden Gelassenheit hin, die eine Frucht seiner harmonischen, inneren Befriedigung war, und die ihm half, seine Neigung zu Marianne van Hees, wenn auch mit Wunden und Schmerzen, zu überwinden.

Da kam Lutz. Er brachte eine Botschaft des Vaters, daß Dirk nach Hause kommen könne, wann er wolle, sein Platz im Hause zum Lanzknecht sei offen und für ihn da, es sollte ihm alles verziehen sein, wenn er sich dem Willen des Vaters fügte. Lutz war gütig und freundlich gegen den älteren Bruder, wie man es gegen Kranke ist, kein Wort des Tadels oder der Mißbilligung kam über seine Lippen, durch eine herzliche Selbstverständlichkeit erleichterte er es Dirk, sich mit ihm auszusprechen. Und als Dirk dem Bruder alles gesagt hatte, was ihn seit der Flucht aus dem Hause zum Lanzknecht bewegt und gequält hatte, als er ihn einen Blick tun ließ in sein Werk, da war es für Jakob Ludwig wie eine feierliche Belehrung, als er sagte: „Ich bin hergekommen mit Zweifeln und Mißtrauen, ich werde heimreisen mit neuem Glauben an dich, mein Dirk. Zwar, du weißt: meine Welt ist eine andere als deine, aber ich sehe nun doch, daß in dir nicht bloß der Wille zur Kunst ist, sondern auch die Kraft zum Vollbringen. Mir scheint, das widerspricht nicht dem Geist unsres Hauses. Vielleicht gelingt es mir, auch den Vater davon zu überzeugen, der, das glaube mir, schwer an euren Meinungsverschiedenheiten trägt. Ich würde mich freuen, wenn du mit mir heimkämest und wieder in unsre Gemeinschaft trätest . . .“

Dirk unterbrach den Bruder: „Ich kann nicht, Lutz! Ich danke dir für deine Liebe. Aber es sind doch mehr als bloße Meinungsverschiedenheiten zwischen Vater und mir — es sind zwei Welten, die einander gegenüberstehen . . . zwei Zeiten . . . Ich kann nicht eher nach Hause kommen, als bis eine Brücke über beide geschlagen ist . . . und ob das überhaupt möglich sein wird? Nun aber, die mannhafte Fröhlichkeit, die du mitgebracht hast, macht mich glücklich und reich. Ich möchte hier bleiben, wo ich mich frei fühle von den Fesseln der Tradition und unbeengt von jenem strengen Druck unsres alten, finstren Hauses. Dem Willen des Vaters mich unterwerfen, das kann ich nicht. Ich bin des Glaubens, daß mich das Schicksal nicht ohne Absicht in die Welt hinausgesandt hat und ich bin willens, meinen vorgezeichneten Weg zu gehen . . .“

„Deinen vorgezeichneten Weg?“ sagte Lutz beim Abschied. „Ich weiß, daß es Lanzknecht gab, die auch fortstrebten von dem Hause, das du geflohen hast, aber jeder ist noch dahin zurückgekehrt . . . vor hundert Jahren . . . es wird wohl auch heute noch so sein . . . Darum, Dirk: auf Wiedersehen im Hause zum Lanzknecht.“

Diese Worte des jüngeren Bruders, die sich in dessen Mund so seltsam ausnahmen und fast wie eine Weissagung klangen, ließen eine kummervolle Sehnsucht in Dirk zurück. So schön es hier war, so prangend die Üppigkeit des Landes ihn lockte — die Sehnsucht nach der Heimat sog doch alles andre in sich auf. Er nahm das erneute Erlebnis des Südens dankbar als eine grandiose Bereicherung seiner Seele hin, jedoch fruchtbar werden, das erkannte er nun in Stunden verschmachtender Einsamkeit, konnte er nur auf dem Boden der Heimat. Mochten Bitternisse sein Herz zerpflügen, mochten Enttäuschungen ihn zerspalten, Verständnislosigkeit ihn zermürben — aus dem Heimatboden würde er doch immer wieder Kraft und Blutfrische in sich ziehen, um sein Ziel zu erreichen. Sein Ziel? Was war denn noch sein Ziel? Mit Entsetzen sah er plötzlich diese Frage in seinen Weg geschleudert. Er rang mit ihr und rief alles zu Hilfe, was seinen Glauben, seine Zuversicht, sein Selbstbewußtsein und seinen Stolz ausmachte, aber er hatte keinen Gewinn davon. Wohl klangen die gläubigen Worte des Bruders noch lange wohltuend in ihm nach, jedoch nach und nach begann mit ihnen eine Dissonanz zu schwingen, erst leise und zitternd, dann vernehmlicher und stärker, bis sie zuletzt den harmonischen Akkord ganz übertönte. Es flog ihm wie eine Ahnung durchs Gehirn, als ob er sich nicht selbst betrüge, als ob der Geist des Hauses zum Lanzknecht nicht doch das beste Erbteil seines Seins wäre. Schreckenvoll riß er das Manuskript seines Dramas aus der Schublade und versenkte sich mit fieberheißem Kopfe in jeden Satz, in jeden Gedanken. Und die Worte und Gestalten kamen ihm plötzlich schwächlich und blaß vor, er fand keinen rechten Zusammenhang mehr zwischen

der Sprache und den Dingen und warf zuletzt die Blätter mit einem Ekel in das Behältnis zurück. War er wahnsinnig? War denn das Leben nichts weiter als Selbsttäuschung, Hohn und Maskenspiel? Wie ein Mal eherner Ruhe und friedsamer Geborgenheit tauchte das Bild des Hauses zum Lanzknecht in den verzweiflungsvollen Gewissenskämpfen vor ihm auf und fachte seine Sehnsucht zu einem lodernden Scheiterhaufen an, auf dem er alles verbrannte, was er angebetet hatte . . .

Als das Telegramm der biederen Vermieterin der Casa Aldiani im Hause zum Lanzknecht eintraf mit der Nachricht, daß „Signor Dirco“ an einem schweren Nervenfieber erkrankt sei, erbot sich sogleich Lutz, nach Florenz zu eilen und den Bruder zu betreuen, jedoch Jakob Friedrich erklärte, daß er selber fahren wolle. Er reiste noch am selben Tage ab und stand bereits am nächsten Abend am Krankenlager des ältesten Sohnes. Dirk erkannte ihn nicht. In seinen Fieberträumen wirbelten Menschen und Dinge durcheinander, wilde Rufe nach Marianne verknoteten sich mit stammelnden Abbitten an das Haus zum Lanzknecht, kraftvoller Stolz verebbte in wimmernder Verzweiflung. Die Hand des Kranken lag in der des Vaters, ohne es zu wissen. Jakob Friedrichs Antlitz war undurchdringlich und unbewegt. Was in ihm vorging, wußten nur Gott und er selbst, kein Mensch hat es je erfahren.

Als der Sturm des Fiebers nachließ und der Arzt keine Bedenken gegen einen Transport des Kranken in die Heimat hatte, bereitete Jakob Friedrich alles für die Heimfahrt vor. Nach Erledigung von mancherlei Gängen begab er sich in die Casa Aldiani zurück. Dirk war zum erstenmal bei klarem Bewußtsein. Er sah den Vater in sein Zimmer treten und glaubte zuerst an einen bösen Traum; er erschrak, als er seine Stimme vernahm und wähnte, daß nun das Gericht über ihn kommen werde. Die Sanftmut und die Besorgtheit des Vaters erschütterten ihn derart, daß er in Tränen ausbrach. Und in dieser leidenschaftlichen Flut reinigte Dirk Lanzknecht sich von allem Hasse gegen die Gebundenheit seines Schicksals, und wie ein heilender Balsam floß die Erkenntnis in sein Herz, daß da ein Zusammengehörigsein und ein Zusammenhalten wäre, stark wie das Leben selbst, und das wie eine wundertätige Fügung zerbrochene Lebensschiffe sicher in den bergenden Hafen geleite.

Auf der ganzen Reise wurde zwischen Vater und Sohn kein Wort über das Vergangene oder über das Künftige gesprochen. Nur einmal, als der Zug den Main überfuhr und Dirk feuchten Auges die wundersame Silhouette der geliebten Vaterstadt grüßte, sagte Jakob Friedrich: „Du bist nun wieder daheim, Dirk, jetzt werde gesund an Leib und Seele — und dann magst du entscheiden, was werden soll.“

Dirk sagte weder ja noch nein, er fühlte sich von dem Geiste jener gütigen alten Frau umschwebt, die ihn noch über das Grab hinaus behütete. Schon keimte in seinem vom Fieber geschwächten Körper neuer Mut, und er spürte neue Aufgaben, die ihm das Leben übertragen werde, um seinen Kräften neue Entfaltung zu gewähren.

Und als er, gestützt von Vater und Bruder, über die Schwelle des Hauses zum Lanzknecht schritt, beugte er sich vor seinem Schicksal, umweht von einer jahrhundertealten, ehrwürdigen und stolzen Vergangenheit, denn nun verstand er das letzte Wort Frau Dorotheas, daß der Geist dieses Hauses Symbol und Mythos zugleich sei, und mit dem wiedergewonnenen Glauben an das Haus zum Lanzknecht, das den Zerstörten nun gütig in seinen Mutterschoß aufnahm, wußte er auch, daß alles, was sich vollzog, mit Notwendigkeit geschah und daß über Irrsal und Verwirrung die ewige Wahrheit steht. Das Haus zum Lanzknecht aber war Sieger geblieben über Liebe und Haß.

Heimat. Von Will Scheller

Die Sehnsucht nach der Heimat ist
Wie ein Gebet von jungen Müttern,
Wie Kinder, welche Vögel füttern,
Und wie ein Buch, das man vermißt.

Die Sehnsucht nach der Heimat ist
So sehr in allem und im Blut,
Daß jeder Frost und jede Glut
Aus ihr hervorgegangen ist.

La Malinconia

Eine herbstliche Elegie von Karla Höcker

I.

Preludio

Durchsichtig sind die Blätter
Und die Wälder, die braun werden und schweigen.
Durchsichtig wie Glas ist mein Herz.
Es zittert im Winde gleich jenen Blättern,
Alt ist es wie die Wälder geworden
Und schweigsam.
Die Blätter welken und fallen ab,
Und werden wiederkommen.
Aber mein Herz, mein Herz ist zerbrochen.

II.

Sehnsüchtiger Knabe, der vor dem Fenster steht —
Jeder Abend schließt dich in mein Gebet.
Lange noch wach' ich, gelehnt an die stumme Wand,
Und fühle dein Atmen, dein Haar, jede Gebärde der Hand —
Sehnsüchtiger Knabe, der Abend für Abend wacht,
Lächle! Ich bin bei dir, ich komme in Bangnis und Nacht.
Leise wie Uhrenschlag kling' ich in deinen Traum,
Dir zu Füßen fall' ich als Blatt vom Baum,
Ferne wandl' ich als Stern — du lächelst und siehst mich nicht —
Und als Regen küsse ich sanft dein heißes Gesicht.

III.

Rondo

Es weht ein kleines Blatt vom Baum;
Wie lautlos sind die Tage!
Was ich im Herzen trage
Verstummt vor Wort und Klage
Und weint nur manchmal früh im Traum.



Plakat nach einem in Paris befindlichen Gemälde des Rennplatzes vom Jahre 1861

Iffezheim

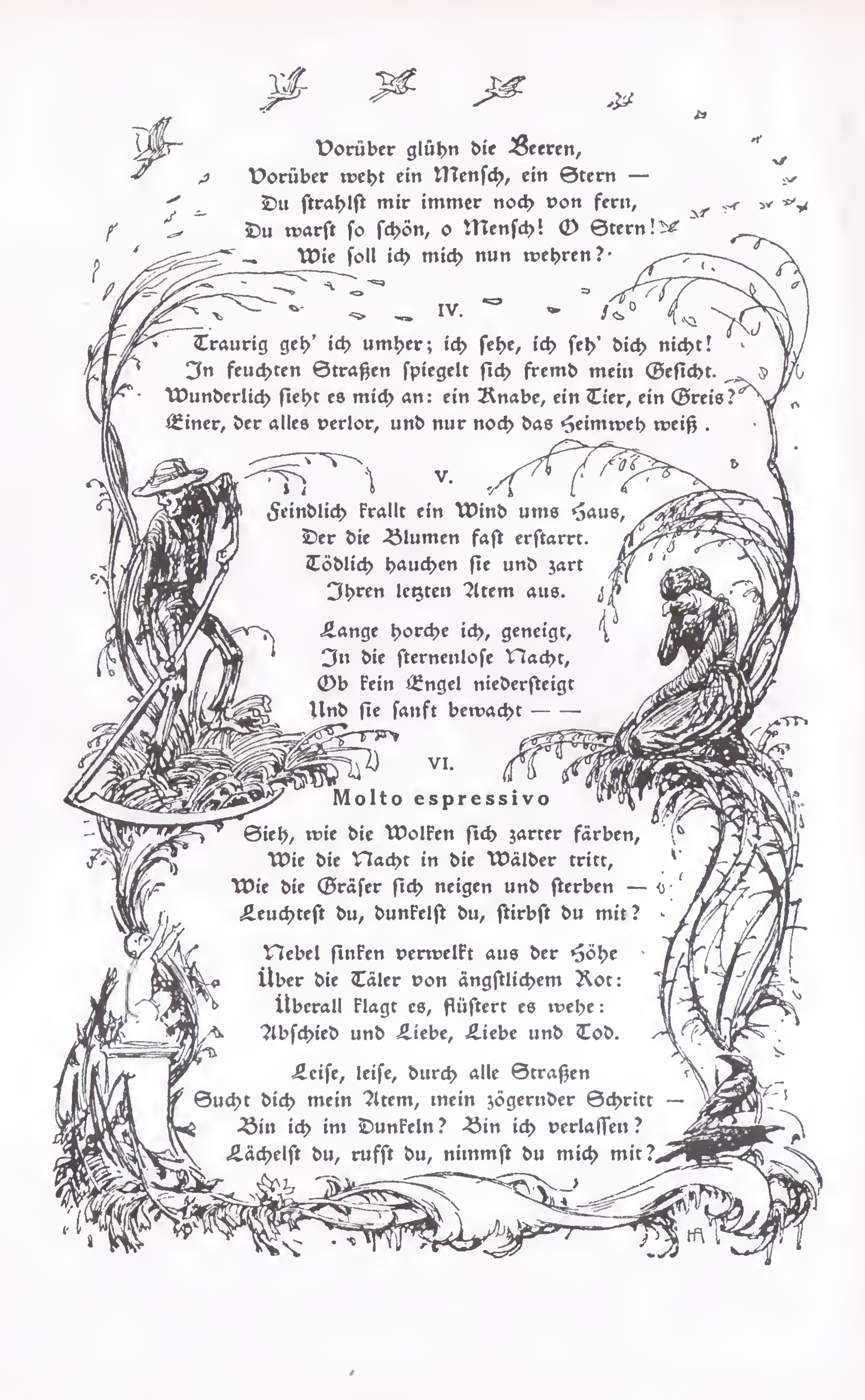
Von Käthe Olshausen-Schönberger

Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin

Jahr um Jahr erwacht ein idyllisch gelegenes kleines Dörfchen nahe dem weltberühmten Kurort Baden-Baden im Hochsommer zu einer bereits geschichtlich gewordenen Bedeutung im Rennsport. Die Bauernhöfe beherbergen in den eigens zu diesem Zwecke erbauten Boxen Rennpferde aus allen Ländern und im silbrigen Frühlicht zieht allmorgendlich die Schar der Edlen hinaus zur Trainierbahn, um die Morgen-



Fürst Menschikoffs Schimmeltroika auf der Rückkehr von Iffezheim 1865–1890



Vorüber glühn die Beeren,
Vorüber weht ein Mensch, ein Stern —
Du strahlst mir immer noch von fern,
Du warst so schön, o Mensch! O Stern!
Wie soll ich mich nun wehren?

IV.

Traurig geh' ich umher; ich sehe, ich seh' dich nicht!
In feuchten Straßen spiegelt sich fremd mein Gesicht.
Wunderlich sieht es mich an: ein Knabe, ein Tier, ein Greis?
Einer, der alles verlor, und nur noch das Heimweh weiß.

V.

Feindlich krallt ein Wind ums Haus,
Der die Blumen fast erstarrt.
Tödlich hauchen sie und zart
Ihren letzten Atem aus.

Lange horche ich, geneigt,
In die sternenlose Nacht,
Ob kein Engel niedersteigt
Und sie sanft bewacht — —

VI.

Molto espressivo

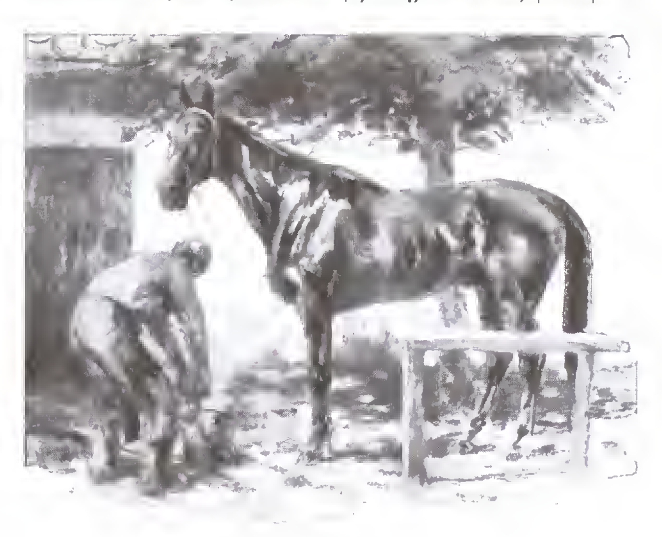
Sieh, wie die Wolken sich zarter färben,
Wie die Nacht in die Wälder tritt,
Wie die Gräser sich neigen und sterben —
Leuchtest du, dunkelst du, stirbst du mit?

Nebel sinken verwelkt aus der Höhe
Über die Täler von ängstlichem Rot:
Überall klagt es, flüstert es wehe:
Abschied und Liebe, Liebe und Tod.

Leise, leise, durch alle Straßen
Sucht dich mein Atem, mein zögernder Schritt —
Bin ich im Dunkeln? Bin ich verlassen?
Lächelst du, rufst du, nimmst du mich mit?

arbeit zu verrichten. Stallburschen und Trainer queren die Dorfstraßen, und neben der gemütlichen badischen Mundart hört man Englisch, Französisch und Italienisch.

Im Jahre 1856 beschloß eine Gruppe von vornehmen Sportsleuten die Gründung der Rennbahn in Iffezheim, und 1858 fanden die ersten Rennen dort statt. Damit trat auch Baden-Baden in die Reihe der großen Kurorte internationalen Gepräges. Wie vor dem Kriege 1870/71 alles, was elegant sein wollte und Hochachtung beanspruchte, französisch sein mußte, zeigte sich auch Baden-Baden in vollkommen französischer Aufmachung. Französisch war die offizielle Sprache, das Badeblatt brachte alle Bekanntmachungen und Anzeigen französisch, und die ganze Kurverwaltung lag in Händen eines Pariser Advokaten. Diese „Franzosenzeit" bildete den Anfang der Glanzzeit des Osstädtchens, welches durch seine unvergleichliche landschaftliche Schönheit, dann aber auch durch die Spielbank und die alljährlich sich steigernde Anziehungskraft der Iffezheimer Rennen Fremde aus allen Weltgegenden anzog. Die Kurliste des Jahres 1858 weist schon Gäste aus Südamerika, Java, Westindien, Persien, Mauritius und sogar St. Helena auf. Der Zeitungsbericht über das erste Rennen am 6. September 1858 erzählt begeistert von dem Ereignis, das die ganze Bevölkerung der Umgegend auf die Beine brachte. Das Dorf Iffezheim empfing, mit Kränzen und Fahnen geschmückt, die von Baden-Baden über Oos in glänzenden Equipagen heranrollenden hohen Gäste. Drei massive Pavillons hatte man erbaut; einen für die fürstlichen Familien, den zweiten für „geeignete Personen" und einen dritten für Zuschauer höherer Stände. Der Starter fungierte zu Pferde, indem er eine gelb-rot-gelbe Fahne schwang. Das erste Pferd, welches an diesem Tage zum erstenmal die Bahn durchlief und siegte, war Frh. v. Gemmingens „Amazone" im Preis der Favorite. Ganz nebensächlich, denn um die wichtigen großen Rennen, wie den Großen Preis von Baden-Baden und den Preis von Frankreich bewarben sich nur französische Pferde, wie man überhaupt glauben konnte, man befinde sich in Longchamps oder Auteuil und nicht auf einem deutschen Rennplatz. Von 1858 bis 1870 herrschen die alten historischen Namen Frankreichs vor; auf den Tribünen wie im Sattel sieht man die Herzöge von Aumale, von Gramont, von Penthièvre, von Chartres und von Beaufort, den Grafen von Paris, die Prinzen Murat und von Joinville, dazu gesellen sich die führenden französischen Rennleute. England war in erster Linie durch den Herzog von Hamilton und Brandon vertreten, der viele Jahrzehnte hindurch häufig auch in Baden-Baden residierte, das die Träger berühmter Namen und Inhaber riesiger Vermögen immer mehr anzog. Trotzdem hielten sich die Preise des Kurortes auf so bescheidener Höhe, daß jedermann sie erschwingen konnte; so liest man z. B., daß ein



Nach der Morgenarbeit



Kincsems dritter Sieg im Großen Preis von Baden-Baden 1876

Thermalbad einfacher Art zwölf bis sechzehn Kreuzer kostete, das teuerste kam auf 1 fl. 30 kr. Der Geist der Nepperei, der einem heutzutage fast alles verleidet, war damals noch unbekannt. Zur Rennwoche kamen in der Hauptsache Ausländer, doch wird einmal neben den vielen anderen illustren Kurgästen auch Berthold Auerbach mit Hochachtung genannt.

An den Zwischentagen, wo keine Rennen gelaufen wurden, fand ein glänzender Korso in der berühmten Lichtentaler Allee statt, wobei zwei „Musikchöre" abwechselnd spielten und die oft phantastischen Geschirre der Pferde nicht weniger wie die allerneuesten kostbaren Pariser Toiletten der Damen Aufsehen erregten. Im Theater gastierte die Comédie française und im Konversationshause fanden Konzerte statt, wo Franz Liszt, Joseph Wieniawski, Sophie Menter und Frau Artot de Padilla, begleitet von ihrem Gatten, die erlesensten musikalischen Genüsse boten. Die vierzig Berichterstatter aus aller Welt, die im Jahre 1868 zur Rennwoche erschienen waren, hatten genügend Stoff, um sich die Hände wund zu kritzeln. Opferte man doch auch noch dem Taubenschießsport in Iffezheim wahre Hekatomben, deren Höhepunkt einmal mit zwanzigtausend lebenden Tauben bei zwölf Lieferungen erreicht wurde.

Im Jahre 1867 wurde das große kontinentale St. Leger zu einem internationalen erweitert, wodurch auch englische Pferde Zutritt dazu erhielten. Jetzt traten nach und nach neben den großen französischen Namen auch jene der später zu internationalem Ruf gelangten deutschen, österreichischen und ungarischen Rennstallbesitzer in den Vordergrund. Mit dem deutsch-französischen Krieg zerfiel die ganze Franzosenherrlichkeit, die aus Iffezheim und Baden-Baden fast rein französische Plätze gemacht hatte. Baden-Baden rückt jetzt in das Zeichen der Russen, von welchen manche sich hier ganz niederließen. Wir lesen die Namen Galitzin, Belosselsky, Gagarine, Turgenjew, vor allen andern jedoch von Fürst Menschikoff, dem Oberbefehlshaber im Krimkriege, der sich einen wundervollen Besitz in Baden-Baden kaufte und dem Ort seinen besonderen Stempel aufdrückte. Er starb 1890, aber seine Absonderlichkeiten werden noch heute mit vielen Ausschmückungen erzählt. Aus meiner

frühesten Kindheit spiegeln sich hier in sonderbarem Zusammenhang die damaligen Baden-Badener Ereignisse in Erinnerungen aus der Kinderstube wider. Ich spielte niemals mit Puppen, sondern wie ein Bub nur mit Pferden, und man konnte mir keine größere Freude machen, als wenn man ein neues hölzernes Exemplar für meinen Marstall mitbrachte. Irgend jemand hatte mir sechsjähriger wilder Pferdefreundin gesagt, ich triebe es wie Menschikoff, und dieser Name blieb daher voll neidischer Bewunderung für einen Mann, der so viele, viele wirkliche, lebendige Pferde sein eigen nannte, in meinem Gedächtnis haften. Eines meiner neuesten Pferde, ein herrlich nach Lack duftendes Jahrmarktsschnitzwerk, hatte noch keinen Namen, und vertrauensvoll wandte ich mich an die Großen, sie sollten mir helfen, etwas recht Wohlklingendes für dieses Prachtpferd zu finden. Und es bekam auch den herrlichsten Namen, denn bei uns Wienern lebte noch nach Jahrzehnten voller Stolz das Andenken an „Kincsem" fort, die Wunderstute, welche, nie geschlagen, von Baden-Baden drei Jahre hintereinander den Großen Preis nach Österreich brachte und nur einmal in England in einem toten Rennen um den halben Sieg gebracht wurde. Als ich jetzt mit dem achtzigjährigen ehemaligen Rennbahnverwalter K. in seinem Obstgärtchen in Iffezheim plauderte und er seine vielen Erinnerungen auskramte, in welchen gerade Fürst Menschikoff und Kincsems dreimaliger Sieg eine Rolle spielten, fiel mir das alles aus der Kindheit wieder ein, und ich mußte unwillkürlich seufzen. Die Gegenwart mit Motor und Kilometerraserei ist eine schlechte Begleiterin des Rennsports, denn nicht die Prüfung auf dem grünen Rasen allein machte den Reiz aus, dazu gehörte vorher und nachher der Wagenkorso mit schönen Pferden und geschickten Fahrern. Wie die Praterfahrt nach der Freudenau hinaus und zurück den Rennen erst einen besonderen Zauber verlieh, dem ganz Wien sich hingab, so gestaltete sich auch die Auffahrt nach Iffezheim und die Heimfahrt nach Baden-Baden zu einem eindrucksvollen Wettbewerb. Fürst Menschikoff pflegte in einer Schimmeltroika zu fahren und besaß ganz prachtvolle Traber; er kam auch im Viererzug, doch den übertraf



Auf dem Sattelplatz



Schwieriger Start beim Fürstenberg-Memorial 1925

Graf Tassilo Festetics mit seinem glänzenden Fünferzug ungarischer Pferde, den er selbst mit bekannter Meisterschaft lenkte. Ihm stand der berühmte Sportsmann Graf Zdenko Kinsky nicht nach, und man kann sich denken, daß die Badener Kurgäste da ein ganz erlesenes Schauspiel zu sehen bekamen. Fürst Menschikoff gelang übrigens das, was der Franzose überaus treffend „épater les bourgeois" nennt, in hohem Maße, und es ist kein Wunder, daß man dem alten Sonderling noch besondere Extravaganzen dazu andichtete. So erzählt man heute noch, er habe eine Vorliebe für die so seltenen weißgeborenen Schimmel gehabt und vierzig davon besessen. In Wahrheit hatte er allerdings eine Vorliebe für Schimmel, und als er starb, hinterließ er zweiundvierzig Pferde, Rotschimmel, Apfelschimmel, Eisenschimmel und was es sonst noch an Variationen gab. Von den gleichfalls auf über vierzig gebrachten Doggen der Fama bleiben in Wahrheit nur etwa zehn Hunde übrig, und das herrliche Hundebadezimmer wird kaum mehr als ein schöner Zwinger gewesen sein. Tatsächlich bekamen aber die vielen Pferde und das reichlich vorhandene Personal ihre nötige Bewegung und jede Stunde konnte man ein anderes Gespann bewundern. Da sauste der alte Krimkrieger in seinem russischen Lieblingsgefährt, der Troika, durch die Lichtentaler Allee; da Seine Durchlaucht aber nicht allgegenwärtig sein konnte, fuhren der schmucke Zweispänner und der pompöse Viererzug mit nur einem oder zwei gravitätisch dreinblinzelnden Hunden im Fond des Wagens spazieren. So ging es ziemlich den ganzen Tag, die Schimmel und die dicken russischen Kutscher bekamen ihr nötiges Pensum, nur die Herren Hunde brauchten wenig zu laufen.

Von 1872 an begann für Iffezheim eine neue Ära. Es wurde der Internationale Klub unter dem Präsidium des Fürsten Carl Egon von Fürstenberg gegründet, zu welchem Zweck eine Aktiengesellschaft gebildet wurde. Die Franzosen blieben grollend fern und kamen erst in den 80er Jahren spärlich zurück, trotzdem nahmen die Rennen einen Aufschwung, wenn auch unter anderen Voraussetzungen. Die Hauptbeteiligung fand im Herbst statt, wo die Offiziersrennen unter den Augen des alten Kaisers Wilhelm I. regelmäßig bis zu seinem Tode abgehalten wurden. Vom Jahre 1882 an wurde das Taubenschießen infolge eines Antrags des Tierschutzvereins an den badischen Landtag aufgehoben, was die Stadt Baden und dem Internationalen Klub zu verschiedenen heftigen, doch vergeblichen Protesten veranlaßte. Nach und nach ist ja überall die lebende

Taube durch die Tontaube ersetzt worden. — Das größte sportliche Ereignis spielte sich wohl in den Jahren 1877, 1878 und 1879 ab, wo Herrn v. Blaskovits' berühmte „Kincsem“ drei Jahre hintereinander den Großen Preis von Baden-Baden für Österreich-Ungarn gewann. Das königliche Hauptgestüt Graditz hatte Pech und gewann nur ein einziges Mal mit „Hammurabi“ den Großen Preis. Im übrigen fiel derselbe seit der Gründung bis 1924 neunundzwanzigmal an Frankreich, sechzehnmal an Deutschland, neunmal an Österreich-Ungarn, dreimal an England und zweimal an Rußland. Interessant ist die Kurve, welche der Große Preis im Laufe der Jahre durchmaß. Von 1858—1860 betrug er 14 000 Fr., stieg dann 1865—1872 auf 20 000 Fr. Mit der dann stattfindenden Gründung des Internationalen Klubs kam er auf 12 000 M. und sank 1874 gar auf 6000 M. 1875—1882 hielt er sich auf 10 000 M. und begann dann progressiv zu steigen um 1895 achtzigtausend zu erreichen. Vom Präsidenten Fürst Carl Egon von Fürstenberg auf 100 000 gebracht, sank er aber bald wieder auf 80 000 zurück, ja 50 000, erkletterte schließlich wieder die 80 000 und durfte als Inflationsgipfel ganze dreihundertzwölf Millionen buchen. Gegenwärtig beträgt er 70 000 M.

An Schönheit kann sich mit der Iffezheimer Bahn so leicht keine zweite messen. Allein die Einfahrt zu den Tribünen und der Sattelplatz machen mit ihren im vorbereitenden Gründungsjahr 1856 von Frankreich eingeführten und gepflanzten Reihen von herrlichen kanadischen Pappeln einen wunderbaren Eindruck. Diese Bäume haben sich in dem gesegneten Klima prachtvoll entwickelt und halten den ganzen großen Platz unter breit wogendem Schatten. Die altmodischen Pavillons aus der nicht grade auf dem Gipfel des Geschmackes stehenden Gründungszeit sind



Aditi siegt unter Jockey Janek



Hinter den Tribünen



Schreitende
Studie zu einer Kleinplastik von Prof. Hugo Lederer
(Akademie-Ausstellung Berlin 1925)

noch vorhanden, verschwinden aber ziemlich neben der großen Tribüne. Wundervoll ist der Blick über die von baumbestandenen welligen Hügeln flankierte Rennbahn auf die Höhen des Schwarzwaldes vom Murgtal bis über Achern hinaus, mit dem Merkur der Ebersteinburg, dem Alten Schloß, der Yburg, Alt- und Neu-Windeck.

Wenn die vornehmen, vierbeinigen Gäste die Iffezheimer Boxen verlassen haben und der internationale Schwarm sich verlaufen hat, kommt der Kehraus. Die Bahn sieht noch einmal buntes Leben, bevor sie zur Ruhe geht und flüchtige Hufe galoppieren unter dem lauten Zuruf ländlicher Zuschauer abermals um Preis und Sieg in die Runde. Ein fröhliches Bauernrennen beschließt die festlichen Tage und dann sinkt Iffezheim wieder zurück in sein beschauliches dörfliches Dasein. Die alten Leute sitzen im Winter beisammen und erzählen sich und den Jungen von den früheren schöneren Zeiten, wo die ungarischen Magnaten mit den Russen um die Wette fuhren und schöne Pariserinnen mit ihren fabelhaften Krinolinen den halben Wagen bedeckten. Wie lange noch, und die letzten Zeugen aus jenen bunten Tagen, wenige Achtzigjährige, welche eine ganz andere „Franzosenzeit“ damals mitmachten, als wir heute, sind gegangen.



Blick von der obersten Tribüne. Dörfliche Zaungäste

Das Trauerspiel von Mexiko. Von Dr. G. Giesecke

Was geht es uns heute an? Seit dem hellen Junimorgen des Jahres 1867, an dem Kaiser Maximilian von Mexiko mit zwei Getreuen, den Generalen Miramon und Mejia, vor Querétaro erschossen wurde, haben wir die schwersten weltgeschichtlichen Erschütterungen durchlebt und erlitten. Er war der Bruder des Kaisers Franz Joseph, und sein unseliges Ende war nur das erste Glied in einer langen Kette habsburgischer Schicksalsschläge. Seine Gattin, die Kaiserin Charlotte, die Tochter Leopolds, des ersten Belgierkönigs, hat noch bis vor kurzem im Wahnsinn gelebt, und ab und zu las man von ihr in den Zeitungen wie von einem Gespenst. Aber war das mexikanische Kaisertum des jungen Erzherzogs nicht bloß ein Abenteuer, eine Sensation, und lohnt es sich, dieser Sensation von vorgestern noch einmal nachzugehen? Wir wissen doch eigentlich alles, zum mindesten das Entscheidende: Napoleon will in Mexiko Ordnung schaffen, um den französischen Kapitalisten ihre Zinsen und sich neuen Ruhm zu sichern; ein ehrgeiziger, junger Fürst gibt sich für das bedenkliche Unternehmen her und muß, von seinem Gönner im Stich gelassen, seine Torheit mit dem Tode büßen. Er war uns immer sympathisch, aber nüchtern, wie wir sind, sagten wir uns: er hatte in Mexiko nichts verloren, und die Mexikaner, die den Fremden erschossen, hatten wahrscheinlich recht.

Das traurige Ende Maximilians hat zu seiner Zeit selbstverständlich gewaltiges Aufsehen gemacht. Selbst Manet konnte sich der Romantik des Vorwurfs nicht entziehen, wenn er auch die Hinrichtung mit der betonten Nüchternheit des Naturalismus und ohne eine einzige heroische Gebärde gemalt hat. Eine Unmenge von Büchern ist noch in den sechziger Jahren erschienen, darunter viele Erinnerungen von Augenzeugen, wie des wackeren Arztes Dr. Samuel Basch oder des abenteuerlichen Prinzen Felix von Salm und seiner Gattin, die eine Kunstreiterin war und eine vollendete Durchlaucht wurde. Aber so gut wir durch ältere Veröffentlichungen über das Ende Maximilians unterrichtet waren, so wenig wußten wir über die Gründe und die Verhandlungen, die zur Annahme der Krone durch ihn geführt haben. Nun hat sich in Wien ein bisher unveröffentlichtes Geheimarchiv Maximilians erhalten, das er selbst noch in einer Zeit verzweifelter Mutlosigkeit, als er mit dem Gedanken der Abdankung spielte, auf einem österreichischen Kriegsschiff in die Heimat gesandt hatte. In diesem Archiv finden sich die Briefe Napoleons, König Leopolds, Kaiser Franz Josephs an Maximilian und alle Antworten in Abschrift, ferner die Briefwechsel der Kaiserinnen Eugenie und Charlotte und Tausende von andern wichtigen Dokumenten. Auf dieser Grundlage, die bisher noch von niemand erforscht worden war, hat Egon Cäsar Conte Corti sein zweibändiges Werk „Maximilian und Charlotte von Mexiko“ geschaffen (Amalthea-Verlag, Zürich), und der Reichtum des hier benutzten Geheimarchivs im Bunde mit einer vorsichtig abwägenden Darstellung hat dem Verfasser ermöglicht, die abschließende Schilderung des Abenteuers zu liefern.

Aber wenn das Buch weiter kein Verdienst hätte, brauchte man es an dieser Stelle nicht anzuzeigen. Das Entscheidende ist, daß es uns das Schicksal seiner beiden Helden menschlich naherückt. Corti ist kein dichterisch gestimmter Historiker, und es gibt viele geschicktere Schriftsteller als ihn. Er hat, von der Fülle neuen Stoffes bedrängt, nicht immer den Mut des Zurückweisens. Er stellt unsre Geduld oft auf die Probe, wenn er uns die Irrwege unfruchtbar bleibender diplomatischer Erwägungen führt. Und trotzdem: die beiden Bände lassen uns nicht los. Je tiefer sich Maximilian in Schuld und Schicksal verstrickt, mit desto größerer Spannung lesen wir, und von der endlichen Katastrophe geht die Erschütterung einer echten Tragödie aus.

Corti liebt seinen Helden, und das ist ein schöner Zug, denn nichts ist unfruchtbarer als die Kälte, die sich einbildet objektiv zu sein. Er betont, daß Maximilian nicht allein von Ehrgeiz und Eitelkeit besessen gewesen sei, sondern auch von dem edlen Drang, Gutes zu wirken. Er schildert den zarten und phantastischen jungen Menschen, der weich und gütig war und der seine Kraft so verhängnisvoll überschätzte und mit fast beschränktem Eigensinn das Unmögliche, selbst das als unmöglich Erkannte zwingen wollte. Als jüngerer Bruder des Kaisers fand er kein genügendes Feld für seinen Tätigkeitsdrang. Er wurde der Gründer der österreichisch-ungarischen Flotte und durfte sich den Seesieg von Lissa zuguteschreiben. Aber als dieser Sieg errungen wurde, stand er im fernen Mexiko im Verzweiflungskampf um seine Krone. Er hielt als Vizekönig in Mailand Hof, doch er spürte deutlich: Österreichs Zeit in Italien war vorbei, und seine Bemühungen, dem Kaiserstaat die Lombardei und Venetien zu erhalten, stießen nicht bloß im Lande, sondern auch in Wien auf Mißverständnis. Franz Joseph war kein bequemer Bruder. Wenn sich auch urkundlich belegen läßt, daß er Maximilian höchst ungern nach Mexiko gehen ließ und daß er ihn nicht etwa mit Freuden abschob: er war doch von seiner Würde ungemein durchdrungen und blickte nicht ohne Eifersucht auf den Erzherzog, der es in seiner verantwortungslosen Stellung so leicht hatte, volkstümlich und liberal zu sein. Maximilian jedoch sehnte sich nach Wirkung.



Schreitende
Studie zu einer Kleinplastik von Prof. Hugo Lederer
(Akademie-Ausstellung Berlin 1925)



Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Meine Puppen. Von Käthe Kruse

Käthe Kruse über Puppen? Setzt das nicht eine allzu starke Einseitigkeit voraus? Sie wird natürlich nur ihre eignen schön finden —. Wer so denkt, dem kann ich sagen: ich rede sehr ungern und ich würde am liebsten nur durch Puppen sprechen. Aber da höre ich, wie ein guter Geschäftsfreund sagt: „Das Publikum ist ja so gedankenlos! Es ist doch den Leuten ganz gleich, was sie kaufen. Es soll billig sein und nach möglichst viel aussehen. Und glauben Sie vielleicht, der Kaufmann hat Zeit, sich hinzustellen und das Publikum zu belehren? Dazu sind wir nicht da. Wir wollen verkaufen." Und wenn er ein moderner Kaufmann ist, so setzt er hinzu: „und möglichst viel verdienen."

Da steh' ich traurig im Spielwarenladen. Ich persönlich kann mich nicht beklagen über das Publikum. Aber wohin steuern wir? Durch welchen Wust von Geschmacklosigkeit, Schund und Häßlichkeit muß das Publikum sich hindurchfinden, um zu den wenigen Spielsachen zu kommen, die nicht nur gut erdacht und gemacht sind, sondern dann auch noch das bißchen Liebesflügelstaub tragen, das doch schließlich zum Spielzeug gehört wie Lebensluft. Ich versuche vielleicht noch, dem Kaufmann ein wenig Lust zu machen dazu, diese Dinge aus dem Allgemeinen herauszuheben, aber er zeigt auf die Verkäuferin, die eben eine Laufpuppe vorführt, dies grausige, kleine amerikanische Ungeheuer, das fast so breit ist wie lang und die unförmigen Beine im Parademarsch über den Ladentisch schmeißt. Grausamer kleiner Fetisch, steif, grell, blöd und welterobernd stapftest du mit den verrückt gewordenen Schlenkerbeinen daher, unabwendbar ist dein Sieg, denn du kostest zwischen vier Mark und acht Mark fix und fertig angezogen, und 50 Zentimeter groß! Und wenn du ganz wunderbar bist, dann hast du eine Mamastimme im Leib.

„Sehen Sie," sagte der Kaufmann zu mir, „das geht! Warum machen Sie das nicht auch? Sie müssen jetzt Mamastimme machen und —" Aber hier verstummt er, weil ihn ein Blick traf, der den Abgrund offenbarte.

Allüberall ist es das Publikum, der Moloch, in dessen Namen Grauslichkeiten fabriziert, gedichtet, komponiert, entworfen werden, weil es angeblich verlangt wird. Ist das wirklich und wahrhaftig wahr? Würdest du, liebes Publikum, wenn nun plötzlich einmal nur Gutes auf den Markt käme, nichts mehr kaufen, nichts mehr sehen und hören wollen? Ich sage nein! Ich nehme dich immer in Schutz, ich behaupte, daß du gut bist, willig, dankbar, leicht zu lenken, und daß nur zu oberflächlich produziert wird. Der Produzierende und der Vertreibende sind die Sünder, glaube ich, sie machen sich's leicht, und dann sagen sie: „Das Publikum will das so." Aber das ist gar nicht wahr, sage ich, es nähme ebenso gern das Gute! Ich glaube nicht, daß das Publikum (das gedankenlose und deshalb auch unternehmungslustige!) hemmt, sondern der Handel. Der Handel will Geld machen, das geht am besten mit alteingeführten Dingen von mittelmäßigem Geschmack, nicht mit Neuem, wofür man erst Käufer werben und gewinnen muß. Das Publikum aber will nicht denken. Und eine kühle Stimme fügt hinzu: und dabei fühlen sich beide ausgezeichnet!

Aber das mag ich nicht hören, solches Hinnehmen bestehender Zustände ist schrecklich, da gäbe es keine Hoffnung und keinen Fortschritt. Nein, wenn der Handel zu bequem ist, so soll man das Publikum ermuntern. Immer wieder. Denn Es ist die Macht, nicht der Handel! Komm her, Publikum, du sollst nicht gedankenlos sein, wo es sich um Kind und Spielzeug handelt! Sei meinetwegen gleichgültig bei Toiletten- und Parfümfragen, aber nicht beim Schenken fürs Kind. Nein, da nicht!

Es handelt sich zunächst um gar keine Geschmacksfrage. Ich will vor allem sagen, was die Puppe sein muß: die Puppe muß etwas zum Liebhaben sein. Dies ist ihr Sinn und Zweck. Ich kenne keinen andern. Und was hat man lieb? Was ist es, das Liebe erweckt, was ist Liebe? Da sind wir von der Puppe zum allertiefsten Problem gelangt. Und das ist gewiß erstaunlich und wert darüber stille zu stehen. Es gibt eben keine kleinen Dinge im Leben, überall ist's tief. Man muß nur hinsehen wollen. Liebe ist: umarmen wollen. Zärtlich sein dürfen. Streicheln, anschmiegen, sorgen, pflegen dürfen. Alle Liebe beginnt und endet damit. Man liebt nicht etwas, ohne zu wünschen, es umarmen, wenigstens anfühlen zu dürfen.



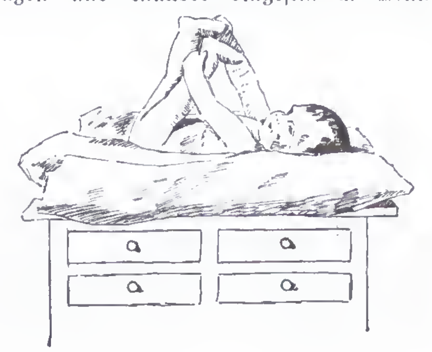
Hebt sich nicht unsre Hand leicht, beim Anblick eines Kätzchens, streichelt sie nicht fast unwillkürlich über das runde Kinderköpfchen? Anfassen wollen wir, was uns zarte, liebevolle Empfindungen erweckt, und daraus

folgt, daß Fühlen und Anfühlen dasselbe sind. Das ist, so einfach es klingen mag, der bloßgelegte, einfache Kern eines vielgestaltigen Rätsels. Im Grunde sind ja alle Dinge einfach, wenn es gelingt, auf den Grund zu kommen! Nicht von mir stammt der Gedanke. Diese Erkenntnis ist der Schluß einer langen Gedankenkette, die mein Mann über die Wirkung der plastischen Form gesponnen hat und die darin gipfelt, daß alle Form sich an die Hand, nicht an das Auge wendet. Das kleine Buch, das jetzt eben erscheint (Max Kruse, Ein Weg zu neuer Form, Georg W. Dietrich Verlag, München), dürfte Aufsehen erregen, denn es ist gar nicht abzusehen, welchen Einfluß seine Erkenntnisse auf die Gestaltung unsres Lebens gewinnen werden. Nicht nur des äußeren Lebens, der Gestaltung unserer Umgebung, sondern vor allem auf die Entwicklung unseres Gefühlslebens.

Ich hörte eine moderne Frau sagen: „Gefühle erwecken? Zärtlichkeit? Um Gottes willen. Es gibt gerade genug Gefühlsduselei in der Welt. Lassen wir die kindlichen Gefühle schlafen, die Mädels von heute brauchen was andres als Gefühle."

Diese moderne Mutter wird vielleicht hingehen und etwas kaufen, was keine Gefühle erwecken soll, irgendeine Groteskpuppe. Eine Karikatur, ein Greuel. Die Industrie ist ja vorwiegend auf Geschmacksverirrungen eingestellt. Aber, verehrte Frau, Sie täuschen sich! Es gibt keine plastische Form (und auch die Puppe, in jeder Art, ist Form), die nicht Gefühle erweckt! Ihr armes kleines Mädel oder Bübchen wird sich fürchten vor der grotesken Puppe, aber es kennt seine Gefühle noch nicht, und er ist gut, der kleine Mensch, und artig und freudewillig: die kleine Hand hebt sich zögernd dem unverständlichen Beelzebub entgegen. Und nun geschieht etwas Merkwürdiges: sofern er weich ist (d. h. stoffig), wird er trotzdem Liebe erwecken! Ist er hart, kalt und steif, so wird er bald verdorben und mißachtet herumfliegen.

Als Beispiel möchte ich eine kleine Negerpuppe anführen, die es in England und Amerika gibt, ähnlich hergestellt wie unsere bekannten Steiff-Filz-Puppen, aber aus pechrabenschwarzem Filz gepreßt, mit schwarzem Katzenfell als Kopfhaar, grellen Glasaugen und knallrot eingesticktem Mund.



Diese entschieden etwas teuflisch, fratzenhaft wirkende Puppe wird massenhaft umgesetzt. Und Fabrikation und Handel schließen daraus, daß das Fratzenhafte eben der Wunsch der Zeit ist. Aber sie irren. Es ist vielmehr so: das Publikum kauft diese Puppe, weil sie billig ist und blufft. Das Kind aber liebt diese Puppe nicht *weil*, sondern schließlich *trotzdem*! Weil sie gut im Arm zu fühlen ist! Weil sie warm ist und weich (verhältnismäßig)! Weil man unbesorgt damit spielen kann. Ach, das Kind lernt die Schliche der Liebe! Es braucht ja nicht hinzusehen, nur zu fühlen, dann *ist's* ein Kind. Und am Ende lernt es über das Häßliche hinwegsehen und das Verunstaltete trotzdem lieben. Oder erst recht! Oder es wird eben einfach abgestumpft! Oder es bekommt einen schlechten Geschmack.

Wollte derjenige, der die Puppe schenkte, diese Wirkung ausüben? Denn es gibt nichts ohne Wirkung, ganz besonders Kindern gegenüber. Und Gedankenlosigkeit, das ist Roheit. Der schenkende Erwachsene, der große Beglücker, muß sich fragen, welche Absicht er hat, welche Wirkung er auslösen will oder kann. Er will einfach einem Kinde eine Freude machen? Schön. Aber es darf nicht mehr als 20 Pfennige kosten. Oder zwanzig Mark. Schön. Aber eben nun suche, großer Beglücker, nicht etwas aus was möglichst „viel hermacht", denn dafür hat die erwartungsvolle kleine Seele gottlob noch keinen Maßstab, soll ihn wenigstens noch keinesfalls haben, sondern suche etwas gut Konstruiertes, etwas, womit es wirklich spielen kann, was seine kleine Phantasie laufen läßt. *Das* wird es lieben. Darin wird es dich lieben. Die gleich entzweigehende Prunkgabe ist ihm einfach eine Enttäuschung. Und du dazu. Darum merke man: Puppen sind nicht mit den Augen, sondern mit den Händen, dem Gefühl, zu beurteilen. Eine nicht schöne, aber weiche Puppe kann geliebt werden. Eine bildschöne, aber harte und kalte Puppe bleibt tot. Charakteristisch ist ferner, daß nur richtige Formen die entsprechenden Gefühle erwecken, daß also z. B. falsch konstruierte Proportionen oder falsch gebildete Körperteile (wie der durchgenähte Hüftstrich bei den Schlenkerpuppen an Stelle des an dieser Stelle von der Hand erwarteten Rundteilchens) nicht das entsprechende angenehme Gefühl erwecken. Die Hand erschrickt gewissermaßen, sie fühlt einen Stummel. Sie hat aber ganz bestimmte Erinnerungen und gerade deren Formen erwartet sie. Bei einer falschen Form stellt sich das Gefühl, das die richtige Form hervorruft, nicht ein. Man kann das leicht selbst probieren.

Man sage nicht, das seien Spitzfindigkeiten, das Kind hätte genug Phantasie usw. Gewiß hat es die! Aus einem Nichts kann es sich alles zaubern. Das ist recht. Aber wenn man ihm etwas schlecht vormacht, dann schmeißt man seiner Phantasie Knüppel

zwischen die Beine. Entweder nichts oder Gutes.

Dieses „was vormachen“ überhaupt! Welche Gedankenarbeit z. B. muß nicht die Konstruktion der Gelenkpuppe verursacht haben. Dies Gebilde, das so aussehen soll, als ob es ein Kind wäre. Das alles mögliche soll tun können an Stellungen. Ach und welcher Erfolg! Wenn man sie mit nüchternen Augen betrachtet: wie überaus abstoßend sind diese zusammengeschraubten Gliedmaßen, dies häßliche Gemisch von realistischen



Mätzchen und tatsächlichem Unvermögen. Das gilt auch von den schauderhaft konstruierten Gelenken der Lederpuppen. Diese abscheulichen Oberschenkelstümpfe, diese Gabelkonstruktion der Hüft- und Kniegelenke. Und diese Porzellan- oder Zelluloid- oder Gummihändchen mit Scharnieren am Lederrumpf befestigt! Wo hat Natur uns das vorgemacht: Zwei verschiedene Stoffe für die Gliedmaßen eines Körpers? Sind wir nicht alle aus einem Stoff und von einer Haut umzogen? Wo quietscht und quarrt die Natur, wenn sie sich bewegt? Und wie sitzt der viel zu lange Porzellanhals im Kugelgelenk! Kann man das lieben? Hat man schon einmal eine Kugelgelenkpuppe, nachdem sie den Laden verlassen hat, in einer nicht irgendwie verrenkten Stellung herumliegen sehen? Die Schlafaugen? Liebe, hast du dir schon einmal diese Konstruktion angesehen im hohlen Puppenkopf, über dessen um dieses Schwindels willen notwendig offenklaffender Schädeldecke die niemals wieder gut aussehende Perücke geleimt ist? Und hast du dir diese handgeknüpfte Perücke einmal angesehen? Heb' einmal die Locken ein wenig! Im Kreise ist die Kordel auf die grobe, graue Steifleinewand genäht, versuche sie zu kämmen, — der Kamm sträubt sich über diesem Untergrund.

„Aber es ist doch für ein Kind! Kinder stellen doch noch nicht solche Ansprüche!“ Darauf ist dieselbe Antwort wie vorhin zu geben, und dann noch dies: Empfinden tut das Kind alles! Aber sein Empfinden ist unbewußt und formt sich nicht zu Worten. Es sind auch nicht die unempfindlichsten Kinder, die „nichts mit ihren Puppen anzufangen“ wissen!

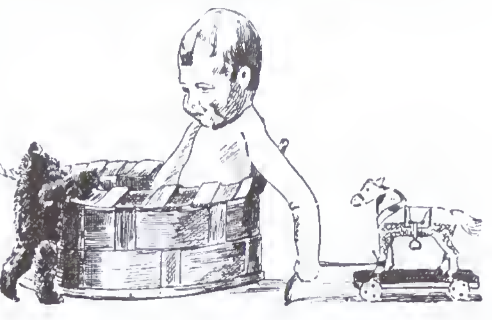
All das ist fauler Zauber. Sogenannter schöner Schein und Lüge. Sie ist verabscheuungswürdig, die Gelenkpuppe, und wert, daß sie endlich ganz verschwindet. Ihr Anblick, nackt, muß auf das Kind wirken wie der glatter Prothesen auf uns Große.

Und fast noch schlimmer ist die Mamastimme! Im Rücken des Papiermaché-Rumpfes, etwas über der Taille, befindet sich ein viereckiges Loch, von grüner Fliegengaze überdeckt. Da sitzt die quäkende, quietschende Stimme drin. Man kippt die Puppe hintüber (dabei schließt sie die Augen!) oder nach vornüber? Da quäkt sie. Das ist eine der grausamsten Verirrungen, die auszudenken ist! Kann man glauben, daß das Kind dabei Gefühle hat? Pflegst du dein Kind umzukippen? Es wird das Stück Fliegengaze bald durchbohrt haben! Dies heißt, ein ehrfürchtiges Symbol, die Kindpuppe, als eine schlecht konstruierte Sache zu entblößen, sie zur Ware, zum Handelsartikel zu erniedrigen!

Ein falsches Material ist das Zelluloid. Es hält etwas besser als Porzellan (das überhaupt für Puppen verboten sein müßte!), das ist sein Vorzug. Aber es entspricht vermöge seiner Leichtigkeit nicht dem Begriff des Körperlichen. Eine Zelluloidpuppe ist kein Baby, sondern Luft. Daran ändern auch die realistischen Grübchen nichts. Überhaupt hat Realistik gar nichts mit Natürlichkeit zu tun. Realistik im Sinne von Panoptikum hat etwas Abstoßendes, Furchterregendes.

Dann gibt es z. B. jetzt Puppen mit Gummikopf, die haben in sinniger Ausnützung der Möglichkeiten des Materials, die Kopfstimme (ich zitiere den Fachausdruck). Wenn man die Wangen dieser Puppe zusammendrückt quiekst sie Mama. Wenn ich dergleichen sehe, verzweifle ich an der Welt. „Wie können Sie eine solche Geschmacklosigkeit aufnehmen,“ sage ich zum Händler, „wollen Sie die Kinder dazu erziehen, den Menschen in die Fratze zu fahren, um zu sehen ob auch sie quietschen?“ — „Aber ich bitte Sie,“ sagt der Kaufmann begütigend, „das Publikum will halt was Neues sehen.“ Ein andrer antwortete mir, als ich mich über die Leidenschaft für das neuentdeckte, doch durchaus fragwürdige Gummimaterial wunderte. „Aber es ist doch so witzig, daß man eine Puppe in die Nase kneipen kann! Das ist mal was Neues!“

Immer was Neues! Darunter verstehen sie eine alte Sache neu aufgeputzt. Das müssen sie sofort alle haben. Aber etwas wirklich Neues braucht Kampf und Mühe und Zeit sich durchzusetzen. Als ich mit



meiner Puppe zum erstenmal an die Öffentlichkeit trat, schrieb die Presse: das ist das Ei des Kolumbus. Aber der Handel sagte: nicht in die Hand. Heute freilich gibt es kaum einen Puppenfabrikanten in Deutschland, der sich nicht bemüht, mich nachzuahmen, und jedes schielende Seifen- und Schokoladenpüppchen wird von der eifrigen Verkäuferin als „Genre Käthe Kruse“ angepriesen.

Das Durchsetzen meiner Arbeit von Anfang an war sehr, sehr mühsam, erforderte viele Geduld, viel Reden und Unterrichten. Der Handel wollte von meiner Puppe zumindest Perücke, Schlafaugen und feststellbare Gelenke, also Altbekanntes. Ich kann sagen, daß die Gewinnung des Kaufmanns, der Kampf gegen feststehende Meinungen, und vor allem die Erziehung der Verkäuferin mir noch immer die härteste Arbeit macht, die Warenhausverkäuferin z. B. hat kaum Interesse an dem, was sie verkauft. Es ist alles Ware, und sie schreibt ihren Kassenzettel. Ich habe auf meinen vielen Reisen selten eine Verkäuferin gefunden, die z. B. meine Puppe, die nichts sein will als das Abbild eines Kindes, so hinstellen kann, daß sie auch wie ein Kind wirkt!

Diese Erfahrung erschüttert mich. Auf welche innere Armut läßt es schließen! Frauen, Kinder, Spielzeug, Puppen, müßte nicht alles von selbst zu leben anfangen in dieser Reihenfolge? Warum ist's tot? — Geistige Trägheit oder gebrochene Lebensfreude als Folge unserer Lebensbedingungen? Ach sie a r b e i t e n alle. Aber mein Mann sagt: „Gesunde Frauenarbeit muß aus ihrem Seelenleben entspringen“, und unsre Seele will spielen, noch beim Arbeiten. Aber wem sage ich das?

Ganz ähnliches, noch stärker, erlebe ich mit meinem Schlenkerchen. Dies ist erst recht etwas Neues noch heute. Es ist die erste schöne, nackte Puppe, und ein neuer Weg zur Herstellung von Puppen überhaupt. Unbewußt erfüllte ich meines Mannes damals noch unausgesprochenen Gedankengang, den des für-das-Gefühl-der-Hand, nicht fürs-Auge-Arbeitens. Dabei gibt es kein Mogeln! Das Auge läßt sich leicht etwas vormachen. „Es sieht ganz so aus wie“ . . . Aber dem Gefühl der tastenden Hand gegenüber muß alles stimmen, Wärme, Glätte und Härte der Oberfläche, Proportion und Form der Glieder, Weichheit der Gelenke. Daß man, wenn man für das Kind denken will, auch seine kleinere Hand berücksichtigen muß, dies nebenbei, große Puppen sind überhaupt eine Verirrung; je größer sie werden, desto mehr werden sie Panoptikum mit dem dazugehörigen Unbehagen.

Aber man denke nur nicht, daß ich so verstandesgemäß gearbeitet habe! Nein, das ist nur nachträgliches Erklären. Gemacht hab' ich's aus Liebe, aus Gefühl und deshalb fürs Gefühl. Oder, wie mein Mann mir an einer andern Stelle einmal sagte: die Hand geht dem Herzen nach, aber das Herz nicht der Hand. Und ich glaube, dies ist das Geheimnis aller Gefühlserweckung.

Aber wie unerkannt ist diese neue Lösung des Puppenproblems überhaupt bis heute noch geblieben! Das wirklich Neue daran, das für die Hand geschaffne, schöne, nackte Körperchen (aus demselben Material wie das Köpfchen), das sich weich schmiegt, sich in jede Stellung bringen und kein Gelenk mehr sehen läßt, das ist überhaupt noch nicht beachtet worden. Es bringt auch eine völlig neue, allerdings nicht ganz leicht nachahmbare Technik: es besteht wie der kleine Menschenkörper aus einer Art Skelettchen, über das die weichen Teile aus Watte und Binden gewickelt werden (Fleisch), und aus einer dehnbaren Haut (Trikot), die das ganze Geschöpf gleichmäßig überzieht. Nicht ausgeklügelt entstand diese neue Technik, sondern nur in getreuer Anlehnung an den Eindruck der Natur, den man nicht einfacher erreichen kann, als sie selbst es vormachte.

Gemacht habe ich es damals eigentlich, das ist vor etwa drei Jahren, in dem Wunsche etwas Billigeres zu machen. Denn die Frage ob das Billige, allgemein Erschwingliche, notwendig schlecht sein müsse, beschäftigt mich sehr. Ich bin der Ansicht nein! Auch Billiges würde gut sein können, wenn es nicht mehr scheinen müßte, als es seinem Preis nach sein kann! Aber ich bin dahintergekommen, daß ich selbst etwas derartiges wohl ausdenken, nicht aber fabrizieren könnte. Weil das Billig und Gut nur erreichbar ist bei einem sehr großen Fabrikations- und Verkaufsapparat, den ich nicht stellen könnte. Es wäre auch eine falsche Aufgabe für mich. Mein Los scheint zu sein, anzuregen und voranzugehen. Nachdem mir das Reichsgericht in einem großen Kunstschutzprozeß gegen die Bing-Aktien-Gesellschaft, die meine erste Puppe nachgemacht hat, jetzt recht gegeben hat, gehe ich mit neuem Mut diesen Weg. Und ich weiß, in zehn bis fünfzehn Jahren wird die ganze Puppenindustrie den im Schlenkerchen angebahnten Weg gehen müssen, was ihre Arbeit veredeln und auf jeden Fall verehrlichen wird. Und gerade nur dadurch können wir uns auf dem Weltmarkt behaupten. Denn merkantil, industriell, kaufmännisch arbeiten, das können sie alle viel besser als wir! In dieser Art sollten wir nicht erst versuchen, Amerika übertrumpfen zu wollen! Aber die aus dem Gefühl entsprun-



gene Arbeit, die ist eben Eigentum eines Volkes, und man braucht sie schon wieder: unbesorgt! Sie bleibt ewig „etwas Neues!“

Aber heute beziehen wir alles aus Amerika! Die Mode, die Musik, die Gesellschaftsformen, die Tänze, die Geschäftsmethoden, alles. Auch die Spielzeugideen. Die Laufpuppe, von der ich vorhin sprach, ist ja auch von Amerika importiert und dann voriges Jahr von der Sonneberginduſtrie zu Dumpingpreisen hergestellt und mit Verlusten abgesetzt worden, nur um der amerikanischen Puppenindustrie den Rang abzulaufen! Was hat das alles, ach, mit Kind und Puppe zu tun? — Aber was kommt nun? Gebt acht: die Laufpuppe ist überlebt, sie zieht nicht mehr, Dinge, die so massenhaft auftreten, sieht man sich leicht über. Aber nun haben die deutschen Puppenfabrikanten Angst bekommen, daß Amerika wieder einen Clou auf den Markt wirft, und in Amerika ist heuer Clou ein realistisches, neugeboren wirkendes kleines Ungeheuer. Breiter, plumper, billiger Stoffkörper, mit den üblichen zierlichen Porzellanhändchen und einem Porzellankopf! Meist ein übertrieben realistischer Kopf, mit kleinen Schweinsäugelchen und Säcken und Wülsten darunter, just ein häßliches Kind, wie ein altes Männchen. Meine Babys wenigstens sahen ganz anders aus. —



Aber schon hat sich die deutsche Industrie der „Neuheit“ bemächtigt. „Gebt acht, es wird die Sensation des diesjährigen Weihnachtsgeschäftes,“ sagen die Fabrikanten, obgleich die Händler noch zögern. Aber schon sitzt es vitrinenvoll in den Warenhäusern. Es ist die schlechtere Wiedergeburt des Charakterbabys, gegen das ich vor vierzehn Jahren aufstand. Sie waren damals wenigstens aus einheitlichem, wenn auch unzweckmäßigem Material, d. h. ganz aus Papiermaché oder Porzellan, oder Zelluloid, häßlich zwar,



aber doch mit einem noch unverhüllten Streben zur Niedlichkeit im Körper. Heute aber: ein ungeschlachter Stoffsack als Körper, bammelnde, formlose Beine, und dazu der alte Porzellankopf, dessen Unsinnigkeit für den Zweck der Puppe ich glaubte erwiesen zu haben, nachdem unleugbar die ganze Bewegung heut ausgesprochen nach der unzerbrechlichen Puppe geht. Und nun dieser Rückfall! Als Neuheit! Gleich in vielen Variationen, denn es arbeiten daran ja bereits viele deutsche Puppenfabrikanten. Mit Kopf aus Zelluloid, aus Papiermaché, aus ff. Biskuit-Porzellan (wobei der ehemalige Charakterkopf wieder verwendet wird), mit Stimme im Rücken, oder mit Druckstimme im Bauch, — es sind die Schmerzlichkeiten nicht abzusehen. Ich bin erschüttert. Denn ich habe solch einen Umfall, solchen Irrweg und solche zwecklose Häßlichkeit lediglich aus Angst vor der amerikanischen Konkurrenz mangels eigener Ideen nicht für möglich gehalten.

Aber was das Publikum sagen wird, ob es wirklich auf diesen unschönen amerikanischen Modeleim kriechen wird, ob dieses „Real-Baby“ (man denke, daß es in Amerika sogar K. K.-Baby heißt, ob etwa in Anregung nach meinem Träumerchen?) wirklich auch hier ein Erfolg werden wird, darauf bin ich unsagbar begierig. Ich muß auch sagen, daß das amerikanische Original besser ist als die deutschen Nachahmungen.

Ich habe nicht alles sagen können, was der Gegenstand Puppe verlangen würde, der Platz würde nicht ausreichen. Hoffentlich sprach ich nicht zuviel von meinen eignen Arbeiten, als Beispiele mußte ich sie wohl behandeln. Ich spreche nicht als Fabrikant, weiß Gott nicht, sondern nur als Künstler vielleicht, und besonders — als Mutter.



Filmmusik / Von Fritz Daussig

Es wird nicht viel Menschen mit feineren Nerven geben, die es über sich brächten, freiwillig dasselbe Filmstück mehrmals zu besuchen. Prozesse können Richter und Sachverständige zuweilen in solche Zwangslage versetzen. Sie werden die erste Wiederholung nur unter leichtem Schauder über sich ergehen lassen. Sollte durch eine Vertagung aber eine zweite Wiederholung notwendig werden, dann empfinden sie den Vorführungsraum wie eine Gefängniszelle mit dem ohnmächtigen Groll über die Unmöglichkeit einer Flucht. Lähmend wirkt bei solchen sachlich-nüchternen Vorführungen besonders der Umstand, daß bei ihnen die Musik fehlt. Selbst mittelmäßige Musik irgendwelcher Art würde von diesen Muß-Besuchern noch als Stütze, als Hilfe empfunden werden. Ein Film ohne Musik wirkt trostlos langweilig.

Das ist die Erklärung dafür, daß das Publikum sich in den „kleinen Kintöppen" der Vorstädte und der abgelegenen Dörfer oft eine geradezu schauderhafte Stümperei auf Geige und Klavier gefallen läßt, ohne auf vorzeitigen Abbruch zu dringen.

In „Wildwest" soll der Anschlag am Orchesterverschlag der Filmbühnen früher eine liebe Gewohnheit gewesen sein: „Man bittet, nicht auf die Musikkapelle zu schießen, sie tut ihr Bestes!"

In dem musikalisch sonst so kultivierten Zürich, in dessen Tonhalle die ersten Meister der musikalischen Welt konzertieren, erlebte ich in einem kleinen Lichtspieltheater, zwanzig Schritt von der großstädtischen Bahnhofsstraße, eine Katzenmusik als Begleitung zu einem ausländischen Monumentalfilm, die mich lange vor dem Schluß in die Flucht jagte. Es war Nachmittag, es regnete, die Wartezeit bis zum Zugabgang sollte totgeschlagen werden; ich war eingetreten, mehr um das Publikum dieses Lokals und dieser Stunde kennen zu lernen: Schulkinder, Arbeitslose, in der Hauptsache aber waren es doch Bürgersleute, behäbige Ehepaare, die sich den frühen Feierabend leisten konnten. Vorn in der Ecke ein Pianino mit halb abgeblendetem Licht. Eine magere, blasse Frau von etwa vierzig Jahren spielt das Mennett aus Mozarts Es-Dur-Sinfonie. Dem Sinne nach paßt es nicht so recht zu der Szene, in die ich hineinplatze: ein junger Farmer ist von Strolchen mit Lassos eingefangen und an einen Baumstamm gefesselt worden. Übrigens verändert Mozarts Menuett im Vortrag dieser unglücklichen Spielerin alle vier Takte, sein Gesicht, wechselt öfters auch seinen Rhythmus. Sie greift so oft daneben, daß mir der Angstschweiß auf die Stirne tritt.

Ich entsinne mich eines weit zurückliegenden Erlebnisses. Sommer war's, in einem vierstöckigen Berliner Mietshaus. Man saß bei offenen Fenstern am Schreibtisch und arbeitete. Und tagtäglich, von drei bis vier Uhr, quälte ein Schulmädel im zweiten Stockwerk, natürlich gleichfalls bei offenem Fenster, seine Klavierstunde herunter und paukte dabei dieselbe Bearbeitung des Mozartschen Menuetts. Die drei Baßoktaven zu Anfang machten ihr viel Freude, auch der Gang in As ging noch, aber bei dem Quintsextakkord setzte regelmäßig eine erstere Störung ein. Also wieder Rückkehr zu den Grundbässen mit Pedal. Der Hörer bekommt Tobsuchtsanfälle, schließt das Fenster, die entsetzlichen Klänge verfolgen ihn trotzdem ... Mark Twain erzählt, wie er sich in ähnlicher Verzweiflung geholfen habe: „Ich habe das Mädchen getötet und ließ es auf meine Kosten begraben." Aber dann begegnet man eines Tages diesem reizenden blauäugigen Backfischchen mit der Musikmappe im Arm und bringt den Akt der Selbsthilfe ja doch nicht übers Herz ... Und von jenem störungsreichen Sommer zu dem Regennachmittag in Zürich schwingt sich eine Brücke. Unter dem Gestolper durch das Trio in B-Dur, das die blasse Kino-Musikerin vollführt, begleitet mich das romanhafte Unterbewußtsein: diese Verbrecherin an Mozarts Geist ist identisch mit dem Backfisch, den ich damals aus schlechtangebrachtem Mitleid ... Sie spielt tatsächlich genau dieselben Fehler wie damals! Und, nachdem Mozart erledigt ist, spielt sie zu meiner Überraschung noch eine Reihe neuer, mir bis dahin unbekannter Fehler: in Schumanns Kinderszenen (die mit der wüsten Boxerei der Wildwest-Strolche auf der Leinwand, mit der staubaufwirbelnden Reiterflucht über die Prärie auch nicht eben in tieferem Zusammenhang stehen), in einigen Liedern ohne Worte von Mendelssohn, in der Elegie von Ernst ...

Das Publikum saß und aß, starrte auf die Leinwand, lutschte Bonbons und Schokolade, ein Arbeiter vor mir, der wohl schon „drüben" gewesen war, kaute Gummi. Niemand schien durch das miserable Spiel gestört, niemand lehnte sich gegen diese Vergewaltigung der Gehörnerven auf, niemand schoß. Als ich zum Bahnhof durch den Regen schlich, fragte ich mich: ob die Zürcher Kleinbürgerwelt sich etwa auf einem ihrer schönen Konzertplätze je eine solche Jammermusik gefallen lassen würde? Ausgeschlossen. Sie erträgt eben still und klaglos diese Kinobegleitung, weil das Filmstück sonst einfach unerträglich wäre.

In andern kleinen Lichtspieltheatern Europas verzichtet man auf lebende Musikanten und dreht Grammophonplatten ab. Für dieses Geschäft wird in Deutschland natürlich auch kein Unterbeamter des Reichskunstwarts bemüht. Fritze oder Lottchen, mit dem Vorführer, der Billettverkäuferin oder dem Inhaber der „Erfrischungshalle" leise verwandt

oder befreundet, hat das Ehrenamt übernommen, für das begleitende Geräusch zu sorgen. Der Fundus dieser Konservenmusikkapelle beträgt ein paar Dutzend Platten verschiedenen Genres. Er ist nicht immer eigens für diesen Zweck ausgewählt und angeschafft, sondern manchmal mitsamt der Ausschank-Einrichtung und der Plüsch-Garnitur vom Besitzer einer Stehbierhalle übernommen. Lokale Einflüsse haben da s. Zt. mitbestimmend auf den Ankauf des Plattenmaterials eingewirkt. Den Hauptteil des Fundus bestreiten die Tanzplatten. Es ist mehr ein günstiger Zufall als eine kunstästhetische Absicht, wenn die wohlbekannten Komiker-Couplets darin fehlen: wo fette Stimmen in atemloser Hast allerlei Zweideutigkeiten zum besten geben. Aber in irgendwelchem tieferen Zusammenhang mit dem abzukurbelnden Film können die von Fritze oder Lottchen aufgezogenen Grammophonplatten natürlich niemals stehen. Sie bilden ja den eisernen Bestand durch mehrere Monate, während das Programm der Lichtspielbühne, wie Säulenanschlag und Lokalblättchen stolz verkünden, halbwöchentlich oder mindestens wöchentlich wechselt. Dieselben Foxtrotts und sentimentalen Walzer, das Lied von der Weser und vom Abendstern, Puccini und Gilbert, genannt Winterstein, dieselben Opernpotpourris und dieselben Onesteps begleiten also getreulich das bunte Schicksal eines liebebedürftigen und treulos verlassenen Warenhausfräuleins wie das der klassischen Messalina, das des Ritters Blaubart und seiner Opfer, wie das des Tramps der Steppe, des Pariser Wüstlings, des Neuyorker Milliardärs, des Waisenknaben Oliver Twist.

Seltsam. Jede Filmbesucherin würde es als ungeheuerlich empfinden, wenn man etwa ihre eigenen Erlebnisse, ernster wie heiterer Art, musikalisch so lieblos begleiten wollte, wie sie's ihren Helden und Heldinnen ohne Widerspruch geschehen läßt. Es wirkt besonders grotesk, wenn man dabei an die Texte denkt, die vielen „Schlagern“ untergelegt sind. Manche Situationen im Film werden durch die Begleitmusik oft geradezu persifliert — wenigstens für jeden musikalischen oder mit der Musikliteratur einigermaßen vertrauten Menschen. Wirkungen von ironischer Bedeutung ergeben sich da manchmal, für die jeder Komödienschreiber auf den Knien dankbar sein müßte. Aber das Gros merkt es nicht. Es läßt sich von der Kinomusik nur leicht die Sinne massieren. Das Kinopublikum denkt und fühlt nicht mit ihr — es ißt und verdaut.

Wer ist denn nun das Kino-Stamm-Publikum? Du bist es nicht, denn sonst würdest du nicht diese Zeitschrift halten, würdest dich nicht mit klassischer und zeitgenössischer Kunst abgeben, würdest nicht die Werke von ernst ringenden Dichtern und Erzählern lesen, sondern dich mit den Hochstaplerromanen und den Kokain-Novellen der Zehngroschenhefte begnügen. Das Kinopublikum, das den Filmkonzernen die zum Bestand erforderlichen Geldmillionen einbringt, das ist in erster Reihe dein Dienstmädchen, dein Laufbursche, das ist deine Gemüsehändlerin, die Fabrikarbeiterin, die Stellenvermittlerin, der Rollkutscher. Du selbst gehst nur ab und zu einmal ins Lichtspielhaus, an dir verdient die Branche viel zu wenig, als daß sie sich nach deinem gehobeneren Geschmack richten dürfte. In Berlin gibt es einige hundert Filmbühnen. Eine ganze Anzahl davon im alten und neuen Westen wendet sich allerdings hauptsächlich an die elegantere Großstadtbevölkerung. Sie sind kostspielig ausgestattet und sind recht teuer. Aber der Erfolg, den ein neuer Lichtbildstreifen an diesen Stätten findet, ist für das eigentliche Geschäft ganz nebensächlich. Das Schicksal eines Films bestimmt vielmehr die Aufnahme im Norden oder Osten von Berlin. Was am Weinbergsweg volle Häuser erzielt, das wird das große Geschäft von Mannheim und Graudenz, von Stettin und Augsburg, vielleicht auch von Chicago.

Dieses Millionen-Publikum ist musikalisch nicht erzogen, musikalisch kaum feinfühlig. Es wird sich die Zürcher Tante am Klavier mit Mozarts falsch verzapftem Menuett zwar nicht überall mehr gefallen lassen. Aber seine Ansprüche sind zunächst mehr kaufmännischer Art: es verlangt einen gewissen finanziellen Aufwand, auch für die Musikbegleitung. Die Reklamenotizen, die die Film-Industrie früher in die Tageszeitungen zu bringen wußte, die von dem ungeheuren Kapitalsaufgebot für diesen und jenen neuen Film schwatzten, haben den Filmbesucher darüber belehrt: nur das ist gut, was recht viel Geld gekostet hat. Und so muß denn nun der erste Platz mit rotem Plüsch ausgeschlagen sein, und die Begleitmusik muß von einer Salon-Kapelle „in Pariser Besetzung“ ausgeführt werden.

In den Großstädten bedeutet diese Forderung die wirtschaftliche Rettung für Hunderte von begabten, ernsten, fleißigen Musikern und Musikstudierenden. Die Konzerthäuser sind leer geworden. In Mittelstädten haben im letzten Winter ja selbst die berühmtesten Kammermusikvereinigungen noch in letzter Stunde ihre Konzerte absagen müssen, weil die Vorausbestellungen noch lange nicht die Saalmiete deckten. Die früher so musikfreudigen deutschen Geistesarbeiter fühlen den Würgegriff des Feindbundes nun auch schon durch das Dawes-Abkommen an der Gurgel und können sich den Luxus des Konzertbesuchs kaum mehr leisten. Das billigere Radio muß ihnen Ersatz geben. Auf hundert Vortragende, die früher aus ihren Abendeinnahmen ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten, kommt heute nur noch einer. Da ist es fast ein Kampf ums Dasein unter den übrigen Neunundneunzig geworden, sich einen Pultplatz in einem leidlich zahlenden Kino zu sichern. Verzicht auf hochfliegende Künstlerpläne — aber bürgerliches Brot, das vor der Not und dem Untergang schützt.

Einzelne Orchester — nicht nur in den deutschen Großstädten — haben Ansätze gewagt, die Filmmusik künstlerisch zu heben. Immer hing es vom Kapellmeister ab, ob die Häufung der besetzten Pulte einen künstlerischen Gewinn bedeutete. Die von den Filmherstellern gewünschte, von Fachleuten zusammengestellte — in Sonderfällen von eigens beauftragten Komponisten gelieferte — Begleitmusik gelangt ja nur zu einem geringen Prozentsatz des Verleihgeschäfts zur Ausführung. Das Notenmaterial ist teuer, die Laufzeit eines Films ist verhältnismäßig kurz, in jeder Kapelle ist die Besetzung, über die der Kapellmeister verfügen kann, eine andere, als die Originalinstrumentation sie vorsieht. Es kommt hinzu, daß die Ablaufzeiten der einzelnen Akte oder Szenen da und dort verschieden sind, weil lokale Bedenken Ausschnitte aus den Lichtbildstreifen veranlassen. Soll die Musik den Inhalt des Filmstücks wirklich begleiten, so ist dies nur durch geschickte Improvisation möglich, die natürlich eine ganze Anzahl von Proben voraussetzt. Man frage aber einmal bei den Filmmusikern an, ob sie zu mehr als kurzen Informationen zusammenzurufen sind. Eine ernsthafte Probe erfordert Zeit, und Zeit ist Geld, und Geld ist vom Pächter des Lichtspielhauses für künstlerische Arbeit kaum herauszuschlagen.

Der lokal angefertigte Klavierauszug eines Filmstückes wird in den meisten Fällen eine Art Potpourri sein. Der Kapellmeister schneidet aus dem vorhandenen Notenmaterial die seiner Ansicht nach passenden Stücke und Stückchen heraus, sie werden zusammengeklebt durch Fermaten, Tremolos, Klavierpassagen, durch Modulationen zur neuen Tonart. Es ist eine Art Gnade des Himmels, wenn der Tod der schönen Heldin auf der Leinwand zufällig mit den Schlußakkorden von Puccinis „Butterfly“ oder „Bohême“ zusammentrifft. Ein gewandter Filmkapellmeister, der seine Leutchen einigermaßen im Zug hat, weiß durch Dehnung der letzten Fermaten, durch ein erlöschendes Harpaggio das Finale bis zur Großaufnahme, die dem Schlußzeichen vorangeht, hinzuhalten. Oder er macht es so wie die bequemen Hoftheaterkapellmeister einer verklungenen Zeit, die im Augenblick, da die Theaterbesucher die Futterale ihrer Operngläser zuklappten und sich scharrend von ihren Plätzen erhoben, auf das Nachspiel verzichteten und gedämpft ins Orchester hineinriefen: „Dreiklang!“ Der Durchschnittshörer vermißt nichts — und der Anschluß ist erreicht.

Die drolligsten Überraschungen erlebt man, wenn man der Musik an sich in der Filmvorstellung auch eines „besseren“ kleinen Theaters folgt, ohne die Bildstreifen zu beachten. Meistens erhält man lediglich Aufschluß über das zufällig vorhandene Notenmaterial. Der Zusammenbruch eines Musikalienverlags mit dem ihm folgenden billigen Ausverkauf bringt da mitunter ganz unbekannte Kompositionen des vorletzten Menschenalters zu unverdienten Ehren. Und es liegt dann nicht Unfähigkeit des Kapellmeisters vor, sondern lediglich Sparsamkeit des Theaterpächters.

Einmal hörte ich in einem Märchenfilm fast den ganzen ersten Band der Lieder von Johannes Brahms. Ein Streichquintett spielte, übrigens gar nicht schlecht, die Singstimme war abwechselnd der Geige, der Bratsche oder dem Cello zugeteilt. Mit ganz erträglichen Übergängen modulierte nach dem Schlußtakt eines der Instrumente zur Tonart des nächsten Liedes herüber. Die schönen Lieder hatten mit dem Märchenfilm nicht das allergeringste zu tun. Der Primgeiger, der die Sache leitete, war auch geschmackvoll genug, die in sich fest geschlossene Liedform nicht sogleich zu unterbrechen, wenn der Vorhang fiel; er brachte die betreffende Strophe ruhig zu Ende. Die Musiker hatten während der anderthalbstündigen Vorführung daher nur wenig Pause. Es war ein fast ununterbrochener Fluß schöner Melodien. Aber der Brahmskenner mußte natürlich unausgesetzt an Text und Komposition denken; ihm war der Film schließlich nur eine unangenehme Störung. Ein bißchen monoton wirkten vielleicht die ewigen Terzen- und Sexten-Umrahmungen, so auf die Dauer. Das Publikum merkte wohl kaum, daß es Brahms war, denn „Guten Abend, gute Nacht“ ließ die Kapelle aus. Ich erfuhr hernach, daß der Bratscher des Quintetts, ein junger Konservatorist, die Bearbeitung der Brahmslieder für Streichinstrumente zu seiner privaten Übung vorgenommen hatte.

Die ganz großen Filmkonzerne lassen sich neuerdings die Begleitmusik viel Geld kosten. Für die „Premièren“ in Berlin und für die Vorführung an den bedeutenderen Lichtspieltheatern wird eine eigene Komposition in Auftrag gegeben. So war's beim „Fridericus“, beim Nibelungen-Film und bei andern Unternehmungen, bei denen man keine Kosten scheute. Natürlich wird die Partitur, die von Gottfried Hupperts für die Nibelungen ausgearbeitet war, bei der Vorführung an kleineren Plätzen nur noch eine hilflose Karikatur des Originals darstellen, weil die dortige Besetzung die gedachten Wirkungen einfach nicht zuläßt. Aber der Weg, der hier beschritten war, scheint doch zu einer Besserung zu führen. Die Musik war auch hier nur gewissermaßen als Urschleim gedacht. Es war eine Grundstimmung da, ein bißchen Rheingold vielleicht. Die einzelnen Szenen wurden nicht melodramatisch begleitet. Gelegentlich tauchte bei diesem und jenem Auftritt eine Art Leitmotiv auf. Auf das Zusammentreffen bestimmter Akzente im Vorgang und im Orchester war verzichtet. War die Handlung stiller, so blieb es eben auch in der Musik ruhig, wurde sie bewegter, so rührte sich's auch im Orchester. Widersprüche traten niemals zutage. Prägnante Themen, die den Gedankengang des Hörers beeinflußt hätten,

wagten sich auch nicht hervor. Unbedingt ist hier ein großer Fortschritt zu verzeichnen: Der musikalische Mensch wird nicht mehr durch rohe Potpourri-Übergänge, durch Sinnwidrigkeiten der Reminiszenzen beleidigt. Zeitdauer, Tempo, Aufmerksamkeit des Kapellmeisters wirkten zusammen, um die Zusammenhänge zu wahren, und Akt und Musik schlossen immer gleichzeitig ab.

Die Schweden, die mit ihrer feinen Lichtspielkunst große Triumphe in Deutschland feierten, brachten — zumal in ihren Lustspielen, es sei da hauptsächlich an das reizende „Erotikon“ erinnert — eine ganz andere Technik der musikalischen Begleitung auf. Bei ihnen war die Handlung „durchkomponiert“. Selbstverständlich, daß im Orchester, auf die Taste genau, das Lied gespielt wird, das die Darstellerin im Lichtbild am Klavier vorträgt. Und wenn im Schreck jemand über die Taste fährt oder sich auf die Klaviatur setzt, so gibt es a tempo im Orchester den jähen Akkord. Diese Wirkungen sind echt lustspielartig, lassen den Zuschauer aufhorchen, fesseln ihn auch an die kleinsten Wendungen der Handlung. Aber Voraussetzung dafür ist ein intelligenter Dirigent, dem ein guteingespieltes Kammerorchester willig und schmiegsam folgt, so daß der Hörer fast an eine musikalische Improvisation glauben muß.

Die verschiedensten technischen Versuche sind angestellt worden, um die Übereinstimmung zwischen Filmhandlung und Musikbegleitung zu erreichen, auch wenn im Orchester kein „innerlich mitschwingender Künstler“, sondern nur ein schlecht und recht Takt schlagender Zunftmeister sitzt. Man kopierte in den unteren Rand des Lichtbildstreifens das Bild des dirigierenden Kapellmeisters. Ein auf den Bruchteil der Sekunde klappendes Zusammenspiel ist dadurch aber auch nicht erreicht worden. Übrigens sei hierbei auch auf die Bestrebungen hingewiesen, den „tönenden“ Film zu schaffen. Drei deutsche Ingenieure sind es, Voigt, Dr. Engl und Mosolle, die in ihrem Trinogon die gleichzeitige Aufnahme vom Klang- und Lichtbild, zunächst allerdings nur bei Versuchen im engeren Rahmen, durchgeführt haben. Welche Auswirkungen hiervon für die Filmmusik im allgemeinen zu erwarten sind, läßt sich heute noch nicht absehen.

Die neuen großen Filmbühnen (die Bauwut und Unternehmungslust auf diesem Gebiet ist geradezu beängstigend gestiegen und läßt für die geistige Vertiefung der großstädtischen Bevölkerung nicht allzuviel erhoffen) richten nach amerikanischem Vorbild Riesenorgeln ein, an denen ein Orgelvirtuose die Handlung auf Grund gewisser Regiepläne improvisatorisch begleiten soll. Im größten Neuyorker Lichtspieltheater, dem Capitol, arbeitet man schon seit Jahr und Tag mit einer solchen Begleitmusik, während in den Zwischenpausen ein — übrigens ganz vortreffliches — Sinfonieorchester konzertiert. Diese Filmorgeln besitzen außer allen neuzeitlichen Registern auch noch besondere Züge für die in Filmstücken nur irgendwie wünschenswerten Trommelfellprüfungen, so z. B. Hupen, Eisenbahngeräusch, Tierstimmen, Donner, Platzregen, Sturmheulen, Sirenen, Tellergeklapper, Theatergeschrei, Fensterklirren, Schlittengeklingel ...

Die Orgelvirtuosen sehen da nun eine neue Laufbahn vor sich. Die kunstheiligen Stunden mit Bach und Reger sind freilich für sie vorbei. Der ernste, feierliche Klang der eigentlichen Orgelmusik wird vom Publikum nicht gewünscht, er erinnert es zu sehr an Kirche und Begräbnis, an Weihezeiten, denen es im Kino möglichst weit entrückt sein will. Und die Gewalt der brausenden Orgel ist auch für die Mehrzahl der Filmszenen viel zu schade. Wenn so eine amerikanische Boxerei in einem Riesencreszendo, in chromatischer Steigerung, in der erschütternden Orgelsprache begleitet wird, dann schämt sich der Musikliebhaber fast vor dieser Königin aller Instrumente. Und mischt sich erst das Miauen, Tuten und Brüllen des Werkeltaglärms in die Klänge, die uns bisher Sonntagsfeierlichkeit ins Herz legten, dann wird uns der Virtuos, der sein Filmmusikhandwerk am besten versieht, doch wohl als der schlechteste Künstler erscheinen, — weil er Großes entweiht.

Herbst. Von Fritz Hasselwander

Schon krümmt das falbe Laub die kranke Bräune
Des Herbstes wie verbranntes Pergamen,
Und um den Scharlachrost der Gartenzäune
Seufzt schwer und weh der Zugwind der Alleen.

Gespenstert schon an nassen Wiesenwegen
Ein phosphorischer Schein in Baum und Strauch?
Es kräuseln über Garten und Gehege
Die feuchten Dünste sich wie weißer Rauch.

Die Sonne glost wie eine Riesenblume
Gelb durch das Aschengrau der Wolkenwand —
Der letzte Psalter klingt im Heiligtume —
Ein sprüher Regen rieselt über Land.

Der Olivenschwanz

Ein Reisegeschenk von Wilhelm Schussen

Meine erste Olive habe ich vor Jahren in Italien gegessen, das heißt, ich habe dort einem herumziehenden Olivenhändler eine Handvoll dieser kleinen, länglichrunden, grünen Früchte abgekauft und auch eine davon verkostet, aber dabei sofort den Mund und das ganze Gesicht verzogen und den Bissen verächtlich wieder ausgespuckt. Ich habe damals auch geschworen, all mein Lebtag nie wieder eine solche abscheuliche Olive auch nur an die Zunge zu bringen.

Die Frucht ähnelt bekanntlich in Form und Größe der Frucht unseres Eichbaums, nur steckt sie nicht wie diese in einem Becher. Auch ist ihr Grün dunkler, das heißt, sie ist eben schlechthin olivengrün. Der Olivenbaum aber bedeutet in der Landschaft der Mittelmeerländer etwa das, was bei uns die Obstbäume, und große Flächen, weite Ebenen und viele Berghänge sind dort fast ausschließlich mit dem genügsamen silbergraugrün belaubten Ölbaum bewachsen, der in diesen trockenen, heißen Gegenden oft förmliche Wälder bildet. Er hat ungefähr das Aussehen eines mittleren hübschen Weidenbaumes, wirkt aber schon wieder dunkler als etwa die freundlich belaubten Mandelbäume, dagegen heller als der mit ihm bisweilen die Landschaft beherrschende größere, vollkronige Johannisbrotbaum.

Während meiner jüngsten spanischen Reise sind mir in den Kaffeehäusern und Gasthöfen und Bodegas und Stehschenken immer wieder grüne Oliven in einem kleinen Tellerchen aufgetragen worden. Zum Wermut gehörten sie fast regelmäßig, manchmal aber auch zu einem Glas Landwein. In den Gasthöfen bildeten sie einen Teil der Vor- und Nebenspeisen, die gleich zu Beginn des Mahles auf den Tisch kamen. Manchmal waren die aufgetragenen Oliven bereits entkernt, kunstvoll ausgehöhlt und anzuschauen wie kleine Fäßlein ohne Böden. Immer aber stak schon eine von ihnen an einem Zahnstocher, mit dessen Hilfe sie zum Munde geführt werden. Und nun kommen wir ganz von selber auf ein anderes Kapitel, nämlich auf die wirklich außergewöhnliche Bedeutung des Zahnstochers in diesem Lande.

Es hat sehr lange gedauert, bis ich meinen Schwur, der natürlich ja auch gar kein eigentlicher gewesen ist, gebrochen habe.

Einmal, es war in einem kastilischen Bergdorf, sah ich, wie ein dreijähriges Kind die Mutter unter Tränen und mit aufgehobenen Händen um ein paar grüne Oliven anflehte und sie dann genau mit derselben Lust verzehrte wie unsere Kinder daheim etwa eine Handvoll Pflaumen oder Heubirnen. Ein paar Tage später aber saß ich in einer kleinstädtischen Schenke, in deren Anrichteraum eine stattliche Wirtin stand. Dieser Ort besaß offenbar eine Garnison. Denn immer wieder kamen Soldaten, tranken ihr Gläschen Tintenwein um etwa sechs oder sieben Goldpfennige, spießten ihre beigegebenen und im Weinpreis inbegriffenen grünen Oliven auf den Zahnstocher, führten sie zum Munde, bliesen die Kerne stilgerecht in die offene Handkehle zwischen Daumen und Zeigefinger und warfen sie alsdann in einem unnachahmlich lässigen, wundervollen Bogen durch die immer offene Tür in die pralle Sonne hinaus. Ein Offizier trat ein, ein Geistlicher trat ein und machte alles ebenso, nur daß sie die Kerne nicht durch die Tür warfen, sondern auf dem Tellerchen zurückließen. Biederleute kamen, neue Soldaten kamen, und die Olivenkerne flogen nur so in die Sonne. Irgendein Garstiger spuckte seine Steine wohl auch auf den Boden.

Ich bestellte ein zweites Glas Wein, denn ich hatte ordentlich Durst. Und wieder erhielt ich mein Tellerchen mit grünen Oliven.

Da ergriff ich denn schließlich überwältigt ebenfalls den bereits fertiggemachten Zahnstocher und führte mit großer Tapferkeit eine dieser allbeliebten, hochangesehenen, länglichrunden Steinfrüchte zum Mund, in der grimmigen Absicht, sie diesmal auch zu zerbeißen und zu kauen und, koste es was es wolle, endlich hinunterzuschlucken.

Die Frucht schmeckte genau wie damals in Italien, das heißt, eben furchtbar bitter, unsäglich herb, abscheulich und rein unmöglich für meinen Gaumen. Doch ich biß trotz allem mit Todesverachtung drauflos und blies denn auch zu guter Letzt tatsächlich einen nackten Kern in die Handkehle, den ich dann in den Teller rollen ließ. Und unterdessen schluckte ich sogar den Bissen hinab. Merkwürdig, so ganz allmählich verging jetzt die Bitternis in meinem Gaumen. Die Sache war überdies wirklich außerordentlich durststillend. Zwar blieb der Nachgeschmack, den die schwäbischen Weinzähne „Schwanz“ nennen, immer noch ein wenig herb, doch er war bereits deutlich von einem gewissen Lustgefühl aufs angenehmste unterwühlt. Der Olivenschwanz erinnerte etwa an den der Brunnenkresse, nur war er unendlich viel würziger, tiefer, mannigfaltiger, grenzen-

loser, ja in gewisser Hinsicht geradezu wonnig.

Unwillkürlich setzte ich meinen Zahnstocher wieder in Bewegung, spießte eine zweite Olive auf, biß tapfer zu, blies den Kern in die Handkehle, schluckte den gekauten Bissen und verlor mich an den Schwanz. Dann trank ich einen Schluck Wein, der nun plötzlich viel milder schmeckte, fast wie der daheim am Rhein oder am Neckar in den allerbesten Lagen. So aß ich denn mit Hilfe meines Zahnstochers ein Stück nach dem andern.

Von diesem Tage ab habe ich allmählich durchs ganze Land hindurch die aufgetischten grünen Oliven regelmäßig verzehrt, anfangs noch zögernd, jüngerhaft wichtig und umständlich, aber schließlich mit wirklichem Genuß, bei durstiger Verfassung mit wahrer Gier und Wonne.

Die Oliven, zu denen in manchen Gegenden sogar noch ein Stückchen eines gesäuerten Fisches gehörte, waren nicht immer gleichwertig. Manchmal gab es große, manchmal kleinere, manchmal weniger wohlschmeckende, sehr oft aber wundervolle. Zum Wermut wurden sie mir geradezu unentbehrlich.

Als ich dann glücklich wieder nach Hause kam, habe ich mir gleich in einem Feinkostladen ein Glas voll grüner Oliven erstanden und beim ersten Mittagsmahl im Daheim frohlockend auf den Tisch gepflanzt.

Dann fingen wir nach folgender Methode zu speisen an: Zuerst entnahm ich dem Glas meinen eigenen Anteil, legte ihn auf einen kleinen Teller, zückte meinen Zahnstocher und begann so recht mit Behagen zu schmausen. Die Kinder gerieten schon ins Streiten. Da sagte ich: „Das ist ener Reisegeschenk. Jedes bekommt sieben Oliven, und die Kleine erhält sechs." Die Kleine weinte, genau wie die dreijährige im kastilischen Bergnest. „Nun, so esse ich selber eben schließlich eine weniger, damit die Kleine auch ihre sieben hat. Aber zuerst esse ich meinen Teil auf, verstanden? Und ihr andern schaut mir schön zu, wie man's macht und wie es schmeckt, und sobald ich dann fertig bin, dürft ihr losbeißen."

Meine Zuschauer zitterten vor Begierde und drängten mich mit den Augen, doch endlich rascher zu kauen und zu schlucken und die Kerne nicht so zeitraubend stilvoll auf den Teller zu legen. Sie beneideten mich alle im geheimen regelrecht um meinen Vorsprung.

Endlich, endlich war ich fertig. Und endlich ging es ans Verteilen.

Die Kleine beißt sofort wild darauf los. Ich nicke ihr lobend zu. Doch schon fängt sie an zu grinsen, zu schreien, zu spucken. „Pfui Teufel!" ruft sie empört, „pfui Teufel!"

„Du hast wohl eine schlechte erwischt," sage ich belehrend.

Unser Mädchen, das am Tisch ißt, wie es sich in einer wirklich sozialen Familie gehört, grinst ebenfalls. „Immer nur weiter gekaut, bis der Schwanz kommt," mahne ich.

Mein Junge hat bereits tapfer seine erste und letzte Olive hinuntergewürgt. Meine Frau aber fängt gleich gar nicht an. Die Kleine ergreift eine zweite. Aber schon grinst und schreit sie auch wieder. „Pfui Teufel, pfui Teufel!" Da senke ich also meinen erprobten Zahnstocher in den verschmähten Überfluß der andern und esse noch ein paar dieser hübschen, wunderlich geschwänzten, herbwonnigen, südlichen Früchte.

Ich bin jetzt ein förmlicher Held, so etwas wie ein ewig unbegriffener Ausländer im eigenen Heim, ein Mensch mit ganz unglaublichen, unerhörten, fabelhaften Fähigkeiten. Daß ich fünfzehn berühmte Romane geschrieben habe, bedeutet in diesen denkwürdigen Minuten gar nichts, auch rein gar nichts gegen das, was ich jetzt mit Hilfe eines bloßen Zahnstochers zu leisten imstande bin.

„Ich möchte niemals nach Spanien reisen," sagt die Kleine.

„Ich schon wieder, ich schon wieder. Siehst du, auch unser Salat, den wir nachher essen, ist mit Olivenöl angemacht. Es gibt nichts Feineres."

„Das Öl schon . . . Aber die Olive! Pfui Teufel, pfui Teufel!" versetzt die Kleine noch einmal.

„De gustibus non est disputandum," sage ich, obwohl ich ja eigentlich nicht einmal richtig lateinisch kann, nur weil ich weiß, daß die Kleine diesen Satz nicht versteht und ihn also auch nicht zu widerlegen vermag.

Herbstblätter. Von Wilhelm Schussen

**Auf dem Wege liegen braune
Blätter, rote, sonnenklare,
Sturmgesät in bunter Laune,
Liegen alle meine Jahre.
Alles Leben, süß erworben,
Ist zu Gott nun heimgestorben.**

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Albrecht Schaeffer: Das Prisma (München 1925) — Heinrich Mann: Der Kopf (Berlin 1925) — Wilhelm Schäfer: Die Badener Kur (Stuttgart 1925) — Eduard Reinacher: Flock (Ebd. 1925) — Alfons Paquet: Lusikas Stimme (Ebd. 1925) — Robert Hohlbaum: Der Frühlingswalzer (Reichenberg 1925) —

Das junge Dichtergeschlecht, soweit es sich mit der Novelle beschäftigt, lehnt mit Recht die Erzählungen eines Paul Heyse als veraltet ab — sie sind schließlich nur ein Pfropfreis der altitalienischen Novelle, ihr Kennzeichen ist schöne Form und Blutleere. Auch von Heyses „Falken" wollen die Neueren nichts mehr wissen, der Forderung „einer sich ereigneten, unerhörten Begebenheit" zur Kennzeichnung der Novelle. Sie verlangen, und einige ihrer besten Erzähler liefern Beispiele dafür, in erster Linie, daß im Dichter sich der Mensch offenbare und die Novelle unmittelbar aus dem neuen Fühlen und Erleben des Dichters sich herausschäle; die Innerlichkeit allein bestimme den Wert der neuen Novelle.

Das ist eine verständige und vertiefende Forderung. Nur durch eine solche läßt sich ein Acker, der abgetragen hat, neu bestellen und mit frischer Saat verjüngen. Erfreulich ist es auch, daß diese Forderung nicht ein enges Programm vorschreibt, sondern dem Erzähler weitesten Spielraum freigibt, den Geist an Stelle des Paragraphen walten läßt.

Nur wenn es auf die Erfüllung dieser großen Forderung ankommt, erkennt man, daß auch hier die Theorie der Hauptsache nach im leeren Raum tastet, statt saugkräftige Wurzeln ins Erdreich zu schlagen. Diese Frage nebenläufig am Beispiel zu erörtern, gibt uns ein hervorragendes Novellenbuch willkommenen Anlaß, dessen Verfasser von den Neukönnern ausdrücklich als einer der Ihrigen betrachtet wird.

Albrecht Schaeffer, der Feinsinnigsten einer, die in deutscher Sprache schreiben, hat dreizehn kleine Erzählungen in einem Band (von 516 Seiten) vereinigt und gibt ihm die Aufschrift Prisma. Damit will er — ein paar Schlußverse erklären es — andeuten, daß der Dichter den weißen Lichtstrahl des Seins durch seine Schöpfungen in Farben zerlegt. Sehr schön, nur daß gerade Schaeffers Kennzeichen nicht jene Vielseitigkeit ist, die das ganze Spektrum abwandelt und so dem Prisma als Sinnbild Berechtigung gibt; die Grenzpfähle seines dichterischen Bezirkes sind abmeßbar und gerade in einer Sammlung kleiner Geschichten, die zeitlich und örtlich weit voneinander getrennt liegen, erkennt man diese Grenzen leichter an der Wiederkehr ähnlicher Motive, ähnlicher Liebhabereien, anverwandter Art zu schauen und zu gestalten, als bei einem seiner größeren Werke, etwa Gudula, oder Elli, wo man Stoff und Darstellung im ganzen als gegenseitig bedingt hinnimmt.

Aber mag das Reich dieses Dichters auch nicht so groß sein wie das eines Gottfried Keller oder auch nur eines Theodor Storm, wir erleben in diesem Reich manche festliche Stunde, beglückt von der erträumten Tiefe und poetischen Anmut dieses Seelengläubigen.

Zwei der Erzählungen, vorher in Einzelbändchen erschienen, habe ich schon früher hier besprochen, „Fidelio" und „Die Rosse des Hadschra", die Legende von der Flucht Mohammeds nach Medina. Etwas Legendenhaftes eignet vielen dieser Erzählungen, so auch der größten, die über das übliche Längenmaß einer Novelle hinausgeht: „Die Treibjagd". Sie behandelt die Umkehr und Lebensänderung des jagdlustigen Herzogs Waldemar, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Lande Tressenburg regierte. Seine Leidenschaft für das edle, hier schon nicht mehr edle Weidwerk ist so unbändig, daß in wenigen Jahren alle seine Forsten leer gejagt sind. In seiner „Not" verfällt er darauf, die große der Abtei Lokkum gehörige Forst, auf die sich urkundlich mit einer kleinen Rechtsbeugung gewisse Anrechte geltend machen lassen, und die von Wild wimmelt, als Jagdrevier an sich zu reißen. Sehr hübsch und mit einer wohlschmeckenden Reife wird nun erzählt, wie Herzog Waldemar, der mit ungeheurem Troß und Gefolge auszieht, die Lokkumer Forste durch große Treibjagden von Wild zu säubern, nur durch ein einfaches Mädchen, die Tochter des Abtes (ihm geboren, als er noch nicht das geistliche Gewand trug) an der Ausübung seiner wilden Leidenschaft gehindert und obendrein zur Umkehr in seinem Lebenswandel veranlaßt wird, infolgedessen er schließlich die holde Tierschützerin heiratet. Ein Lieblingsstoff der alten Sage — es sei nur an die Hubertuslegende, an Genoveva, an Bürgers Wilden Jäger erinnert — ist hier mit artiger Kunst novellistisch erfaßt.

Schaeffer hat seinen reifen Stil und seine meisterliche Kunst der Schilderung an erkennbaren Vorbildern geschult, Kleist, Keller, auch Jean Paul meint man mitunter zu hören, wennschon Kleists knappe Sachlich-

keit ihm im Grunde wesensfremd ist. Doch schließlich ist die Fähigkeit zu schauen und das Wesentliche klar herauszuheben, des Dichters eigene Gabe. Man höre nur, wie er „das Ungeheuer eines Stiers“ beschreibt: „Vor der breiten, gesenkten Stirn mit kurzem Gehörn ein Brett; einen Ausdruck geduldigen Grimms in den rollenden Augen und um das geraffte kleine Maul, unter dem die mächtigen Hautfalten der Wampen im Bogen bis zu den Knien herabhingen, setzte er, langsam bergunter schreitend, eines der kurzen Beine vor das andere.“ Etwas von der Schwerfälligkeit dieses Stiers hat freilich auch dieser Satzbau, aber wer jenen „Ausdruck geduldigen Grimms in den rollenden Augen“ findet, der ist halt schon ein Erzähler. — Aber höher als die formale Kunst Schaeffers und seine dichterische Anschaulichkeit steht der große Zug einer seelischen Romantik, steht der unverlierbare Glaube an die Güte im Menschendasein und an die Siegesmacht der Liebe. Und besser wohl deutet man das Sinnbild seines Prismas, wenn man in ihm das reine Licht der Liebe erkennt, das immer bleibt, mögen auch die Ereignisse des Lebens es in Farben brechen. Das gibt sich besonders schön in der entscheidenden Wendung jener „Treibjagd“ zu erkennen, aber auch in dem „Gitter“, in „Lena Stelling“ und „Der Reiter mit dem Mandelbaum“ lebt und wirkt bestimmend diese ewige Macht des Guten und der Liebe. Ja sie bleibt, wenn auch verschleiert, noch in der wüsten Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege die Grundmelodie, wo ein abgebrühter, gefühlloser Landsknecht beim Anblick eines in Flammen sterbenden Hundes durch dessen Todesangst in seinem Gewissen gepackt wird, so daß er diesen Anblick nie vergißt und später, in einem langen Friedensleben noch, infolge von Schlaflosigkeit Säufer geworden, halbirr ein elendes Dasein führt. Um nun auf die einigermaßen wichtige Frage nach der Beschaffenheit der neuen Novelle (deren Gesicht vor etwa drei Lustren zuerst auftauchte) zurückzukommen: so finden wir bei Schaeffer in der Tat eine starke Verinnerlichung, wir fühlen durch alle Geschehnisse und noch so seltsamen Ereignisse hindurch den Menschen in seiner Seelenbindung, seiner Sehnsucht nach Liebe, seine Erlösung durch sie.

Aber für wen ist das etwas Neues? Jene Programmacher nennen neu, was *ihnen* neu ist, weil sie sich noch nicht genügend umgetan haben in Leben und Dichtung. Und da eine Doktrin aufgestellt werden muß, fordern sie von der Novelle, was ebensogut, nein, mit besserem Fug für die Lyrik als Wesensbedingung gilt. Gänzliches Mißverstehen der Artunterschiede in der Dichtkunst aber würde es bedeuten, wollte man nun wirklich, nur um es anders zu machen, die „unerhörte Begebenheit“ für die Novelle ausschalten, dem Falken den Hals umdrehen. Gewiß: sie ist nicht notwendig, ein wirklicher Dichter kommt auch mitunter ohne sie aus, aber gerade der wirkliche Dichter wird sie in der Novelle lieber verwenden als meiden. Unser Beispiel zeigt es: Schaeffer sucht in fast allen seinen Erzählungen nach seltsamen Begebenheiten. Aber die Art, in der er sie erzählt, entfernt ihn von jenen Wortführern, er kennt die Kunst eines guten Satzgefüges und hütet sich, im Telegrammstil, mit abgerissenen Worten, mit sprunghaft auftauchenden Szenen zu arbeiten. Er weiß, daß man mit den Steinwürfen einer Schleuder kein Haus bauen kann.

Meidet der vierzigjährige Albrecht Schaeffer sorgsam diesen Stil einer „jungen Kunst“, so zeigt sich der bald sechsundfünfzigjährige *Heinrich Mann* in seinem letzten Werk, dem großen Roman *Der Kopf* ganz auf ihn eingeschworen, so daß man ein wenig in Verlegenheit gerät, was man nun eigentlich alt, was jung nennen soll.

Der 637 Seiten starke Band bildet den dritten, vermutlich letzten sozial-politischen Roman in Heinrich Manns Schaffen. Nach dem „Unterton“, der das Bürgertum, nach den „Armen“, die das Proletariat schildern sollten, unternimmt der fleißige Schriftsteller es mit diesem Roman, „die Führer“ im Zeitalter Wilhelms II. zu zeichnen. Er strebt also offenbar nach jener Epik mit langem Atem, in der ein Balzac und Zola immergrünen Lorbeer ernteten. Aber man braucht nur eine Viertelstunde in Balzacs Scènes de la vie politique zu lesen (etwa in der reizenden und handlichen deutschen Ausgabe von Ernst Rowohlt), um den klaftertiefen Abstand zu erkennen. Während Balzac alles aus genauester persönlicher Kenntnis der Politiker, der Finanzleute, der Lebewelt, der Frauen und ihrer Salons schildert, während ein Zola das zweite Kaiserreich in allen Lebenskreisen und Gesellschaftsschichten studiert hat, müht sich dieser gänzlich unpolitische Schriftsteller in der Münchner Leopoldstraße, aus Anekdoten, Kaffeehausgeschichten und Leitartikeln ein Zeitbild von der Regierung Wilhelms II. zusammenzuklauben. Nur ein Beispiel. Er führt den Kaiser persönlich bei einer Gräfin ein, die gerade ein Lied gesungen hat. Wilhelm II. kommt herein, stürmt an der Hausfrau vorbei, durch alle Zimmer, „man sah ihn die Lippen kauen, der Schnurrbart, die Spitzen in die Höh, schaukelte bedrohlich. Mit Falten um die Augen stürzt er durch die zusammenbrechenden Reihen, nicht anders, als sei im letzten Zimmer der Feind auszuheben.“ Schließlich spricht er doch die Hausfrau an: „Habe Sie sehr gut noch heulen gehört. Sie heulen. Schlechte Schule ...“ „Die Musik muß andere Wege gehen, nicht so lyrisch, mehr patriotisch ... Auch die Literatur! Sie tut nichts weiter als das Elend noch scheußlicher hinstellen, wie es schon ist. Versündigt sich am deutschen Volk. Rinnstein. Front machen. Folgen solcher schlappen Gesinnung? Freispruch für Streikende.“

Wenn Karlchen Mießnick die Aufgabe bekäme, in zehn Zeilen eine Karikatur des letzten Kaisers zu schreiben, er würde ohne Frage mit ähnlichem Aufwand an Geist und Sachlichkeit seine Aufgabe lösen. Nichts ist gegenwärtig billiger, als in dieser Art zu schreiben. Aber gerade wer (wie ich) die Wege und Worte dieses Monarchen schon von der Entlassung Bismarcks und ihren Begleitumständen an mit steigender Sorge, steigendem Verdruß verfolgt hat, wird sich heute scheuen, des gefallenen Monarchen in ähnlicher Weise zu spotten und jeder künstlerisch empfindende Schriftsteller, ob links, ob rechts, wird seine Feder vor solchen billigen Trümpfen hüten.

Mir scheint übrigens, die Anlage des Romans hatte ursprünglich anderen Verlauf vorgesehen. Die beiden Hauptgestalten, zwei Jugendgenossen und anfangs Freunde hätten sich jedenfalls zu einer besseren Geschichte verwenden lassen, denn das Thema eines Freundeshasses, der beide immer wieder anzieht, immer wieder abstößt, bis sie endlich gemeinsam über Kreuz sterben — wie man Brüderschaft trinkt — wäre dankbar genug. So aber wird alles verflacht, wir gewinnen weder an Terra, dem idealen Revolutionär, der seine Weltanschauung preisgibt, seinen Glauben verrät, noch an Mangolf, dem unentwegten Streber, der es sogar zum Reichskanzler bringt, auch nur in einem Augenblick inneren Anteil. Ein Mensch ist in dem ganzen Buchdickwanst nicht zu finden, es sind durchweg Drahtpuppen, zu bestimmtem Zweck aufgezogen und zu Auswüchsen verzerrt, die in grotesken Sprüngen jede Lebensmöglichkeit abstreifen.

Wenn man schließlich wenigstens das Gefühl hätte, daß Heinrich Mann mit den Herzen bei seiner Sache wäre. Aber eiskalt sucht er verblüffende Wirkungen wie ein Taschenspieler. Vom deutschen Volk sagt er einmal: „Noch hundert Jahre werden sie jedem glauben, der ihnen von ihrer Pflicht und Größe spricht und nur ihr Geld will.“ Armer Heinrich!

Zur Erholung nicht nur, auch um nach diesem Kelch und Ungemach einmal wieder greifbar zu fühlen, was wirklich gute Erzählungskunst ist, nehme ich einen ihrer reifsten und sichersten Meister zur Hand, wenn er auch diesmal nur ein verhältnismäßig schmales Bändchen bietet. W i l h e l m S c h ä f e r erzählt in den dreizehn Kapiteln seiner Novelle D i e B a d e n e r K u r, wie der Junker von Borken aus Lehmkaten bei Jülich mit seinem Diener Josef nach Baden-Baden zur Kur einreitet. Beide in fast bäurischer Tracht, in lehmfarbenen Wämsen, mit großen Pistolen bewaffnet, bald bespöttelt von der feinen Badegesellschaft und, was schlimmer ist, von den Wirten der großen Gasthäuser als unliebsame Gäste abgeschoben.

Herr und Diener — sie sind aneinander gewöhnt wie alte Freunde — sehen ein, daß es so nicht weiter geht und namentlich Josef besteht darauf, daß alsbald sein Herr nach der Mode mit einer blaugoldenen Weste spazieren geht und er selber in seiner Livree mit silbernen Knöpfen bei den Kutschern sitzt. Kleider machen nicht nur Leute, sie bestimmen auch ihre Schicksale, bald ist der Junker einer der flottesten Lebemänner des großen Bades, er hat die allerschönsten und allergefährlichsten Liebeshändel, er trinkt, er spielt, macht Schulden, kurz er ist bald ein vollkommener Kavalier. So viel Milch können aber die lehmfarbenen Kühe von Lehmkaten nicht hergeben, um die Kosten dieses Verschwenderlebens aufzubringen und als Josef der Diener schließlich mit dem glücklichen Spielgewinn von 2000 Gulden, mit dem sein Herr sich aus allen Verlegenheiten zu helfen hofft, verschwindet, muß der arme Junker in den Schuldturm. Wie er da mit Lebensgefahr ausbricht, bei nächtlichem Besuch seiner Angebeteten von einer Riesendogge beinahe zerfleischt, später als Raubmörder des Junkers von Borken verhaftet, schon auf dem Karren zum Galgen fährt — bis sich herausstellt, daß sein treuer Diener die 2000 Gulden hat in Lehmkaten sichern wollen, auf der Flucht dorthin aber nächtlich beraubt und schwer verwundet, für seinen Herrn gehalten wurde —, diesen vertrackten Wirbel sinnvoller Abenteuer muß man bei Schäfer nachlesen, ich verspreche einen Genuß! Welche Schalkhaftigkeit in der Zeichnung dieser beiden urwüchsigen Gestalten vom Niederrhein, welche Verkürzung und Beherrschung der Form bei aller Bildhaftigkeit!

Neben den siebenundfünfzigjährigen Meister sei sogleich ein Jünger von dreiunddreißig Lenzen gestellt, der aber in seinen Dramen, Balladen und dichterischen Erzählungen schon nachgewiesen hat, daß er zu den Besten der heutigen Jugend, die den breiten Gipfel des Parnaß erklimmt, zu zählen ist: der Elsässer E d u a r d R e i n a c h e r. Er gehört nicht zu den Schreihälsen des Tages, er ist eine stille, sehr ernste Natur, die mit großen sinnenden Augen ins Leben schaut und in der Einsamkeit eine tiefe Stimme erhebt. Um so erfreulicher, daß er in der Erzählung F l o c k eine beinahe verschämte Herzensfröhlichkeit, einen allerliebsten Humor bekundet. Es ist eine Hundegeschichte, also keine Seltenheit im deutschen Schrifttum (wir haben hier noch vor gar nicht so langer Zeit eine narratio canina von Schmidtbonn, eine von Thomas Mann betrachtet), aber so hübsch im besten Sinne des Worts, so anspruchslos herzlich, heiter und poetisch wie diese gibt es nur sehr wenige. Dabei fehlt es ihr nicht an tieferer Bedeutung. Zunächst hat der Kriegszustand Flocks, eines Terriers, mit den langgeschwänzten Miauschreiern im Hause und in der Nachbarschaft etwas durchaus Menschliches in seinen verschiedenen Phasen, in Waffenstillständen, Geheimbünden, kurzen Freundlichkeiten und Grausamkeiten, dann aber ist der Charakter des Helden Flock ein

beschämendes Sinnbild für Menschenkinder, die durch Verwöhnung und Wohlleben aus beklagenswerten Hascherln zu faulen, verlogenen, unnützen Kreaturen werden. Mit innigstem Behagen liest man das Buch. Allerliebst, wie hier die vormittäglichen Geschäftsgänge Flocks in der Nachbarschaft beschrieben werden, oder die Balgerei von Hunden, oder der Lohn, den das arme Flöckchen bekommt, als er eines Tages auf ein Haar im Wirbel des Rheinstroms ertrunken wäre: „An diesem Abend wurde ihm ein Würstchen gebraten, alle besprachen seinen Mut und die Gefahr, in der er geschwebt hatte; und er lag als ein Biedermann in seinem Korbe, und so oft das Wort Flock fiel, sah ich seine Ohren sich leise bewegen. Er wußte, daß heute er derjenige war, von welchem man redete." Ist das nicht mit feinsten Humor dem Leben abgelauscht? Wir hoffen, bald einmal Gelegenheit zu haben, uns in längerem Atem mit diesem jungen Straßburger beschäftigen zu können.

Das gleiche gilt von Alfons Paquet. Auf ihn setzte mein Vorgänger Karl Busse vor zwölf Jahren (am Schluß seiner „Geschichte der Weltliteratur") die größte und beinahe einzige Hoffnung. Wenn der jetzt vierundvierzigjährige Paquet diese Hoffnung nicht erfüllt hat, nicht so wie es Busse offenbar meinte, so liegt das zum Teil wohl daran, daß gerade als Paquet die Schwingen weitete in seiner Sehnsucht nach einem Weltglück, die Kugeln des Weltkrieges durch die Lüfte pfiffen. Aber nur entfaltete Schwingen vermögen zu tragen. Das Schaffen Paquets hat sich inzwischen zu ungunsten seiner Entwicklung ziemlich zersplittert. Hoffentlich kommt seine Zeit noch. Wir benutzen die Gelegenheit seiner soeben erschienenen kleinen Erzählung Lusikas Stimme, auf den sittlichen Ernst und die geistige Strenge dieses Weltfahrers hinzuweisen. „Lusikas Stimme" ist im Grunde keine Novelle, wie das Titelblatt angibt, sondern eine Reihe von tagebuchartigen Aufzeichnungen, die zunächst von einer Sommerfrische erzählen, in welcher der Verfasser, an seinem Arbeitstisch, durch das Fernglas eine Sängerin auf ihrem Balkon beobachtet. Er trifft sie nach längerer Zeit unter seltsamen Umständen, gelegentlich einer Versammlung zeitgemäßer Sucher nach einer neuen Religion, und erinnert sich jetzt, sie vor Jahren einmal als junges Mädchen in Sibirien gesehen zu haben. In einer stürmischen Liebesnacht gesteht sie ihm jetzt, daß sie lediglich das Verlangen gehabt habe, einen dieser Sektierer „zu ergreifen, ihn auf die Probe zu stellen und zum Opfer ihres überlegenen spielenden Sirenenbunds zu machen". Es war also nur eine Episode in seinem Leben, zumal sich Lusika später vor den Augen ihres Gatten aus dem Fenster stürzt.

Bemerkenswert ist der feierliche Ernst und das Gewicht, mit dem der Verfasser sich selber über das Erlebnis Rechenschaft ablegt. Er stellt Betrachtungen an wie diese: „Es ist schwer, zwischen Geist und Sinnlichkeit zu wählen". Er selber habe dann beschlossen, sein Leben der Äußerlichkeiten, der schweigenden Konvention, einer im Grunde verstockten, auf die Befriedigung des Ehrgeizes und auf die Vermehrung des aufzählenden Wissens gerichteten Arbeit fortzusetzen." Ob eine Vermehrung gerade des „aufzählenden" Wissens unserer Zeit besonders nottut, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls erklärt dies Bekenntnis die anfechtbare Form der „Novelle", die trotz mancher feinen Einzelheit, trotz manchem klugen Gedanken die epische Linie und Architektur vermissen läßt. Paquet ist offenbar zurzeit als Erzähler „nicht in Form", eine hier sehr wohl anwendbare Bezeichnung der Sportsprache. Jedenfalls scheint es bemerkenswert, was Paquet in dieser Erzählung über sich selber berichtet: „Ich bin von dem schlimmen Geist des Krieges verschont geblieben, von einer leichten Verwundung habe ich mich erholt; wenn andere von ihren Enttäuschungen sprachen, erschien auf meinem Gesicht ein Lächeln. Ich bin gut genährt, ein fleißiger, fleischiger Mann, meine Triebe sind ruhig, ihre Erfahrungen sind mir kostbar. Noch habe ich auf keine Möglichkeit verzichtet, sie zu vervollkommnen." Na, also!

*

Wen es gelüstet, sich für ein paar Stunden in heiterste Laune zu versetzen — und wen gelüstete es nicht? — der nehme Robert Hohlbaums Erzählung Der Frühlingswalzer zur Hand. Eine Wiener Geschichte aus dem Jahre 1848. Gegensatz zwischen den beiden Tanzkomponisten Johann Strauß, Vater und Sohn. Der k. k. Hofballmusikdirektor ist natürlich konservativ, Hofpartei, der junge, der „Schani" ebenso natürlich liberal. Freilich hat er seine Feuerprobe schlecht bestanden, der Schani: er ist vom Posten ausgerissen und hat das Gewehr weggeschmissen. „Erschossen gehört er," ruft ein Heißsporn. „Na, na, na," knurrt ein alter Wiener, „warum gebt ihr ihm auch einen Schießprügel in die Hand, mit dem er nichts anfangen kann? Mit dem Fiedelbogen in der Hand ist ihm alles einerlei. Seine Kapellen dirigiert er euch im Kugelregen." Das ist dann auch schließlich der Kern der ungemein lustigen Geschichte. Die Musik eint die beiden nach mancherlei Kämpfen und Wirrungen — die in einem prachtvollen Zusammenstoß der erhitzten Parteien in der Gasse, da die Sträuße wohnen, gipfeln — im Ton der Geigen finden sie ihr Gemeinsames wieder und fühlen, daß sie zueinander gehören. So launig die Erzählung in der Hauptsache ist, so schön klingt sie aus, als der Violinbogen des jungen Strauß — er hat mit tiefer Ergriffenheit durch die Nacht vom Hause seines Vaters her dessen ihm so wohl vertrauten Geigenstrich vernommen — den Frühlingswalzer zu den Sternen emporjubelt.



Kind und Puppe. Gemälde von Prof. Richard Müller
(Kunstausstellung Dresden 1925)

Das Trauerspiel von Mexiko. Von Dr. G. Giesecke

Was geht es uns heute an? Seit dem hellen Junimorgen des Jahres 1867, an dem Kaiser Maximilian von Mexiko mit zwei Getreuen, den Generalen Miramon und Mejia, vor Querétaro erschossen wurde, haben wir die schwersten weltgeschichtlichen Erschütterungen durchlebt und erlitten. Er war der Bruder des Kaisers Franz Joseph, und sein unseliges Ende war nur das erste Glied in einer langen Kette habsburgischer Schicksalsschläge. Seine Gattin, die Kaiserin Charlotte, die Tochter Leopolds, des ersten Belgierkönigs, hat noch bis vor kurzem im Wahnsinn gelebt, und ab und zu las man von ihr in den Zeitungen wie von einem Gespenst. Aber war das mexikanische Kaisertum des jungen Erzherzogs nicht bloß ein Abenteuer, eine Sensation, und lohnt es sich, dieser Sensation von vorgestern noch einmal nachzugehen? Wir wissen doch eigentlich alles, zum mindesten das Entscheidende: Napoleon will in Mexiko Ordnung schaffen, um den französischen Kapitalisten ihre Zinsen und sich neuen Ruhm zu sichern; ein ehrgeiziger, junger Fürst gibt sich für das bedenkliche Unternehmen her und muß, von seinem Gönner im Stich gelassen, seine Torheit mit dem Tode büßen. Er war uns immer sympathisch, aber nüchtern, wie wir sind, sagten wir uns: er hatte in Mexiko nichts verloren, und die Mexikaner, die den Fremden erschossen, hatten wahrscheinlich recht.

Das traurige Ende Maximilians hat zu seiner Zeit selbstverständlich gewaltiges Aufsehen gemacht. Selbst Manet konnte sich der Romantik des Vorwurfs nicht entziehen, wenn er auch die Hinrichtung mit der betonten Nüchternheit des Naturalismus und ohne eine einzige heroische Gebärde gemalt hat. Eine Unmenge von Büchern ist noch in den sechziger Jahren erschienen, darunter viele Erinnerungen von Augenzeugen, wie des wackeren Arztes Dr. Samuel Basch oder des abenteuerlichen Prinzen Felix von Salm und seiner Gattin, die eine Kunstreiterin war und eine vollendete Durchlaucht wurde. Aber so gut wir durch ältere Veröffentlichungen über das Ende Maximilians unterrichtet waren, so wenig wußten wir über die Gründe und die Verhandlungen, die zur Annahme der Krone durch ihn geführt haben. Nun hat sich in Wien ein bisher unveröffentlichtes Geheimarchiv Maximilians erhalten, das er selbst noch in einer Zeit verzweifelter Mutlosigkeit, als er mit dem Gedanken der Abdankung spielte, auf einem österreichischen Kriegsschiff in die Heimat gesandt hatte. In diesem Archiv finden sich die Briefe Napoleons, König Leopolds, Kaiser Franz Josephs an Maximilian und alle Antworten in Abschrift, ferner die Briefwechsel der Kaiserinnen Eugenie und Charlotte und Tausende von andern wichtigen Dokumenten. Auf dieser Grundlage, die bisher noch von niemand erforscht worden war, hat Egon Cäsar Conte Corti sein zweibändiges Werk „Maximilian und Charlotte von Mexiko“ geschaffen (Amalthea-Verlag, Zürich), und der Reichtum des hier benutzten Geheimarchivs im Bunde mit einer vorsichtig abwägenden Darstellung hat dem Verfasser ermöglicht, die abschließende Schilderung des Abenteuers zu liefern.

Aber wenn das Buch weiter kein Verdienst hätte, brauchte man es an dieser Stelle nicht anzuzeigen. Das Entscheidende ist, daß es uns das Schicksal seiner beiden Helden menschlich naherückt. Corti ist kein dichterisch gestimmter Historiker, und es gibt viele geschicktere Schriftsteller als ihn. Er hat, von der Fülle neuen Stoffes bedrängt, nicht immer den Mut des Zurückweisens. Er stellt unsre Geduld oft auf die Probe, wenn er uns die Irrwege unfruchtbar bleibender diplomatischer Erwägungen führt. Und trotzdem: die beiden Bände lassen uns nicht los. Je tiefer sich Maximilian in Schuld und Schicksal verstrickt, mit desto größerer Spannung lesen wir, und von der endlichen Katastrophe geht die Erschütterung einer echten Tragödie aus.

Corti liebt seinen Helden, und das ist ein schöner Zug, denn nichts ist unfruchtbarer als die Kälte, die sich einbildet objektiv zu sein. Er betont, daß Maximilian nicht allein von Ehrgeiz und Eitelkeit besessen gewesen sei, sondern auch von dem edlen Drang, Gutes zu wirken. Er schildert den zarten und phantastischen jungen Menschen, der weich und gütig war und der seine Kraft so verhängnisvoll überschätzte und mit fast beschränktem Eigensinn das Unmögliche, selbst das als unmöglich Erkannte zwingen wollte. Als jüngerer Bruder des Kaisers fand er kein genügendes Feld für seinen Tätigkeitsdrang. Er wurde der Gründer der österreichisch-ungarischen Flotte und durfte sich den Seesieg von Lissa zuguteschreiben. Aber als dieser Sieg errungen wurde, stand er im fernen Mexiko im Verzweiflungskampf um seine Krone. Er hielt als Vizekönig in Mailand Hof, doch er spürte deutlich: Österreichs Zeit in Italien war vorbei, und seine Bemühungen, dem Kaiserstaat die Lombardei und Venetien zu erhalten, stießen nicht bloß im Lande, sondern auch in Wien auf Mißverständnis. Franz Joseph war kein bequemer Bruder. Wenn sich auch urkundlich belegen läßt, daß er Maximilian höchst ungern nach Mexiko gehen ließ und daß er ihn nicht etwa mit Freuden abschob: er war doch von seiner Würde ungemein durchdrungen und blickte nicht ohne Eifersucht auf den Erzherzog, der es in seiner verantwortungslosen Stellung so leicht hatte, volkstümlich und liberal zu sein. Maximilian jedoch sehnte sich nach Wirkung.



„Schritt ist Tod, Trab ist Leben, gestreckter Galopp ist Seligkeit," so schrieb er einmal, und gern träumte er den damals noch faustischen Traum des Fliegens.

Wenn man die Cortische Darstellung liest, wird die bei uns allen erschütterte Achtung vor der Kunst der Diplomatie nicht gestärkt. Vielleicht war es weise, die Regierungsarchive geheimzuhalten, denn immer wieder stoßen wir darauf, daß die Tragödien der Weltgeschichte, der Völker wie ihrer Helden, von den lächerlichsten Zufällen abhängig sind. Ein diplomatischer Vertreter der konservativen Partei in Mexiko, Don José Hidalgo, kannte die Kaiserin Eugenie von ihren Mädchenjahren her. Er traf sie in Bayonne. Sie erinnerte sich ihrer alten Bekanntschaft und lud ihn zu einem in größerer Gesellschaft geplanten Ausflug aufs Meer ein. Auf diesem Ausflug schwärmte er davon, wie erhaben es wäre, in seinem liberal verseuchten Vaterlande eine Monarchie zu errichten und so die lateinische Rasse und den Katholizismus in der Neuen Welt zu retten. Erster Zufall.

Napoleon begann damals seiner Gattin untreu zu werden. Eugenie ertrug diese Kränkung mit unwilliger Scham. Da sie als Frau nicht mächtig genug war, wollte sie es als Kaiserin sein. Sie begann zu politisieren, und der Kaiser, der ihr gegenüber gewöhnlich ein schlechtes Gewissen hatte, ließ ihr den Willen. Durch Vermittlung der Kaiserin kam Hidalgo dazu, dem Kaiser seinen Plan auseinander zu setzen. Man denkt an einen spanischen oder französischen Prinzen. Napoleon behandelt die Angelegenheit zunächst lässig. Der Sezessionskrieg, der die Vereinigten Staaten beschäftigt, scheint ein Eingreifen in die verworrenen Verhältnisse Mexikos zu erleichtern. Man sucht nach einem Kandidaten für den zu errichtenden Thron, und — wieder ein Zufall — eine Ahnung sagt Eugenie, daß Maximilian annehmen würde.

Mit erschütternder Klarheit sehen wir nun im Verfolg der Cortischen Darstellung, wie sich die Versuchung Maximilians bemächtigt. Es hat an Warnern nicht gefehlt, und namentlich die brüderliche Rechtschaffenheit Franz Josephs tritt klar ans Licht. Auch die Stimme des eigenen Herzens hat zu Maximilian gesprochen. Er sah, daß die aus ihrer Heimat verbannten Mexikaner wohl ihn wählen und nach Mexiko schicken wollten, aber gar nicht daran dachten, sich selber für ihn einzusetzen. Er machte sich in sehr verständiger Weise klar, daß Napoleon allein eine ungenügende Bürgschaft biete, daß ihm auch die andern Mächte, England und Spanien voraus, seinen Thron verbürgen müßten, aber als dann die Krone mit ihrem trügerischen Glanz ihn lockte, sah er über diese Bedingung hinweg. Er läßt sich vom Papst segnen, statt die Grundlinien der mexikanischen Kirchenpolitik im voraus festzulegen. Er vertraut auf Napoleons Freundschaft und ein Plebiszit und beschäftigt sich damit, einen Orden zu gründen und ein Hofzeremoniell auszuarbeiten, statt sich wie ein nüchterner und witziger Engländer klarzumachen, daß die Stimmen für eine Monarchie in Mexiko zum großen Teil aus Orten stammten, die von zwei Indianern und einem Affen bewohnt waren.

Wir haben uns daran gewöhnt, Napoleon als den Schuldigen des Trauerspiels in Mexiko anzusehen, und die Cortische Darstellung läßt ihn gewiß nicht schuldlos erscheinen. Aber sie ergibt doch, daß er sich nicht kalten Herzens von Maximilian abgewandt hat, sondern unter dem harten Zwang der Ereignisse. Wider Erwarten hatten die Vereinigten Staaten den aufständischen Süden niedergeworfen. Königgrätz hatte die deutsche und die italienische Frage entscheidungsreif gemacht. Napoleon konnte sich die Expedition in Mexiko nicht länger leisten und mußte die Schande auf sich nehmen, sein Wort zu brechen.

Maximilian ist — das ergibt Cortis Buch — der Typus des liberalen Fürsten des 19. Jahrhunderts. Das heißt: sein Verstand ist klar genug, die neuen Forderungen der Zeit zu verstehen. Aber derselbe Mann, dessen bürgerliches Auftreten viele Leute in Mexiko enttäuschte, weil sie gern einen goldgestickten Kragen und einen Federhut sahen, war im letzten der Sklave geschichtlicher Überlieferung. Er fühlte sich als den Erben Karls V. und glaubte, es sei seine Sendung, dessen Reich im fernen Westen wieder aufzurichten. Er war gleichzeitig der Erbe Montezumas und wähnte, als er seine Verlassenheit zu erkennen begann, sich auf die Indianer stützen zu können, die machtlosesten seiner Untertanen. Er schrieb in die Heimat spöttische Briefe: wie eng es da sei und wie die Menschen voll Vorurteilen steckten und glaubte, in Brasilien ein zweites habsburgisches Kaiserreich aufrichten und ganz Mittel- und Südamerika unter die Herrschaft österreichischer Kaiser bringen zu können.

Wenn man das liest, sagt man: ein Narr. Und dann kommt man an die Schilderung der Katastrophe, die durch einen von Maximilian noch am Vorabend des Verrats ausgezeichneten Judas beschleunigt wird. Wir lesen, wie die Hilfe flehende Charlotte im Verfolgungswahn die Audienz des heiligen Vaters verläßt. Wir lesen, wie Maximilian mit dem die Welt anklagenden Seufzer. „Mensch . . ." getroffen zusammenbricht, und wir haben nicht mehr an dem Schicksal eines politischen Abenteurers, eines Phantasten und Dilettanten teilgenommen, sondern das Ende hat den Mann und den Helden geschaffen. Freilich auch hier wieder spricht der Zufall mit. Vielleicht wäre Maximilian geflohen, und die Geschichte hätte einen Märtyrer weniger. Aber er war zu stolz, sich seinen blonden Bart abnehmen zu lassen, und den kannte jeder im Land.

Illustrierte Rundschau

Eduard Beyrers Kriegerdenkmal — Modebilder — Hoetgers „Café Worpswede" — Töpferei Grootenburg — Zu unsern Bildern — Ein neuentdecktes Selbstbildnis Raphaels

Zu den wirkungsvollsten Bildwerken in der Münchner Glaspalast-Ausstellung des verflossenen Sommers zählte der Entwurf zu einem Kriegerdenkmal von Professor Eduard Beyrer. Dies ist ein Werk, dem man die Ausführung in Stein und die Ausstellung an einem würdigen Ort von Herzen wünschen muß. Denn es ist von einem starken und reinen Gefühl durchlebt, und sein sittlicher Ernst spricht mit der starken Leidenschaft des begeisterten Vaterlandsfreundes insonderheit zur heranwachsen-



Entwurf zu einem Kriegerdenkmal. Von Prof. Eduard Beyrer-München
(Münchner Kunstausstellung im Glaspalast 1925)

den Jugend. Dieser trotzige Held mit dem Stahlhelm auf dem Haupt und dem Schwert in der Rechten ist gefesselt, aber wir ahnen, daß es seinen gewaltigen Muskeln gelingen wird, eines Tages die Kette zu zerreißen. Um diesen Mann, in dem sich unser Volk verkörpert, raunt der Gesang der Kleistischen Barden: „Wir übten nach der Götter Lehre uns viele Jahre im Verzeihn. Doch einmal drückt des Joches Schwere, und abgeschüttelt will es sein."



Im Ballkleid. Gemälde von H. Cosson

Beyrer (geboren 1866) stammt aus München. Er hat Bildnisbüsten von sprechender Ähnlichkeit geschaffen. Er hat der nackten Schönheit des weiblichen Körpers in Gestalten von wunderbarem Ebenmaß und adeliger Keuschheit gehuldigt. Aber einen ganz besonders breiten Raum in seinem Schaffen nehmen Grabdenkmäler ein, die die Schwermut des Scheidens, doch auch die Seligkeit der Erlösung atmen.

⋆

Das Cossonsche Gemälde „Im Ballkleid" ist das elegant gemalte Bildnis einer eleganten Frau. Gewiß eine glatte Schönheit, die uns am liebsten überreden möchte: es gibt keine Trauer und kein Elend auf der Welt, und so trübselig der November ist, wenn wir Allerseelen oder Totensonntag begehen: wir zünden des Abends die Lichter an, und nicht nur in den Häusern der Reichen werden Feste gefeiert. Man soll kein Cato sein, auch in der Kunst nicht. Schöpfungen wie dieses Bildnis, das sich unproblematisch der heiteren Seite unsers gewiß oft recht fragwürdigen Daseins zuwendet, haben ihre Berechtigung, und wer sich an ihnen freut, braucht kein Seichtling oder Schlimmeres zu sein.

Von diesem Bilde ist der Weg nicht weit zur Photographie und zur Mode. Die „Monatshefte" haben auch dieses Gebiet menschlichen Geistes und Ungeistes nie außer acht gelassen und sich immer bemüht, den Leserinnen und Lesern bezeichnende Neuigkeiten im Bilde vorzuführen. Die Auswahl ist nicht leicht. Die Zeichnung streift, wenn sie genau und unterrichtend sein will, oft das Schnittmusterhafte; bei der Photographie hapert es gewöhnlich an den Trägerinnen der schönen neuen Kleider. Die berufsmäßige Geistlosigkeit des Mannequins wirkt im Lichtbild unerträglich. Man wird es hiernach vielleicht begreifen, daß für unsre strengen Ansprüche die Photographie der Dame im modernen Regenmantel eine Seltenheit darstellt. Dieser Mantel, der noch immer den tiefsitzenden, aber breiten Gürtel zeigt, ist von erfreulicher Sachlichkeit und dabei einem Schmiß, der die liebenswürdige Trägerin im schauderhaftesten Novemberregen zu einer erquickenden Erscheinung machen wird.

⋆

In der altberühmten Malerkolonie Worpswede bei Bremen hat Professor Bernhard Hoetger ein bemerkens-



Neuer Regenmantel

wertes Kaffeehaus erbaut. Hoetger ist einer der Führer der modernen Plastik und Architektur. Er hat vor dem Kriege der Mathildenhöhe in Darmstadt den Stempel seines eigenwilligen und großzügigen Wesens aufgeprägt. Er hat sich jetzt in Worpswede auf einem Gebiet betätigt, das der Plastik immer eng verschwistert war: der Architektur. Trotzdem bleibt zu bewundern, daß ein so selbständigen und großen Gedanken und Gefühlen hingegebener Künstler die eingehende Liebe und die einschmeichelnde Nachempfindung aufgebracht hat, um im Einklang mit niedersächsischen Bauernhäusern ein Café mit einer geräumigen Terrasse und gemütlichen Innenräumen zu schaffen. Doch der niederdeutsche Geist der Landschaft wie der einheimischen Bauweise kam Hoetgers Art, wie wir sie aus seinen Plastiken kennen, gewiß entgegen. Hier wie dort ein tiefes, aber schweigsames Gefühlsleben, das sich nicht auf den lauten Markt begibt, sondern in der Einsamkeit wirkt und nicht den vielen, sondern wenigen seine Schätze zeigt.

★

Auch als eifriger Kunstfreund erlebt man immer wieder Überraschungen, die einen beschämen würden, wenn man sich nicht zum Troste sagte: man kann nicht alles sehen und vor allem nicht alles Gute zeigen. Aber sonderbar ist es doch: durch eine Ausstellung in Monza — das ist die Stadt der alten Langobarden, und im Dom ruht ihre berühmte eiserne Krone — sind wir auf die Töpferei Grootenburg in Krefeld aufmerksam gemacht worden. Schade, daß wir nichts Buntes zeigen können, denn die Farben sind an diesen Schüsseln und Töpfen, Vasen und Büchsen beinah das Wichtigste. Aber wir denken: auch schon die Form wird die Leser ermuntern, auf diese Keramiken ein Auge zu heben. Man soll solche Dinge sammeln, solange das Sammeln noch leicht ist!

★

Zu dem das Heft eröffnenden Bildnis von Eugen Spiro brauchen wir nicht viel zu sagen. Der Maler ist in unsrer Zeitschrift schon oft vertreten gewesen, und jedesmal haben wir uns an der Frische und an dem Geschmack seiner Darstellungen erfreut. Spiro ist ein geistreicher Maler und deshalb wie berufen, die nervöse Beweglichkeit und Vielinteressiertheit der modernen Frau zu schildern. — Das



Hauptraum aus dem neuen Café Worpswede
Erbauer Prof. Bernhard Hoetger, Worpswede

Kinderbildnis (zw. S. 248 u. 249) zeigt einen Künstler, der sich namentlich als Graphiker bewährt hat, als Maler. Robert F. K. Scholtz (geb. 1877) stammt aus Dresden, wohnt aber seit längerer Zeit in Berlin und ist Mitglied der Berliner Sezession. Er geht auf schimmernde Farbigkeit in unzähligen Lichtbrechungen aus und erzielt damit den Eindruck ungewöhnlich starken Lebens. — Der „Austreibung“ von Paul Thalheimer (geb. 1884) sieht man an, daß ihr Maler im Dekorativen und in der Graphik wurzelt. Er versteht, die Figuren meisterlich ausgewogen im Raum zu halten. Und wie er die Konturen behandelt und das Licht spielen läßt, glauben wir dem Radierer auf die Spur zu kommen. Thalheimer, ein Heilbronner, war ein Schüler Ludwig Herterichs; er hat Freskomalereien in Ingolstadt, Eichstätt und andern Orten ge-





Arbeiten der Töpferei Grootenburg, Krefeld a. Rh.

schaffen, und seine Graphik hat viel Anklang gefunden. Man kann sie im Kupferstichkabinett zu München fast vollständig überblicken. Unser Bild zeigt die Sicherheit seiner Zeichnung und die Größe seiner Auffassung. — Wilhelm Schreyer ist ein jüngerer Münchner Maler, zu dem die Hefte in einer sonderlichen Beziehung stehen. Sind sie mit ihrem reichen Bilderschmuck es doch gewesen, die in seine empfängliche Jugend den ersten Begriff von Kunst trugen und ihm den Wunsch, ebensolche Farbenwunder zaubern zu können, nahelegten. Es ist deshalb unsre Freude nicht geringer als die seine, eines seiner Gemälde in so ausgezeichneter Wiedergabe abzubilden. Sein „Stilleben" (zw. S. 288 u. 289) ist ein Zeugnis seiner sorgsamen und feinsinnigen Art. Wie zwanglos sind die Schale und der Korb mit ihren Früchten gruppiert und wie klug berechnet sind Farben und Formen zu einheitlicher Gesamtwirkung in eins geschlossen. — Das „Modische Gestade" von Willy Schmidt-Heubach (zw. S. 312 u. 313) schwingt mit seiner Stimmung anmutig in zwei Welten: in Natur und Kultur, in Ewigkeit und Zeit. Der Maler, 1887 in Würzburg geboren, hat sich in München, aber ohne beträchtliche Schulung gebildet. Er zählt zu den modernen Malern, die in ihren Bildern nicht bloß schildern wollen, sondern denen es darauf ankommt, sozusagen hinter die Natur zu gucken, ihre Seele zu erleben und zu belauschen und dann auch andern zu übermitteln. Das Wichtigste gab ihm seine Heimat mit ihren Schlössern und Gärten mit: den Sinn für ungetrübte Lebensfreude, die er in unsre Zeit und trotzdem zeitlos zu übersetzen wußte. Die Dresdner Malerin Fides Karny, die seine Ziele kennt, teilt uns aus einem Brief des Künstlers folgende bezeichnende Stelle mit: „... habe als Kind oft so gesessen, allein, nach Südwesten gewendet, einen großen Berg,



Zwei Frauen
Kleinbildwerk von Prof. Hugo Lederer

Vorläufer des Odenwaldes, nahe vor Augen, den ich schon so gut kannte und hinter dem ich eine Welt unschuldiger Freuden und Glanzes vermutete. Frohe Menschen in schönen Kleidern beim Spiel. Die Richtung hatte ich wohl getroffen, ohne es zu wissen. Doch da kamen erst die einsamen Täler des Odenwaldes, der Neckar, Heidelberg, der Rhein, die Vogesen, Südfrankreich mit der Riviera. Das war es, was ich eigentlich meinte. Sorglose, festlich frohe, und schöne Menschen, — wie von Watteau inszeniert, nur viel einfacher und unbestimmter, zeitgemäß und dennoch märchenhaft." — Kultur und Natur — in ähnlichem Gegensatz stehen die nächsten beiden Bilder: die überfeinerte Dame vor dem mathematischen Teppich von Gabriel Moiseler (zw. S. 280 u. 281) und die urtümlichen Bauern beim Mittagsmahl von Albin Egger-Lienz (zw. S. 320 u. 321), dem unseren Lesern bekannten tirolischen Maler. — Dem Gemälde „Kind und Puppe" von Prof. Richard Müller (zw. S. 352 u. 353) sieht man es an, daß sein Schöpfer vor allem Graphiker ist. Unsre Leser wissen, daß der Dresdner Künstler, der in Richters Haus zu Loschwitz wohnt, ein Radierer und Zeichner von ungewöhnlicher Phantasie und Sicherheit ist. Auch an seinen Gemälden wie diesem bewundern wir vor allem andern die fabelhafte Leichtigkeit und Zuverlässigkeit der Zeichnung und den schalkhaften Humor, der die possenhafte Lebendigkeit des Püppchens neben das quellfrische Leben des Kindes stellt. — Wir freuen uns, ein paar neue Schöpfungen Hugo Lederers zeigen zu können: Die „Schreitende" als Kunstbeilage (zw. S. 336 u. 337), eine Studie von traumhafter Schönheit, und auf dieser Seite die Kleinplastik „Zwei Frauen", ruhige Gestalten, die ihres Lebens halb unbewußt wie unter Schleiern wandeln, langsam dem Erwachen zu.

über das neuentdeckte Raphaelbildnis schreibt uns der beste Kenner seines Schaffens, Oskar Fischel:

Die Kunstgeschichte hat uns noch manche Überraschungen zu bereiten und, wie es scheint, auch selbst zu erwarten. Es klingt fast wie Sensation, was durch die Zeitungen ging, daß es einem italienischen Forscher gelungen ist, ein Selbstbildnis Michelangelos zu entdecken, zufällig an keiner andern Stelle als in der Cappella Sistina und noch dazu im „Jüngsten Gericht". Und dazu kommt als Gegenstück ein bisher unbekanntes Selbstbildnis Raphaels. — Wo? In den Stanzen des Vatikans, in der vordersten Gruppe eines der Fresken, vor denen täglich Hunderte von Besuchern vorüberdrängen oder vertieft stehn — in einem der berühmtesten Bilder, der „Vertreibung des Heliodor". Und diese Entdeckung ist keineswegs als Sensation aufgemacht, sondern sie wird von dem auch im Ausland als Oberhaupt der italienischen Kunstforschung anerkannten Corrado Ricci in aller Ruhe und Sachlichkeit vorgeführt, und alle äußeren und inneren Gründe scheinen seine Hypothese unwiderleglich zu machen.

Man kennt die herrliche Gruppe mit dem machtvollen Greis Julius II.: auf der sede ges atoria läßt er sich hereintragen, um dem Wunder beizuwohnen, wie durch die Erscheinung des himmlischen Reiters und der Engel der Tempel von den Heiligtumsschändern gereinigt wird. Den, hoch und erhaben über alle Verwirrung der Menschheit, einziehenden Papst begleiten neben den Trägern wenige Hofleute. Einer vorn schreitet dem Papst im wahrsten Sinne zur Rechten: im roten Unterkleid, mit schwarzer Soutane, in der Rechten das Barett des geistlichen Standes und einen gefalteten Brief. Er zeigt nicht sowohl im Schritt, als in der Haltung jenes Wallen, ein schwanengleiches Vorübergleiten, das hochgestimmten und erdenfernen Geistern eigen zu sein pflegt und das Raphael gern den feinsten seiner Wesen anfühlte, der Donna Velata, der schönen rätselhaften Erscheinung des Czartoryski-Porträts, und manchen der zu höchstem geistigen Genuß fähigen Humanisten des päpstlichen Hofes, deren Bildnisse er malte. — In jenem Begleiter Julius' II., an der Grenze zwischen Jünglings- und Mannesalter begegnet dieser Wesenszug uns wieder, genug, um uns neugierig fragen zu lassen, wer es ist, der mit solcher Melancholie und Sinnenfreude zugleich, mit einem Auge, das erfaßt und schaut, sich der Welt der Erscheinungen zugewandt zeigte.

Es scheint, die Inschrift auf dem Brief müßte uns Auskunft geben! Gian Pietro. Cremonensis. Das ist der Name eines päpstlichen Hofbeamten, der zu Raphaels Zeit im Vatikan gelebt hat. Aber diese Inschrift hielt der genauen Prüfung nicht stand. Corrado Ricci und das scharfe Auge des alten Restaurators von Lionardos Abendmahl, Cavenaghi, haben erkannt, daß sie nicht aus Raphaels Zeit stammt, denn sie ist in Öl auf die Kaltfarbe des Fresko gemalt und nicht in den Charakteren der Epoche. So sind wir des Zwanges enthoben, unter diesen bedeutenden Zügen uns einen nur dem Namen nach bekannten Unbekannten vorstellen zu müssen.

Bei alten Bildern pflegt kein Gegenstand zufällig oder überflüssig zu sein. Wer ein Papier in der Hand trägt, hat ein besonderes Recht, sich damit zu zeigen: er ist von Berufs wegen damit dargestellt. Wer hier dem Papst zur Rechten mit solchem Zeichen schreiten



Ausschnitt aus dem vatikanischen Freskogemälde Raphaels: Heliodor. (Nach früherer Ansicht — s. u. a. „Raphael", von Knackfuß, S. 81 — ist der im Vordergrund links Schreitende der päpstliche Sekretär Johannes Petrus de Folcariis, in den Trägern des Thronsessels hat man Albrecht Dürer und den Kupferstecher Marcantonio zu erkennen geglaubt)

Ein vernünftiger Klapperstorch
bringt mit dem
Baby

gleich das Unentbehrliche
mit:

Vasenol-

Wund- und
Kinder-
Puder

und
Paste

darf, stellt sich uns so kraft seines Amtes vor Augen: ein scrittore de' brevi. Es war eine besonders glückliche Kombination, in der Ricci feststellte: Raphael hatte laut Urkunde eines päpstlichen „motu proprio“ dies Amt unter Julius II. inne — eine der geistlich fast unverbindlichen Funktionen, die dem mit solcher Würde beliehenen in der Hofhaltung gewisse geregelte Einkünfte gewährleisteten — und dieser Begleiter des Papstes kommt auf einem schwachen Bild der Raphaelschule vor: es stellt den heiligen Lukas dar, wie er die Madonna malt und hinter dem Patron der Künstler steht diese gleiche Gestalt: eine alte Überlieferung besagt, daß Raphael dies heut in der Accademia di San Luca hängende Bild selbst für den Altar der Lukas-Brüderschaft gestiftet habe.

Wir besitzen zwei sichere Selbstbildnisse Raphaels, das Brustbild in der Malersammlung der Uffizien und den Kopf in der Gruppe am Rande rechts auf der „Schule von Athen“. Mit ihnen stimmen diese Züge auf das sprechendste überein; wir hätten also zu dem Bildnis des „engelgleichen“ dreiundzwanzigjährigen Jünglings und des Malers der „Schule von Athen“ fünf Jahre später hier den Maler nach der alten Inschrift darunter 1514 im vollendeten dreißigsten Jahr.



Ein neuentdecktes Selbstbildnis Raphaels. Ausschnitt aus dem vatikanischen Freskogemälde Raphaels: Heliodor

„Raphael neigt, wie alle Menschen von so hohen Gaben, zur Melancholie“, schreibt der ferraresische Geschäftsträger an seinen Herzog. Das will nicht gerade der landläufigen Vorstellung von dem „Heiteren“ entsprechen; aber zum Tiefsinn seiner Werke passen diese Züge und zu jener Unergründlichkeit, die er mit dem andern großen „Heiteren“, mit Mozart, teilt. Was Ricci hier durch Kombination exakter Forschungen zur Gewißheit erhoben hat, sprach schon Wilhelm Stein in der jüngsten deutschen Raphael-Biographie mit gefühlsmäßiger Sicherheit aus. Nicht immer erstehen die neuen Wahrheiten aus dem „festen“, oftmals so schwanken Boden der Forschung. Da scheint es uns ein besonderes Glück, daß dieses neue Bildnis Raphaels gerade die Wesenszüge verkörpert, die der Physiognomiker Lavater prüfend und ahnend in das bedeutungsvolle Wort brachte: „Der umfassende Erblicker.“

★

Wir freuen uns, unsern Lesern mitteilen zu können, daß wir im nächsten Heft mit einem neuen großen Werk von Heinrich Federer beginnen werden. Zählt doch dieser Dichter zu den wenigen Auserwählten, die eine bis ins letzte durchgearbeitete künstlerische Darstellung mit einer Herzlichkeit verbinden, die uns um so tiefer erquickt, je seltener sie geworden ist. Das neue Werk heißt „Unter südlichen Sonnen und Menschen“.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Ein vernünftiger Klapperstorch
bringt mit dem
Baby

gleich das Unentbehrliche
mit:

Vasenol-

Wund- und
Kinder-
Puder

und
Paste

KHASANA

NEUHEITEN

Der Kreis der Khasana-Verehrer dehnt sich immer mehr aus. Khasana-Erzeugnisse sind in der ganzen Welt bekannt und die Schar der Khasana-Verbraucher zählt bereits Millionen Wir haben nun vier Khasana-Neuheiten herausgebracht, die beträchtliches Aufsehen erregt haben, und sie sind bereits in den meisten einschlägigen Geschäften erhältlich

KHASANA-SHAMPOO



„Khasana-Shampoo" macht das Haar voll und locker, ist mild und verursacht daher kein Brennen und keine Rötung der Haut Und vor allem entströmt dem Haar noch lange nach Gebrauch ein zarter Hauch des unvergänglichen „Khasana" Großen Anklang findet die neuartige Verpackung in Gelatinekapseln.

Hülse für zweimaligen Gebrauch M –. 35
Geschenkpackung mit 6 Hülsen M 2. –

KHASANA-SUPERB



DER DISKRETE FARBSTIFT.

Eine Umwälzung auf dem Gebiete des Schminkwesens „Khasana-Superb" ist ein fast farbloser Fettstift, der im Augenblick rosige Lippen und zartgefärbte Wangen gibt Neu ist die absolute Naturtreue und Haltbarkeit der Färbung Die Farbe verschwindet selbst beim Baden nicht und ist sogar kußfest Ein bisher vergeblich gehegter Wunsch der Frauen ist erfüllt.

Goldhülse M 1 50

KHASANA CRÈME



In reinen Zinntuben – deshalb vorzüglich bis zum letzten Rest! – Um allen Khasana-Verehrern, auch in wirtschaftlich schwerer Zeit, den Gebrauch dieser bisher unübertroffenen Crème zu ermöglichen, wurde die kleine „Khasana-Crèmetube" für 60 Pfennig geschaffen, die auch besonders bequem für die Reise ist.

KHASANA-EAU DE COLOGNE

„Khasana-Eau de Cologne" kommt jetzt in reizenden kleinen Flaschen mit dem uns ges gesch Spritzkorken heraus, um ihr die Verbreitung zu verschaffen, die ihr in Anbetracht ihrer hervorragenden Beschaffenheit gebührt Diese Flaschenform eignet sich ausgezeichnet für die Reise „Khasana-Eau de Cologne" ist nicht allein ein beliebtes *Erfrischungsmittel*, sondern sie eignet sich auch in hervorragendem Maße als *Zusatz zum Bade- und Waschwasser* und sie wird gern als *Parfüm* und auch als *Zimmerparfüm* verwendet

50 ccm-Flasche M 1 50
100 ccm-Flasche M 2 50

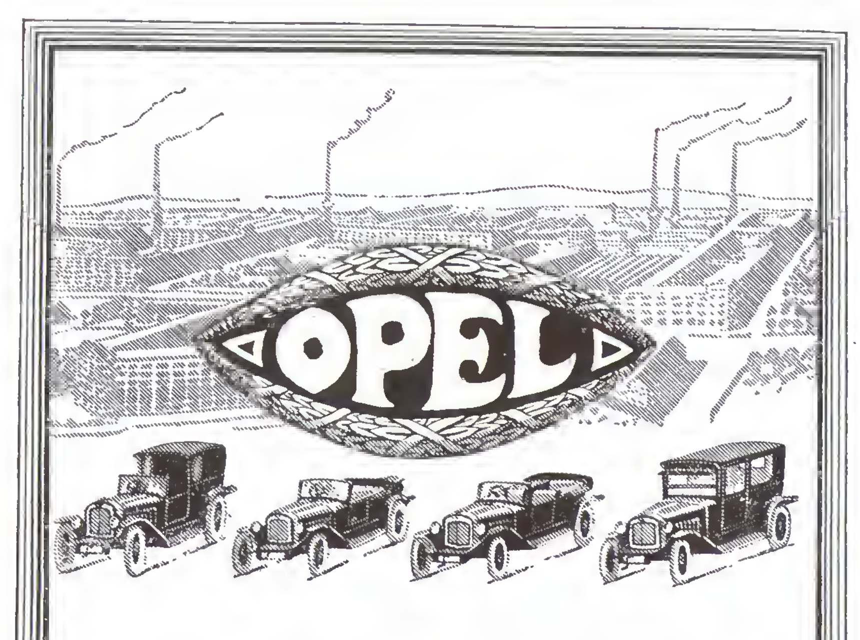


Parfüm .... M 3.–, 5.– usw.
Taschenpuder . M 1.–, 1.25 usw.
Seife .... M 2.–
Kopfwasser ... M 2.50, 4 50 usw
Toilettewasser. M 3.50, 7.50 usw.
Brillantine ..... M 1.– 1.25, 2.50

DR. M. ALBERSHEIM * FRANKFURT AM MAIN
FABRIK FEINER PARFÜMERIEN
GEGRÜNDET 1892

Steckenpferd-Seife





4 PS Der deutsche 4 PS
Serien-Präzisions-Wagen

wird geliefert als:

Zweisitzer	R.-M. 3750.—
Dreisitzer	R.-M. 4200.—
Viersitzer	R.-M. 4750.—
Limousine viersitzig	R.-M. 5250.—
Lieferwagen	R.-M. 4000.—

Fünffache Ballonbereifung * Elektrisches Licht * Elektrischer Anlasser
Elektrisches Signal * 5 Stahlscheiben-Räder

Auf Wunsch werden die Wagen gegen 6-, 9- und 12-monatl. Teilzahlungen geliefert

10 PS 10 PS
Serien-Präzisions-Wagen

Fünfsitzer (offen)	R.-M. 8500.—
Stadt-Coupé (5 f. Ballonbereif.)	R.-M. 9500.—
Innensteuer-Limusine (4 türig) .	R.-M. 10500.—
Sechs-Siebensitzer (offen) . .	R.-M. 9600.—
Pullmann-Limusine (6 sitzig) .	R.-M. 11500.—

Vierradbremse * 6 Stahlräder * Sechsfache Ballonbereifung
Elektrisches Licht * Elektrischer Anlasser * Elektrisches Signal
4 Stossdämpfer * Scheibenwischer * Gepäckbrücke

Erkundigen Sie sich bitte bei dem nächsten Opel-Vertreter!

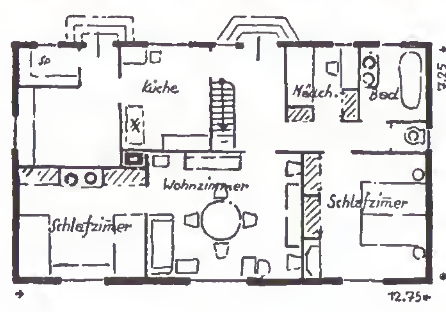
ADAM OPEL * RÜSSELSHEIM A. M.

FAHRRÄDER- UND MOTORWAGEN-FABRIK

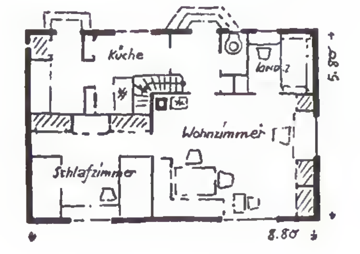
Deutsche Werkstätten Aktiengesellschaft in Hellerau bei Dresden und München







Haus 2



Haus 1

kostet mit allen Möbeln, Beleuchtungskörpern, Vorhängen fix und fertig . . . . . . 22500 Mark

Haus 2

kostet mit allen Möbeln, Beleuchtungskörpern, Vorhängen fix und fertig . . . . . . 12000 Mark

Man verlange über andere Haustypen Prospekt H 20

Noch besser als das Aussehen ist die Qualität!



Mayer Lucas 25

Wenn man ein Stück Elida-Idealseife in die Hand nimmt, merkt man sofort den Unterschied gegen gewöhnliche Toiletteseife. Seine samtige Weichheit ist einschmeichelnd.

Keine Toiletteseife wird so raffiniert erzeugt wie Elida-Idealseife. Sie ist edel durch die feinsten Rohstoffe und die Herstellung. 77 Jahre Erfahrung und 10 Jahre Spezialstudium waren nötig, um die hohe Qualität zu erreichen. Ihre Erzeugung geht von völlig neuen wissenschaftlichen Grundsätzen aus. Sie ist wohl der größte Fortschritt der Seifenindustrie seit 30 Jahren.

Der üppig-fette Schaum dringt sanft in die Poren, reinigt die Haut milde und doch gründlich. Er hinterläßt einen samtigen Überzug, det unsichtbar die Haut vor Schaden bewahrt. So mild und rein ist Elida-Idealseife, daß selbst zarteste Haut sie ohne Störung verträgt.

In der Qualität ist diese Seife tatsächlich selbst den besten ausländischen Seifen überlegen. In der Parfümierung ist sie ihnen absolut ebenbürtig, da dieselben Essenzen verwendet werden, welche den Franzosen und Engländern für ihre feinsten Seifen zur Verfügung stehen.

ELIDA-JDEAL-SEIFE

ELIDA PARFÜMERIE A. G. LEIPZIG-WAHREN

Fälschungen von Kunstwerken

Von Dr. Fritz Nemitz

Für jeden Kunstfreund und Sammler wird das Kapitel Fälschungen immer eins der wichtigsten sein, denn es gibt kaum eine größere Auktion, kaum eine Privatsammlung, in der sie nicht eine mehr oder minder lustige oder traurige Rolle spielen. Selbst die Museen fallen noch herein. Jede Zeit hat ihre eigenen großen und kleinen Fälscherskandale, und man wird sich aus der jüngsten Vergangenheit noch des aufsehenerregenden Prozesses erinnern, der in Holland um einen Frans Hals geführt wurde, der nach dem Urteil eines der berühmtesten Kenner, Hofstede de Groots, ein echtes und charakteristisches Werk des Frans Hals sein sollte, während die Sachverständigenkommission das Bild als eine moderne Fälschung ansah. Und im Metropolitan Museum of Art in Newyork haben sich unlängst bei einer Restauration alter ägyptischer und etruskischer Bronzen gegen 100 Kunstwerke als ausgesprochene Fälschungen herausgestellt! Dieser Rekord war freilich nur in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zu erreichen. — Die Geschichte der Fälschungen ist nicht nur immer amüsant, sondern sie gibt dem Kunstfreund wichtige Warnungen und Winke, indem er aus dem Mißgeschick der andern lernen kann.

Solange die Kunst eine natürliche Funktion im gesellschaftlichen Leben ist, ist auch der Begriff der Fälschung unmöglich. Im alten Ägypten gab es keine falschen Götterbilder und bei den Negern gibt es keine falschen Fetische. Erst wenn das Kunstwerk ein ästhetisches, dem Nutzzweck entzogener Gegenstand des Kunstsammelns wird, kommt auch der Begriff der Fälschung auf. Echt und falsch sind keineswegs Begriffe wie weiß und schwarz; Begriffe, die einander ausschließen; sondern zwischen „echt und falsch“ gibt es eine Reihe von Zwischenstufen, Übergängen und Möglichkeiten.

So kann z. B. ein fragliches Bild des 16. Jahrhunderts von einem Schüler sein, oder eine Werkstattarbeit, die vom Meister überarbeitet ist; es kann von einem geschickten Nachahmer stammen, es kann das Werk eines Kopisten sein, da bedeutende Bilder häufig schon zu Lebzeiten wiederholt vorhanden sind; es kann schließlich eine moderne Fälschung sein. Die Entscheidung echt oder falsch hängt also von dem Urteil der jeweiligen Kenner ab. So hat man, wie bekannt ist, über 100 Jahre lang eine spätere Kopie der Holbeinschen Madonna des Bürgermeisters Meyer in der Dresdner Galerie fälschlich für das echte Bild bewundert, während das Original in Darmstadt hing. (An dem Bilde selbst wurde durch diese Feststellung nichts geändert, sondern nur die Einstellung des Beschauers zum Objekt erfuhr eine Umschaltung. Der Kopist beging hier keine Fälschung, sondern der Begriff der Fälschung entstand durch nichts anderes als durch eine Selbsttäuschung des Betrachters.) Ein ähnlicher Fall würde eintreten, wenn sich die Sixtinische Madonna in Dresden als eine Kopie erweisen sollte, was vor einigen Jahren wieder von mehreren Kennern behauptet wurde; die Mönche des Klosters San Sisto, von denen August III. 1753 das

Bild für 12 000 Zechinen kaufte, sollen statt des Originals eine Kopie abgeliefert haben. Jedenfalls verzögerte sich die Ablieferung um einige Jahre, weil Schwierigkeiten wegen des Ausfuhrzolles erhoben wurden, und Tatsache ist, daß im Kloster eine Kopie zurückbehalten wurde, die angeblich schon 25 Jahre vor dem Verkauf angefertigt sein soll.

Diese Andeutungen und jeder öffentlich behandelte Fälscherskandal zeigen die subjektive Entstehung des Begriffes der Fälschung, die auch dann Geltung behält, wenn es sich um eine bewußte Fälschung handelt. Wenn jener oben erwähnte Frans Hals wirklich das Werk eines modernen Fälschers ist, so ist damit nichts weiter bewiesen, als daß auch der gutgeschulte Kenner sich irren kann, und daß, wie bekannt, auch die Kunstgeschichte eine sehr subjektive Wissenschaft ist. Und Liebermann hat ganz recht, wenn er einmal sagte, die Kunsthistoriker seien dazu da, die schlechten Bilder der Maler nach ihrem Tode für unecht zu erklären.

*

Sobald die Konjunktur für ein Kunstgebiet günstig zu werden beginnt, setzt auch die Fälschung ein. Und wenn heute Ostasien Mode wird, kommen gleich ganze Schiffsladungen von Alabasterfiguren an und überschwemmen Europa. Fälschungen hat es zu allen Zeiten gegeben, aber niemals ist vielleicht so viel und so erfolgreich gefälscht worden wie in den vergangenen fünfzig Jahren. Zugleich hat sich auch das Wissen um die einzelnen Gebiete vermehrt und die Kunstgeschichte ist inzwischen eine alte Dame geworden, die sich nicht mehr so leicht täuschen läßt.

Bronzefälschungen

gelangen bis vor etwa zwanzig Jahren selten gut, weil die alte Patina sehr schwer herzustellen war. Heute hat man einen Ausweg gefunden, indem man die Bronzen in verdünnten Essig taucht und sie dann der feuchten Kohlensäure aussetzt. Auch bei den auf galvanoplastischem Wege erzeugten Bronzen, die früher an den Löchern, die durch die angesetzten Leitungsdrähte entstanden, zu erkennen waren, hat man heute einen Ausweg gefunden. Die Löcher werden gut ausgebohrt und mit einer Masse ausgefüllt, so daß, wenn genug Patina auf den weißen Flecken hervorgerufen worden ist, die Löcherspuren verschwunden sind, weil sich die Masse beim Abkühlen ausgedehnt hat.

Das Hauptgebiet für Bronzefälschungen war und ist Italien, und hier an erster Stelle Neapel, wo alle in Pompeji und Herculaneum gefundenen Bronzen nachgeahmt und oft auch als Kopien verkauft wurden. Für kleinere Bronzearbeiten kam dann noch Wien und Böhmen in Frage. Hier wurden als Spezialität Bronzebeschläge für alte Möbel gefälscht, und zwar solche französischer Künstler, besonders solche des Caffieri, der für den berühmten Ebenisten Oeben arbeitete. Um den rötlich-gelben Firniß vorzutäuschen, wurden die Beschläge in Lakritzensaft getaucht. Doch hatten die Fälscher vergessen, auch die Rückseite zu bearbeiten, so daß die Prüfung hier verhältnismäßig leicht ist.

In den letzten Jahren wurden häufig angeblich echte Bronzen, die aus russischen Klöstern stammen sollten, angeboten. Von diesen ist nur der geringste Teil echt; und ebenso sind alle aus deutschen Klöstern herrührenden Bronzegeräte und ferner die zahlreichen Aquamanile in Form von Greifen, Chimären mit größter Vorsicht aufzunehmen.

Holzskulpturen

Da der Fälscher zu Übertreibungen neigt, nimmt er häufig für seine Arbeit ein allzu sehr ruiniertes Stück Holz; und das ist schon von vornherein ein verdächtiges Merkmal, da eine derartige Figur in den meisten Fällen wohlbehütet in einer Kirche gestanden hat. Daß, wie man des öfteren hört, die Wurmlöcher hineingebohrt oder sogar mit Schrot hineingeschossen werden, dürfte ein Märchen sein. Altes Holz ist genügend vorhanden, und künstlich hergestellte Wurmlöcher wären leicht zu erkennen, da sie gerade verlaufen, während die Gänge des Wurmes winklig angelegt sind.

Besonders beliebt zur Nachahmung sind Madonnen mit Reliquiaren, da sie zu den größten Seltenheiten gehören, und ferner die sogenannten Klappmadonnen. Oft bringt der Fälscher, um die Echtheit augenfällig zu machen, Ergänzungen an und dann natürlich aus möglichst neuem Holz und an nebensächlichen Stellen, während doch gerade die hervorspringendsten Stellen, wie Nase, Hände einer Beschädigung ausgesetzt sind. Der beste Schutz gegen Fälschungen, wenn man von einer Prüfung des Materials ausgeht, ist eine gut erhaltene Bemalung, die sogenannte Fassung.

Falsche Holzskulpturen werden mit Vorliebe in süddeutschen und schweizer Bädern und gern auch in kleinen, aber von Fremden stark besuchten Orten vertrieben. Holzskulpturen, die aus Meran, St. Moritz stammen, sind in der Regel gefälscht.

★

Hinter den Kulissen des französischen Journalismus

Über siebzig Pariser Tageszeitungen bezeichnet der Verfasser des Buches, das unter obigem Titel im Verlag der Deutschen Rundschau, G. m. b. H. (Berlin 1925), erschienen ist, als „gleich käuflich, verlogen und unzuverlässig". Der Verfasser ist ein Pariser Chefredakteur, der das Treiben hinter den Kulissen der französischen Presse gründlich kennengelernt zu haben scheint. Das Überraschende für den deutschen Leser ist die Kühnheit, mit der dieser Verfasser Einzelheiten aus den schamlosen S ch w e i g e g e l d - E r p r e s s u n g e n an der Seine vorführt. „Man bemerke hierbei wohl, daß ich nicht von den kleinen Revolverblättchen rede, wie sie in allen Ländern bestehen, sondern von der großen Pariser Presse — Figaro, Matin, Oeuvre, Petit Journal, Echo de Paris usw." Er veröffentlicht eine Sammlung zahlengenauer Statistiken über die Verteilung von Propaganda- und Schweigegeldern durch die Großbanken, die Spielbank von Monaco (dafür darf kein Selbstmord, kein Regenwetter aus Monte Carlo berichtet werden), durch staatliche Stellen bei offiziellen Anlässen an die wichtigeren Pariser Zeitungen. (Die Panamagesellschaft hat 150 Millionen Goldfranken Bestechungsgelder an Abgeordnete und an die Presse verteilt.) „Nicht für das, was sie druckt, sondern was die Zeitung n i c h t druckt, wird gezahlt."

Bekannte Pariser Journalisten — Gustave Hervé, Henry Bérenger, Arthur Meyer, Gustave Téry, Léon Daudet, André Tardieu, Albert Germain — werden in scharfgezeichneten, schonungslosen Einzelporträts vorgeführt. Von Bestechung, Gesinnungslumperei jeder Art ist da auf allen Seiten zu lesen. Ein einziger französischer Journalist kommt dabei besser weg. Es ist unser grimmigster Feind: Clémenceau. Ihn schildert



sein Pariser Kollege folgendermaßen: „C l e m e n c e a u. — An dem Gartentor seiner Villa zu Auteuil ist ein kleines Schild angebracht: ‚Vor dem Hunde wird gewarnt. Bissig!'

„Mit diesem einen Worte erschöpft sich die Charakteristik des Mannes. Bissig. Beißt nach rechts und links, selbst seine besten Bekannten und Helfer. Freunde hat er nicht. Es ist ihm unmöglich, einen böswilligen, giftigen Witz gegen irgend jemand zu unterdrücken oder seine Menschen- und Politikerverachtung bei Gelegenheit zu verbergen. Er hat nur Feinde, offene oder versteckte. Der beste und kürzeste Beweis seiner geistigen Größe, und auch die Erklärung, warum ihm erst im Greisenalter eine handelnde Rolle in der Regierung Frankreichs zufiel.

„Seine ganze politische Tätigkeit war bis dahin eine rein verneinende. Fast ein ganzes Menschenalter konnte er Minister stürzen, mit spielender Leichtigkeit, ohne je für einen solchen Posten in Betracht zu kommen. Er überragt weit und in jeder Beziehung seine gesamte Umgebung. Von gründlicher, klassischer wie wissenschaftlicher Bildung, ein Meister des geschliffenen und präzisen Sprachstiles, einer der besten Redner Frankreichs, von seltener Urteilsfähigkeit und Menschenkenntnis. Eine der Blüten der lateinischen Weltkultur.

„Persönlich ohne jedes Vorurteil hält er es dagegen für ein Vorurteil, die Vorurteile des Herdenviehs nicht in Betracht zu ziehen, und paßt sich diesen an — im Frieden wie im Kriege. Dadurch hat er ihn gewonnen. Dies ist das große positive Verdienst, welches ihm die künftigen Geschlechter anrechnen werden. Als 1917 alle Politiker an dem Schicksal Frankreichs verzweifelten, als Briand gerne einen Separatfrieden abgeschlossen hätte, aber nicht den Mut dazu fand — er fürchtete erschossen zu werden — sprang dieser alte Mann mit dem unbekümmerten Mute der Jugend in die Bresche und errang den Sieg. Er zögerte keinen Augenblick, eine Million blühender Jugendleiber mehr auf die Wagschale zu werfen, zwei, drei, vier Millionen, Kinder, Männer und Greise zu opfern, selbst die ganze Generation, wenn nötig, die wankende Disziplin zu festigen durch Tausende von Erschießungen mit und ohne Urteil, mit und ohne Grund — damit kann man seine Zeit nicht verlieren. Und er siegte. Das Wichtige in dieser Welt ist, die politischen Grenzen seiner Nation zu erweitern, die Kapitalmacht seines Landes zu größerer Entfaltung zu bringen, verschiedenfarbige Grenzpfähle neu zu bemalen und damit auf den blutigen Wogen der Weltgeschichte in die Unsterblichkeit einzusegeln.

„Höchst unwillig und verdrossen ertrug das Parlamentariergesindel diese Überlegenheit, und bei der allerersten Gelegenheit, mit geheimer Stimmabgabe — das Bekenntnis mit Einsatz der Person hätte keiner gewagt — gaben sie ihm den Fußtritt.

„Er hat gut nach Indien gehen, um Tiger zu jagen, oder bei der Seine-Überschwemmung einen Nachen zu besteigen und Menschen retten zu wollen, es nützt alles nichts — keine einzige Zeile in der Zeitung darüber. Totgeschwiegen! Jeden Morgen sitzt der alte Mann an seinem Kamin, durchfliegt rasch alle Blätter, nirgends mehr der Name Clémenceau.

„Wutknirschend, aber nicht mehr bissig, denn die Zähne sind inzwischen wacklig geworden."

